St. arch. c. 41 f. fo.
V 348.

Rec. Lib. d. Hfaun Reichsrath. 1772 Lib. 13.
f. 262.

Kritische Anmerkungen

über

die Fehler der Maler

wider die geistliche Geschichte

und

das Kostum.

Aus dem Französischen.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung,
1772.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Vorbericht.

Wenn der Maler einen neuen Gegenstand ausführen, oder nach der Geschichte arbeiten will, so ist er an gewisse Regeln gebunden, die er nicht nach Willkühr verletzen darf. Es ist nicht genug, daß er die Natur kennt, so wie sie sich unsern Augen darstellt, er muß die Abänderungen kennen, welche ganze Reihen von Jahrhunderten, und verschiedene Himmelsstriche, in ihr hervorbringen. Handelt der Künstler unrecht, diese Regeln in gleichgültigen Gegenständen zu überschreiten, um wie vielmehr verdient er Tadel, sagt ein gewisser Schriftsteller *), wenn er in solchen Gemälden fehlt,

*) Pelletier von Rouen. Er hat verschiedene gründliche Abhandlungen im Journal von Trevoux

welche eine genaue Beobachtung der Wahrheit erfordern! In diesen Fällen ist die Malerey vornehmlich eine Nachahmung, deren Werth desto mehr geschätzt zu werden verdient, je genauer sie die Gegenstände so vorstellt, wie sie sind, oder gewesen sind. Bey den weltlichen Gegenständen ist die Wahrscheinlichkeit hinlänglich, aber der geistlichen ihr Charakter muß die Wahrheit seyn.

Gleichwohl trifft man eine Menge von Gemälden an, die voll von Unrichtigkeiten und Unwahrscheinlichkeiten sind. Vielleicht ist kein einziges in diesen Stücken vollkommen genau. Bey manchen sieht man die Unrichtigkeit als etwas gleichgültiges an, da sie es doch gleichwohl nicht ist. Ist es zum Exempel gleichgültig, die Geschichte mit der Fabel zu vermengen, so wie Raphael bey seinen Gemälden vom Durchgange durch den Jordan gethan, da er den Fluß personificirt und vorgestellt hat, wie er sein Wasser zurück hält, auf daß die Israeliten durchgehen können?

Alga-

voux im Jahr 1704 und 1705 einrücken lassen, welche schöne Anmerkungen über die Fehler der Maler in geistlichen Gegenständen enthalten.

Algarotti mag diese Erfindung immer als einen Zug angeben, der das Genie des Malers charakterisirt, er muß doch einräumen, daß sie den wahren Geschmack beleidigt, und daß diese Art, ein Wunderwerk vorzustellen, in biblischen Gemälden gefährlich ist.

Derselbe Künstler hat auch einen Fehler anderer Art begangen. Wir lesen im dritten Kapitel der Apostelgeschichte, daß Petrus einen Lahmgebornen gesund machte. Raphael hat ihn als einen Mann, dem man das ganze Bein abgenommen hatte, vorgestellt, und Petrus setzt es durch ein Wunderwerk wieder an. Ja er hat ihm sogar ein hölzernes Bein gegeben, um sich damit fortzuhelfen, da der Text doch sagt, daß er lahm von Mutterleibe an war, und daß man ihn täglich an die Thüren des Tempels trug, weil er nicht gehen konnte. Die Mutter der Zebedeer bittet Christum im Evangelium, ihren beyden Söhnen den ersten Platz in seinem Reiche einzuräumen. Viele Maler haben vergessen, daß diese beyden Brüder Apostel waren, und die Mutter gemalt, wie sie dem Heilande ein paar Kinder vorstellt.

In Vorstellung von Dingen, welche die Kirche glaubt, wird eben so wenig eine Genauigkeit beobachtet, als bey der Geschichte. In Gemälden vom Jüngsten Gerichte, sieht man zuweilen Maria und die Apostel für die Verdammten bitten, als wenn ihre Vorsprache etwas helfen könnte, wenn das ewige Schicksal der Menschen entschieden wird.

Vergleicht man die Gemälde über einerley Gegenstand, so stimmen sie oft eben so wenig unter einander, als mit der Schrift und den angenommenen Meynungen überein. Bey den Kapuzinern in der Gasse S. Honore hat la Hire die Apostel bey einer Himmelfahrt der Maria um ihrem Grabe vorgestellt, wie sie theils das Grab betrachten, und theils die Maria nach dem Himmel fahren sehen. In der Kirche vom heil. Rochus sieht man denselben Gegenstand an der Kuppel der Kapelle der Maria, sehr sinnreich gezeichnet, aber der Maler hat seine Apostel bereits in den Himmel versetzt. Man unterscheidet sehr deutlich den heil. Andreas, Petrus und Paulus, die gleichwohl bey dem Tode der Maria noch lebten.

Bey solchen Fehlern möchte man beynahe wünschen, daß die Maler sich nie an die Vorstellung geistlicher Gegenstände gewagt hätten. Vielleicht muß man ihnen zum Theil die wichtigen Veränderungen zuschreiben, welche zur Zeit der Reformation im sechzehnten Jahrhunderte mit den geistlichen Malereyen vorgiengen. Es waren um diese Zeit sehr anstößige Misbräuche in den Vorstellungen der heiligen Bilder eingerissen; um schön zu malen, und etwas neues zu erfinden, setzte man den Wohlstand und die Wahrheit bey Seite. Schon zu Anfange des funfzehnten Jahrhunderts machte Johann Gerson den damaligen Mächten Vorstellungen wegen der unanständigen Gemälde. Man hörte ihn aber nicht, und die Kirchen blieben voll von den lächerlichsten Bildern.

Wenn man zu diesem wunderlichen Geschmacke der alten Maler, alle Bilder mit falschen Gedanken anzufüllen, die damaligen Gebräuche hinzusetzt, so konnte es nicht anders seyn, die Gemälde mußten abgeschmackt und gefährlich werden. In der sogenannten goldnen Legende war das Wahre, aus Neigung

zum Wunderbaren, unter einer Menge von Fabeln versteckt. In den Arten von Trauerspielen, die man damals in Frankreich Mysteres nannte, welche die Priester aus verkehrtem Eifer verfertigten, und der gemeine Mann mit heiliger Einfalt ansahe, trift man merkwürdige Beyspiele des wunderlichen Geschmacks damaliger Jahrhunderte an. Die Künstler entlehnten ihre Gemälde aus diesen Legenden und Mysterien, und brachten komische Erfindungen, und die größten Unwahrscheinlichkeiten von der Schaubühne in die Kirchen.

Diese Misbräuche bedurften allerdings einer Verbesserung. Luther und Calvin waren diejenigen, welche sie abzuschaffen suchten: vielleicht trieb es lezterer zu weit, wenn er die Gemälde gänzlich aus den Kirchen verbannen wollte. Die Kirchenversammlung in Trident wählte die Mittelstraße, und trug den Bischöffen auf, alle Gemälde vor ihrer Aufstellung zu untersuchen *). Der heil. Karl Bor-

*) Statuit sancta Synodus nemini licere vllo in loco vel Ecclesia, etiam quomodo libet exemta, ullam insolitam ponere vel ponendam curare imaginem, nisi ab Episcopo approbata fuerit etc.

Borromeus, war einer der ersten, welcher dieser Verordnung nachzukommen suchte, und er brachte auf der Kirchenversammlung zu Mayland im Jahre 1563 eine weitläuftige Verordnung wegen Vorstellung der Bilder zu Stande, wodurch den Bischöffen anbefohlen wurde, keine Bilder zu dulden, welche nicht mit der heil. Schrift, den Traditionen und den Kirchenvätern übereinstimmten, und alle Vorstellungen, die man nicht dadurch, oder durch andere glaubwürdige Scribenten, beweisen konnte, zu verwerfen. Bey allen Statuen und Gemälden soll, dieser Verordnung zu Folge, nichts in der Stellung, Kleidung, den Zügen, und dem Ganzen seyn, das nicht anständig, edel und erbaulich ist.

Verschiedene Geistliche haben theils auf der Kanzel, theils in Schriften, diesen Misbrauch ebenfalls abändern wollen. Unter andern verfertigte Johann Molan eine historische und theologische Schrift *) zum Nutzen der Künstler und anderer guten Christen. Al-

*) Johann Molan, ein bekannter Theologe und Professor zu Löwen, gab im Jahre 1570 eine Abhandlung von der Verehrung und dem Misbrau-

che

le dieſe Bemühungen waren von ſchlechten Folgen, und die Verordnungen der Kirchenverſammlungen wurden entweder gar nicht, oder nur auf eine kurze Zeit beobachtet.

Inzwiſchen verurſachte der Geſchmack am wahren Schönen und an der Natur, welcher um dieſe Zeit in den Künſten eingeführt wurde, auch eine glückliche Veränderung in den Gemälden. Die Künſtler ſuchten in allen ihren Werken ein edles und zugleich gefälliges Anſehen. An die Stelle der ehemaligen froſtigen Zuſammenſetzungen, traten nunmehr wahre und erhabne. Man fehlte nicht mehr in allen Bildern gegen die Perſpektiv; durch Beobachtung des Lichts und Schattens, gab man dem Ganzen eine Haltung, und brachte dadurch gleichſam Leben und Bewegung in die Gemälde. Man ſuchte den Gewändern ei-

nen

che der Bilder heraus unter dem Titel: Ioh. Molani de Picturis et imaginibus ſacris liber unus, tractatus de vitandis circa eas abuſibus et earundem ſignificationibus. Der Abt Mery hat einen Theil davon 1765 frey überſetzt, und mit Zuſätzen vermehrt unter dem Titel: Theologie des Peintres eraus gegeben.

nen zierlichen und ungekünstelten Wurf zu geben, wählte schöne und richtige Verhältnisse, beobachtete die Einheit der Zeit, des Orts und der Handlung. Jede Figur hatte eine Verbindung mit dem Ganzen, und in ihren Augen, in jedem Zuge, in jeder Bewegung, sahe man gleichsam, was in ihrem Herzen vorgieng. Die Gemälde waren nunmehr Spiegel, welche die Natur in ihren kleinsten Veränderungen und Nüanzen auf das getreueste darstellten.

Diese für die Malerey so günstige Epoche hatte inzwischen nicht in allen Stücken den rechten Einfluß auf die geistlichen Gemälde. Die Meisterstücke jener großen Künstler, verblendeten die Augen. Man sahe auf deren Vollkommenheit; und die Illusion, welche den Zuschauer mit sich fortriß, verursachte, daß er darüber auf die Wahrheit der Vorstellung nicht Acht gab. Dadurch wurden die Misbräuche unter dem Deckmantel der übrigen Schönheiten fortgepflanzt. Denn wenn man einige gar zu lächerliche Einfälle ausnimmt, so trifft man in den heutigen geistlichen Gemälden dieselben Fehler in der Geschichte, in den

angenommenen Meynungen der Kirchen, und in dem Kostum an, welche vor dreyhundert Jahren eingeschlichen waren. Darf man sich darüber wundern? Die Natur bildet die Künstler, aber nicht die Gelehrten, und noch weniger die Theologen. Wir erstaunen über die Werke mancher Maler, die kaum lesen konnten, und also nicht im Stande waren, aus den Quellen zu schöpfen, und die Fehler ihrer Vorgänger zu verbessern.

Verlangt man aber nicht zu viel, wenn der Künstler die Geschichte, und gleichsam ein theologisches System im Kopfe haben soll? Das Leben eines Menschen ist ohnehin nicht zureichend, das Buch der Natur zu studiren; will der Künstler sich Lob erwerben, so darf er dieses nie aus den Augen lassen. Wie kann er also viele Zeit auf das Lesen, und auf die Untersuchung der geistlichen Geschichte wenden? Er wird dadurch zerstreut, und dringt in keinen Gegenstand tief genug ein, welches gleichwohl das einzige Mittel ist, um Meisterstücke hervorzubringen. Er liefert richtige, aber mittelmäßige Werke, weil der gar zu große Fleiß das Genie erstickt.

Ich will mich jetzt bey diesem Einwurfe nicht aufhalten, sondern nur die Maler, in Ansehung der geistlichen Gemälde, damit entschuldigen, daß ihre Fehler nicht vorsetzlich, und ihre Absichten hingegen gut und rein sind. Gleichwohl ist nicht zu läugnen, daß ihre Fehler selten gleichgültig sind, und daher so viel möglich vermieden werden müssen: Ferner, daß man sie ohne hinlängliche Kenntnisse von der Religion, und der Geschichte selbst, nicht vermeiden kann, und daß folglich Künstler, welche sich in geistlichen Gemälden einen wahren Ruhm erwerben wollen, bey dem Studium der Natur, die Geschichte und Theologie nicht aus der Acht lassen müssen.

Dieß ist so weitläuftig nicht, als es scheint. Man kann es den Künstlern sehr erleichtern, wenn man ihnen ein nach einer gewissen Ordnung eingerichtetes Werk in die Hände liefert, welches alle Fehler der Maler in geistlichen Gemälden enthält, und darinn sie gleichsam mit einem Blicke übersehen können, was sie thun und lassen müssen. Ich habe zu dem Ende über einen Theil der Geschichte des neuen Testaments Anmerkungen gemacht, und be-

sonders

sonders über Gegenstände, welche bereits von Malern vorgestellt worden, und die gleichsam eine Folge der beyden ersten Epochen der Geschichte des Neuen Testaments ausmachen. Meine Anmerkungen erstrecken sich über das, was kurz vor der Geburt des Heilandes, und in den zwölf ersten Jahren seines Lebens vorgegangen. Ich suche den Malern Erläuterungen über die Wahrheit der Geschichte, der Sätze der Religion, der Sitten und des Kostums zu geben. Ich zeige ihnen nicht nur, was die bisherigen Maler gewagt haben, vorzustellen, sondern bey Gelegenheit auch, wie sie sich dabey hätten verhalten sollen. Die Begierde zu nutzen, und die Wahrheit in ein mehreres Licht zu stellen, sind die Triebfedern meines Unternehmens gewesen.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Die Genealogie Christi.

Die Evangelisten, Lukas und Matthäus, haben uns das Stammregister des Heilandes geliefert. Wir lernen dadurch alle seine Vorfahren in gerader Linie kennen: das eine fängt von Abraham an, und steigt bis auf Christum herunter, und das andre geht von Christo bis auf Adam zurück. Ein Stammbaum ist freylich kein wichtiger Gegenstand für einen Maler, zumal in gerader Linie, und wenn die wenigsten Personen, nur den Namen nach, bekannt sind. Gleichwohl haben es einige Künstler, wenn sie anders den Namen verdienen, gewagt, dieses vorzustellen. Wir wollen sehen, wie es ihnen gelungen.

Man denkt vielleicht, daß sie die Figuren der Vorfahren des Heilandes neben einander hingestellt, wie die Evangelisten solche angeben, und einige Attribute, die sich auf diese Familie beziehen, hinzugefügt. Diese Vorstellung war ihnen zu simpel, ihre Einbildungskraft brachte eine weit sonder-

sonderbarere hervor. Aus dem Leibe eines auf der Erde liegenden alten Mannes steigt ein grosser Baum hervor, der sich in Aeste und viele Zweige ausbreitet. Aus den Spitzen der Zweige wachsen gleichsam Blumen hervor, die dem Kelch einer Eichel gleichen, worauf Postemente mit Büsten stehen. Die Büsten sind meistens mit Kron und Zepter versehen; den einzigen David kennt man an der Harfe. Auf der obersten Spitze bemerkt man eine weibliche Figur mit einem nackenden Kinde auf dem Arme.

So sehen die Vorstellungen von dem Stammbaum des Heilandes aus. Vergleicht man ihn mit den Evangelisten, so fällt das Abgeschmackte und Unwahre gleich in die Augen. Die Evangelisten haben bey Anzeigung des Geschlechts nicht einerley Ordnung beobachtet; wollte man also einen richtigen Stammbaum liefern, so müßte man beyde mit einander vergleichen, und zugleich vorstellen. Die Maler sind hingegen nur bey einem geblieben, und dadurch der Wahrheit zu nahe getreten. Gesetzt aber auch, sie hätten recht daran gethan, so müßten sie sich doch wenigstens entweder an den Matthäus, oder an den Lukas genau binden. Dieses haben sie aber unterlassen.

Mat-

Matthäus zählt vierzehn Generationen von Abraham auf David, von David bis auf die Babylonische Gefangenschaft gleichfalls vierzehn, von dieser bis auf Christum eben so viel, folglich in allen zwey und vierzig Generationen. Die Maler stellen aber bey ihrem Stammbaum nur funfzehn bis zwanzig vor; kann man ihnen dieses verzeihen? Dieser Fehler wird bey denen, welche sich nach dem Lukas richten, noch beträchtlicher, weil dieser bis auf den Adam zurückgeht, und gar vier und achtzig Generationen angiebt. Die Künstler, welche nur zwanzig vorstellen, wählen solche Personen, die sie durch ihre Attribute kenntlich machen können, auf die andern wird nicht geachtet.

Matthäus führt das Stammregister auf den Joseph fort, der gleich vor Christo steht, bey dem Lukas folgt Joseph ebenfalls gleich auf Christum. Die Maler weisen dem armen Joseph aber nicht einmal ein kleines Plätzgen an, und setzen Maria mit dem Kinde auf der Spitze ihres Baumes. Beyde Evangelisten bleiben bey der geraden aufsteigenden Linie, was bedeuten also die vielen Zweige, die sich rechts und links von dem Stammbaume ausbreiten? Sollten sie nicht wissen, daß dieses Seitenlinien anzeigt, und daß folglich alles dadurch verwirrt wird?

Dergleichen Abbildungen laufen gegen das, was man insgemein von dem Geschlechtsregister des Heilandes glaubt. Ich habe schon angezeigt, daß die Maler den Joseph ganz auslassen, obgleich die Evangelisten seiner ausdrücklich erwehnen. Andere haben gesucht, diesen Fehler zu vermeiden, und sowohl die mütterliche als väterliche Abkunft des Heilandes vorgestellt. Beyde Genealogien steigen daher aus einem Stamme hervor, vereinigen sich an einigen Stellen, und endigen sich endlich mit dem Bildnisse des Heilandes in einem Alter von drey und dreyßig Jahren. Vor diesem Bildnisse steht auf einer Seite die Buste der Maria und auf der andern die vom Joseph. Der Künstler scheint dadurch anzeigen zu wollen, daß die eine Seite die Genealogie von Joseph, und die andre die von der Maria andeutet, welche einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, und sich zuweilen vereinigen.

Weil die Evangelisten dem Joseph einen verschiedenen Vater geben, so sind daraus verschiedene Muthmaßungen entstanden; einige suchen diesen Unterschied auf die Art zu heben, daß sie annehmen, Matthäus erzähle die Voreltern des Josephs, und Lukas die von der Maria. Ohne mich dabey aufzuhalten, erinnere ich nur, daß

diese

diese Meynung niemals angenommen worden, und auch nicht bewiesen werden kann.

Maria und Joseph waren aus dem Stamm Juda, sie stammten von David ab, und hatten, wie man glaubt, viele gemeinschaftliche Voreltern. Wenn die Namen in den beyden Geschlechtsregistern nicht völlig übereinstimmen, so rührt es daher, daß eines die natürliche Folge der Generationen angiebt, und bey der andern, auf die Erbfolge nach den Jüdischen Gesetzen gesehen worden; beyde enthalten aber die Vorfahren Josephs. Wollte man zwey verschiedene Genealogien annehmen, wie in den jetzt beschriebenen Gemälden geschehen, das wäre wider die von jeher in der Christenheit angenommene Meinung.

Die Maler haben auch dadurch in der Vorstellung des Stammbaums Christi gefehlt, daß sie die vier Weiber, deren Matthäus gedenkt, nämlich die Thamar, Rahab, Ruth und Bathseba ausgelassen. Der Evangelist hat gewiß seine Ursachen gehabt, warum er diese vier in der Jüdischen Geschichte nicht unbekannte Personen erwehnt, und der Künstler könnte sie leicht durch ihre Attribute unterscheiden. Man gäbe zum Exempel der Thamar den Stab, den Ring und das Armband, welches sie vom Juda empfieng, als er sie schwängerte: Rahab bekäme den Korb

und den Strick, wodurch sie die Kundschafter des Josua aus den Fenstern von Jericho hinab ließ; Ruth trüge Kornähren, weil sie solche auf dem Felde des reichen Boas auflas, und Bathseba, des Davids Gemahlinn zeichnete sich durch die Krone aus, welche sie ihrem Sohne Salomon an seinem Hochzeittage aufsetzte.

Bisher haben wir an dergleichen Gemälden nur das getadelt, was wider die Geschichte und einmal angenommene Meinung läuft, wollte man sie nach dem Kostum untersuchen, so würde sich die Anzahl der Fehler noch weit mehr häufen. Die Maler haben nicht daran gedacht, daß die Genealogie nach dem Lukas einen Zeitraum von vier tausend Jahren begreifet, und daß sich das Kostum in dieser Zeit oft verändert haben muß. Diese Veränderungen sollten in ihren Gemälden einigermaßen angedeutet werden.

Die Kleidung der ersten Menschen war sehr einfach, sie bestand aus Federn, Fellen, Blättern und Baumrinden. Die weitschweifigen Gewänder, welche die Maler den Patriarchen vor der Sündfluth beylegen, sind also wider die Vernunft und die Geschichte. Der Mantel des Noah, die Kleidung des Esau, welche Rahel dem Jakob anlegte, um des Isaacs Seegen zu erschleichen; der bunte Rock, worüber des Josephs

Brüder neidisch wurden; der Ring, das Armband und der Stab, welchen der Patriarch Juda seiner Schwiegertochter, der Thamar, gab, könnten den Malern einigermaßen, in den Zeiten kurz nach der Sündfluth, zur Richtschnur dienen.

Moses befahl den Aussätzigen, das Haupt nicht zu bedecken, um sie von andern zu unterscheiden, folglich giengen die Juden zu Moses Zeiten mit bedecktem Haupt, ein Umstand, darauf die Künstler Acht geben sollten, der den Zeitpunkt charakterisirt, und diejenigen, welche man vorstellen will, zu unterscheiden dient. Es wäre zu weitläuftig, alle Veränderungen in dem Kostum eines Zeitraums von vier tausend Jahren zu untersuchen, um daraus den Malern zu zeigen, wie sie solche bey der Genealogie des Heilandes anbringen müssen.

Zweytes Kapitel.

Von der heiligen Anna, und dem heiligen Joachim.

Man weiß nicht viel von den Vorfahren Christi von mütterlicher Seite. Der heilige Augustin behauptet wider den Faustus, daß man die Namen der Eltern der Maria, nur aus Apo-

kryphischen Büchern, angeben kan. Man glaubt insgemein, Maria sey aus dem Stamm Juda und dem Geschlechte Davids gewesen: einige setzen noch hinzu, daß sie auch vom Aaron, und folglich zugleich aus königlichem und hohenpriesterlichem Geblüte war. Einige haben die Namen ihrer Eltern schlechterdings verworfen, nicht nur weil sie blos in den Apokryphischen Büchern stehen, sondern weil sie solche für erdichtet halten. Die Katholische Kirche nimmt Anna als die Mutter, und den Joachim als den Vater der Maria an, und hat beyde unter die Zahl der Heiligen versetzt.

Als Pabst Gregorius der Funfzehnte ein besondres Fest für diese Heiligen verordnete, verwarf er zugleich, was von ihnen in den Apokryphischen Büchern steht, als Fabeln. Da viele wider das sind, was die Katholische Kirche glaubt, so wollen wir den Malern die vornehmsten anzeigen, auf daß sie sich dafür hüten können.

In dem sogenannten Protoevangelium des Apostels Jakobs heißt es, Joachim war ein reicher Mann, der viele Heerden besaß. Dieß stimmt nicht mit der Armuth der Maria überein, in der ihre reichen Anverwandten sie nicht gelassen haben würden. Der Maler darf diese Anmerkung nicht aus der Acht lassen; er gebe den Eltern der

Maria

Maria sehr einfache Gewänder, und bringe bey ihnen nichts kostbares an. Schöne Zimmer, prächtiges Geräthe, mit einem Worte, nichts was die Ueppigkeit verräth, darf sich bey der Anna und dem Joachim finden.

Nach andern Apokryphischen Schriftstellern war Joachim ein Priester, dieß ist zwar der angenommenen Meinung der Katholischen Kirche nicht zuwider, da diese aber jene Bücher verwirft, und weil einige, zum Exempel Faustus der Manicheer, deswegen geleugnet, Christus sey der Meßias, so müssen die Maler, alles was Anlaß geben könnte, dieses zu muthmaßen vermeiden. Wäre Joachim auch wirklich ein Levite gewesen, so ist deswegen nicht nöthig, ihn in priesterlichen Kleidern vorzustellen. Josephus sagt, daß die Priester solche nur während des Dienstes trugen: sonst hatten sie weltliche Kleider an, und unterschieden sich nicht von den andern Juden.

So lieset man auch, Anna sey alt und unfruchtbar gewesen, als sie die Maria durch ein Wunderwerk empfangen. Die lächerlichen Erzählungen davon werde ich künftig berühren, sie sind aber nie als wahr angenommen worden. Man glaubt, Anna sey noch in dem gewöhnlichen Alter, Kinder zu zeugen, gewesen, als sie die Maria geboren. Die Kirchenväter erwehnen nichts

von dieser Unfruchtbarkeit. Wäre sie wahr, sollte man nicht muthmaßen, der Engel Gabriel würde sich eher bey der Verkündigung auf das Beyspiel von der Maria ihrer Mutter, als auf das von der Elisabeth berufen haben?

Hieraus folgt, daß die meisten Maler, als Hallé und andre gefehlt, wenn sie die Anna gar zu alt abmalen. Es scheint, daß einige sie mit Fleiß in einem zum Kinderzeugen unfähigem Alter vorstellen: eine Freyheit, die keineswegs erlaubt ist. Wäre Anna zur Zeit der Geburt der Maria wirklich so alt gewesen, so hätte ein Wunderwerk geschehen müssen, davon sich nirgends etwas findet.

In oben angeführten Büchern heißt es auch, Anna habe nach Joachims Tode noch zwey Männer gehabt, und mit jedem eine Tochter erzeugt, daraus in kurzer Zeit eine zahlreiche Familie entstanden. Was für ein Gemische von Unwahrheiten! bald ist sie zu alt, und gebiert Maria durch ein Wunderwerk, bald heyrathet sie noch nachher zwey Männer, und zeugt mit einem jeden eine Tochter! Ich mache diese letzte Anmerkung, weil die Verfasser der alten biblischen Schauspiele (mysteres) diese Meinung von der dreyfachen Heyrath annehmen, und weil Johann Molan den Malern vorwirft, daß sie die Familie der

Anna oft gar zu zahlreich vorstellen. Selbst die Katholische Kirche verwirft diese Meinung, und glaubt, Anna habe nur einen Mann, und mit ihm die einzige Maria zur Tochter gehabt.

Drittes Kapitel.

Von der Empfängniß der Maria.

So nöthig es den Malern überhaupt ist, den Ort zu wissen, wo eine Handlung vorgefallen, so dürfen sie sich doch um den Streit, ob Maria in Nazareth oder Jerusalem empfangen worden, nicht bekümmern. Die Sache selbst vorzustellen, gehört nicht für den Pinsel, inzwischen hat es Anlaß zu den Gemälden gegeben, wovon Johann Molan, und Ayala *) reden, und die wegen des Sonderbaren angemerkt zu werden verdienen.

Wir wollen zuvor die Quellen anzeigen, daraus die Maler solche genommen. In dem Protoevangelium des Apostels Jakobs heißt es, als Joachim im Tempel zu Jerusalem eine gewisse Gabe darbringen wollen, habe ein Jude, Namens

*) Ein spanischer Mönch, von dem man ein gelehrtes Werk von den Fehlern der Maler hat, welches zu Madrid 1730 unter dem Titel: der christliche Maler, gedruckt ist.

Ruben, ihn unter dem Vorwande, daß der Anna ihre Unfruchtbarkeit ihn zum Unehrlichen mache, abgewiesen. Joachim habe sich nicht getrauet zu Hause zu gehen, sondern vierzig Tage in der Wüsten mit Fasten und Beten zugebracht, und Anna inzwischen den Verlust ihres Mannes beweint. Ihrer Magd wurde die Zeit bey den ewigen Klagen lange, sie machte der Anna an einem Festtage, wo alles vergnügt seyn sollte, Vorwürfe darüber; als dieses nichts half, rückte sie ihr die Unfruchtbarkeit vor, und brachte sie endlich dahin, daß sie die Trauer wegen des Joachims ablegte. Anna gieng darauf geputzt in ihren Garten, wo alle Gegenstände das Andenken ihres Gemals erneuerten. Der Anblick eines Vogelnestes erinnerte sie an ihre Unfruchtbarkeit; sie bat deswegen den Himmel, ihr den Aufenthalt ihres Mannes anzuzeigen, und sie nicht länger mit der Unfruchtbarkeit zu strafen. Darauf verkündigte ihr ein Engel, daß ihr Gebet erhört wäre; zwey andere erschienen bald hernach, und vertrösteten sie auf die baldige Zurückkunft des Joachims. Dieser stellte sich auch wirklich wieder ein, und Anna gebar neun Monate darauf die Maria.

In dem so genannten Buche von der Kindheit Christi wird die Sache etwas anders erzählt.

Anna

Anna und Joachim werden als fromme und reiche Eheleute angegeben, die ihre Einkünfte in drey Theile theilten; den einen behielten sie für sich, der andere war für den Tempel und die Priester bestimmt, und den dritten gaben sie den Armen. Als Joachim eines Tages seine Gabe im Tempel darbringen wollte, wies ihn der Hohepriester Jsaschar als einen Mann ab, dessen Saame verflucht wäre. Joachim begab sich deshalben voll Betrübniß in eine Gegend, wo viele Heerden weideten, und brachte seine ganze Zeit mit Beten zu. Endlich verkündigte ihm ein Engel, daß sein Gebet erhöret worden, und eben diese Verheißung geschah auch der Anna. Beyden gab der Engel als einen Beweiß der Erhörung ihrer Seufzer an, daß sie in den Tempel gehen sollten, wo sie einander unter der goldenen Thüre begegnen würden. Dieß geschahe, und Anna wurde schwanger.

Diese Mährchen wurden ehemals in Frankreich in den sogenannten Misterien auf die Bühne gebracht, und durch die damaligen Dichter noch weiter ausgeführt. Man sahe das Seufzen und Beten der Eltern der Maria, die Erscheinung des Engels; Joachim gieng auf der einen Seite, und Anna auf der andern nach Jerusalem. Sie trafen sich bey der goldnen Thür des

Tem-

Tempels an, erzählten einander die Verheißungen des Engels, die Scene endigte sich mit einem Kuß, wodurch Anna schwanger wurde. Die Maler kopirten solche, sie waren froh, daß sie die Empfängniß der Maria mit Anstande vorstellen konnten, ohne sich weiter um die Wahrheit der Sache zu bekümmern. Die Vorstellung gefiel auf dem Theater, und nunmehr bewunderte man sich auch in Gemälden. Auf den Fenstern der Marienkapelle der Kirche von Sanct Gervais in Paris ist diese ganze Erzählung in verschiedenen Bildern vorgestellt zu sehen.

Diese wunderbaren Gemälde dienten den Kirchen eine geraume Zeit zur Zierde. Olivier Maillard, welcher zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts starb, eifert in einer seiner Predigten sehr über ein gewisses Gemälde, welches den Kuß der Anna und des Joachims bey der goldnen Thüre vorstellte, mit der Beyschrift: so wurde Maria empfangen. Nachdem große Zänkereyen über die Empfängniß der Maria, zwischen gewissen Mönchsorden, entstanden, und deswegen im Jahr 1476 und 1483 Verordnungen von Pabst Sixt dem Vierten erschienen waren, verbannte man die bisherigen Gemälde von der Empfängniß der Maria, und an deren Stelle kamen andre

dre auf, die mit einigen Veränderungen bis auf den heutigen Tag beybehalten sind.

Zum Verständnisse dieser Gemälde ist zu wissen, daß man die Frage aufgeworfen, ob Maria, so wie alle andere Menschen, mit der Erbsünde geboren worden. Es scheint, man habe es von den ältesten Zeiten her geleugnet. Zu den Zeiten der Kreuzzüge kam diese Streitfrage aus dem Orient nach dem Occident. Die Orientaler feyerten das Fest ihrer Reinigung von der Erbsünde den Tag nach dem Empfängnißfest. Im Occidente gieng man noch weiter, und stritte sich, ob diese Reinigung, während oder unmittelbar nach der Empfängniß geschehen. Der sogenannte Doctor Subtil brachte das Argument von den drey Möglichkeiten auf, und behauptete diejenige, welche der Maria am meisten Ehre machte *).

Dieser Schluß wurde bald darauf fast allgemein angenommen, und man glaubte nunmehr die unbefleckte Empfängniß der Maria durchgängig. Man führte sogar ein Fest, derselben zu Ehren, auf den achten December, ein. Darf man sich wun-

*) Er schloß folgendergestalt: Gott hat Maria der Erbsünde entweder gar nicht, oder auf einen Augenblick oder auf einige Zeit theilhaftig werden lassen. Nun wissen wir dieses zwar nicht, aber es ist wahrscheinlich, das Beste von der Maria zu glauben, wenn es nicht wider die heilige Schrift und die Autorität der Kirche streitet.

wundern, daß die Maler gesucht, diese unbefleckte Empfängniß in Gemälden vorstellig zu machen. Die meisten nehmen die Scene von diesem Wunder im Himmel an, als wenn die heilige Dreyeinigkeit dabey gewürkt hätte. Manche stellen Christum dabey, entweder am Kreuze, oder mit dem Kreuze in der Hand, oder mit den fünf Wundenmalen, vor, welches alles grobe Fehler sind, weil Christus bey der Empfängniß seiner Mutter noch nicht Mensch geworden war.

Unter der Gruppe der heiligen Dreyeinigkeit sieht man eine junge Person, welche glänzt, wie die Sonne, diese soll Maria vorstellen. Auf manchen alten Gemälden ist sie von vielen mit Schildern bewaffneten Engeln umgeben, um die von den unten befindlichen Teufeln abgeschossenen Pfeile abzuhalten. Einige Maler haben anstatt der Schilde den Engeln allerley Sinnbilder der Unschuld und Reinigkeit der Mutter Gottes in die Hände gegeben, z. E. Rosen, Lilien, einen Stern, eine verschlossene Thüre; Von Boulogne hat noch einen Regenbogen, und ein Rauchfaß nach heutiger Art hinzugefügt. Das Rauchfaß ist nicht so gut, und darf nicht nachgeahmet werden. Sonst findet man auch noch einen Brunnen, einen Spiegel, und eine Säule unter diesen Sinnbildern.

Der Spiegel verdient wegen des Kostums einen Tadel. Die Maler haben zum Theil moderne Spiegel gemalt, ob man gleich damals noch nichts vom Glase wußte. Wenn es gleich nur ein Sinnbild ist, so dünkt mich, muß man dennoch nicht wider das Kostum handeln. Anstatt der Teufel mit den Pfeilen, hat la Fosse einen Engel abgebildet, der einen Drachen mit seinem Flammenschwerdte in den Abgrund jagt. Andre haben bloß einen feuerspeyenden Drachen unter den Füßen der jungen Person gemalt.

Manche bringen auch den Joachim und die Anna auf das Gemälde, als wenn sie den Himmel auf den Knien um eine Gnade bäten, oder als wenn sie auf ihre künftige Tochter sähen, und von deren Glanze geblendet würden. Letzteres scheint voraus zu setzen, als wenn die Eltern die unbefleckte Empfängniß ihrer Tochter gewußt hätten, welches nirgends geschrieben stehet. Alle diese Arten von Vorstellungen sind jetzt aus der Mode gekommen. Man hat die Gruppe der Dreyeinigkeit, die Eltern der Maria, das flammende Schwerdt, die Sinnbilder, und den Drachen weggelassen, und nennt heutiges Tages ein Bild von der unbefleckten Empfängniß der Maria, eine junge Frauensperson mit einer Krone von zwölf Sternen auf dem Haupte, die mit

Strah-

Strahlen umgeben ist, und unter den Füßen einen halben Mond hat, der mit einer Schlange umwunden ist.

Die letztere Vorstellung soll sich zum Theil auf die Offenbarung Johannis, wo eine Frau vorkommt, die mit Strahlen umgeben ist, den Mond unter den Füßen, und eine Sternkrone mit zwölf Sternen auf dem Kopfe hat, zum Theil auf die Worte aus dem ersten Buch Mosis gründen, sie wird der Schlange den Kopf zertreten. Allein zu geschweigen, daß keiner der Kirchenväter gedachte Stellen auf diese Weise ausgelegt hat, so muß jene Stelle aus der Offenbarung ganz anders erklärt werden. Da die Schlange durch ihre Verführung Schuld an der Erbsünde war, so ist sie noch für diejenigen, welche die unbefleckte Empfängniß der Maria behaupten, das beste Sinnbild derselben.

Zuweilen steht Maria auch auf einer Erdkugel, welches ebenfalls ein gutes Sinnbild ist, weil Maria auf der Erde über die Schlange gesiegt hat. Da der Mond ein fester runder Körper ist, und dessen Hörner nur den Theil anzeigen, welchen die Sonne bescheint, so ist es unnatürlich, sich den gehörnten Mond als einen besondern Körper vorzustellen, um den sich die Schlage winder. Eben so widersinnig ist es, wenn sich die

Spi-

Spitzen der Hörner gegen die Maria drehen. Denn wenn die Maler annehmen, wie sie thun, daß Maria von der Sonne umgeben ist, so muß Maria auf der äußern Rundung des Mondes, und die Spitzen müssen abwärts stehen.

Die Figur der Maria ist zwar willkührlich, weil es unmöglich ist, sich eine noch nicht empfangene Person zu gedenken, inzwischen thut der Künstler doch wohl, sie nicht zu alt vorzustellen. Ayala schlägt ein Alter von zwanzig Jahren dazu vor. Andere verlangen einen Schleyer auf dem Haupte der Maria, wenigstens giebt ihr das zierliche zurückgebundene Haar ein zu galantes Ansehen. Le Brun hat sich in seinem Gemälde von der Empfängniß eine andre Freyheit genommen. Das Gewand der Maria besteht aus einem dünnen Flor, durch den der ganze Kontur des Körpers scheint. Zum Glücke hat er keine Nachahmer gefunden. Gemeiniglich ist die Kleidung der Maria zu sehr geputzt: ein simples weißes Gewand scheint sich am besten für sie als eine reine und unbefleckte Jungfer zu schicken. Anton Coypel ist vielleicht der einzige, welcher alles symbolische der andern Maler weggelassen. Er deutet die unbefleckte Empfängniß durch einen Lichtstrahl an, der von der Gottheit ausgeht, und in den Busen der Anna fährt. Ein Engel,

welcher den Blitz auf einen Drachen schleudert, macht die Vorstellung noch deutlicher. Man kann diesen Gegenstand nicht simpler und historischer abbilden.

Viertes Kapitel.

Die Geburt der Maria.

Es gieng mit der Empfängniß und der Geburt der Maria nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur zu *). Die Maler haben sich auch nicht von dieser Meinung entfernt. Sie haben die Sache nur zuweilen, wie wir bald sehen werden, gar zu natürlich abgebildet.

Man weiß weder den Ort, noch die Tages- und Jahreszeit der Geburt der Maria. Einige geben Sephoris, andre Jerusalem, und noch andre Nazareth an, ja die letztern wollen sogar behaupten, Maria sey in dem sogenannten heiligen Hause zu Loretto geboren. Daran liegt dem Maler nichts: die andern Umstände sind eben so wenig bekannt. Ueberhaupt hat der Begriff von einer Frau, welche niederkommt, so wenig anständiges, daß man den Künstler lieber gar mit der-

*) Im Jahr 1677. verdammte der Pabst einen Neapolitaner, welcher behauptete, Anna habe die Maria geboren, ohne daß sie aufgehört habe, eine Jungfer zu seyn.

dergleichen Vorstellungen verschonen möchte. Gleichwohl findet man viele Gemälde von der Geburt der Maria.

Alle Maler wählen den Tag dazu, warum könnte man aber, weil die Geschichte nichts bestimmt, auch nicht die Nacht wählen, um dadurch eine schönere und pikantere Wirkung hervor zu bringen, zumal da die Nacht der Sache selbst angemessener scheint? Gemeiniglich sieht man eine Frau in einem Zimmer, das mit dem unsrigen viel ähnliches hat, im Bette liegen, und im Begriff, eine Suppe die man ihr bringt, zu essen. Zur Seite werden die Windeln vor einem großen Kamin gewärmet, und in der Mitte des Zimmers sind die Weiber im Begriff, das neugeborne Kind zu baden. Dieß ist ohngefähr der Entwurf der Gemälde, welche man eine Geburt der Maria nennt.

Ich sahe vor einiger Zeit ein kleines Mädchen, das ihre Mutter, wegen eines solchen Gemäldes, durch unzählige Fragen, was dieses alles bedeuten sollte, in große Verlegenheit setzte. Die Mutter wurde endlich verdrießlich, und warf das Bild ins Feuer. Dieß rechtfertigt meine obige Anmerkung, es giebt Gegenstände, welche man lieber verschweigt, und nicht vorstellt. Allein, wenn man auch gleich, wie einige thun, das Wun-

derwerk, daß Anna ohne Schmerzen geboren, nicht annimmt, ist es deswegen unumgänglich nöthig, die Anna auf einem Bette liegend abzumalen? hat Rubens in seinem herrlichen Gemälde von der Entbindung der Maria von Medicis nicht ein gutes Beyspiel davon gegeben?

Warum mußte der Augenblick gewählt werden, daß die Hebamme das Kind in eine Wanne taucht? Wenn der Gebrauch auch bey den Juden üblich gewesen wäre, so ist es doch kein anständiger und gefälliger Anblick, und man könnte die Geburt eines Kindes auf eine andere Art anzeigen. In den vorigen rohern Zeiten stellte man zwar auch die Geburt der Maria in den Misterien vor, aber Anna kam hinter einem Vorhange in einem Alkoven nieder, und das Kind erschien in Windeln auf dem Theater; wir hingegen, die wir weit feiner seyn wollen, wir sind weit weniger behutsam und auf den Wohlstand bedacht. In einigen Gemälden sieht man gar eine Frau, welche die Suppe kocht; wenn ich auch annehme, daß das Suppetrinken im Orient gebräuchlich war, so folgt doch nicht, daß es gleich nach der Niederkunft geschehen mußte, und daß der Maler es mit in sein Gemälde bringt.

Ueberhaupt sind alle Gemälde von der Geburt der Maria sowohl in Ansehung der Erfindung

als der Zusammensetzung sehr mittelmäßig. Die liegende Frau, die Zubereitung der Suppe, das Wärmen der Windeln, das Baden des Kindes, sind weder erbaulich noch interessant. Das ganze scheint frostig und etwas allgemeines. Die Gruppen sind nicht unter einander verbunden, sondern scheinen ohne Absicht hingesetzt zu seyn. Sollten sich nicht alle Figuren durch eine Haupthandlung mit einander verbinden lassen, und das Ganze zugleich natürlich und anständig seyn können? Wir wollen einen Versuch wagen.

Man wähle den Augenblick, da Joachim nach der Geburt ins Zimmer tritt, um die Mutter und das Kind zu sehen. Könnte dieses nicht ein interessantes Bild liefern? Anna sitzt auf einem Stuhl, oder lehnt sich auf andre Weiber, und zeigt mit einer zufriednen Miene dem ins Zimmer tretenden Joseph ihr Kind, das man in Windeln legt. Der Vater hebt die Hände gegen den Himmel, voll Freude und Dankbarkeit über die glückliche Entbindung der Mutter, und die Geburt der Maria. Die Augen der Umstehenden sind auf das Kind gerichtet, und alles verkündigt Freude und Zärtlichkeit. Mich dünkt, ein solches Bild wäre besser, als das Baden des Kindes, und eine kranke Frau auf einem Gemälde zu sehen. Der Anblick des letztern verursacht unangeneh-

me, jenes hingegen rührende Empfindungen. Hat der Maler nicht einen seiner Hauptzwecke erhalten, wenn er das Herz auf eine sanfte Art rühret?

Wollen die Künstler aber ja das Bette und die Badewanne beybehalten, so mögen sie solche als Nebenzierathen anbringen. Die Handlung kann z. E. vor dem Bette geschehen, und einige Weiber können sich mit Zubereitung desselben beschäftigen. Nur muß man nicht, wie die meisten Maler vergessen, daß die Form der Bettgestelle bey den Alten, und zumal bey den Asiatern, anders war, als heutiges Tages. Weil die Eltern der Maria arm waren, so ist es sehr unschicklich, wenn die Maler in dem Zimmer Säulen, Tafelwerk, oder andres kostbares Geräthe anbringen. So hat auch Restout wider das Kostum gefehlt, wenn er das Zimmer durch Fenster erleuchtet, dergleichen man vor hundert Jahren hatte, nämlich von geschobenen viereckigen in Bley gefaßten Glaßscheiben. Zu den Zeiten der Anna wußte man nichts von Glaßscheiben, am wenigsten waren dergleichen Fenster in dem warmen Asien üblich.

Aus dem Josephus, einem Geschreiber, dem man die Kenntnisse nicht absprechen kann, erhellet, daß die Juden damals noch nicht viel vom

Glase

Glase wußten. Er erzählt in seiner Geschichte des Jüdischen Krieges, daß man zu Ptolemais unweit des Grabmals von Memnon einen Sand gefunden, der fast so klar als Glas gewesen, daß die Schiffe ihn wegführen, daß der Wind aber von den Bergen bald wieder andern dahin treibt. Wenn man solchen in einen Ofen wirft, setzt er hinzu, verwandelt er sich in Glas, und was noch sonderbarer ist, er nimmt wieder die Natur und die vorige Gestalt des Sandes an, wenn man ihn an seinen vorigen Ort zurück bringt.

Die Gewohnheit Fenster, vermittelst des Glases zu verschließen, war damals, weder in Asien, noch in Europa und Afrika eingeführt. Philo von Alexandrien redet in der Nachricht von seiner Gesandschaft an den Cajus, von dem Pallaste dieses Kaisers. Der Kaiser besahe damals seinen neu erbauten Pallast, und ließ, als er in einen großen Saal trat, die Fenster zumachen. Philo merkt dabey als etwas außerordentliches an, daß die Glasscheiben so klar als Crystall waren. Dieses ist eines der ältesten Zeugnisse vom Gebrauch des Glases oder einer ähnlichen Materie zu den Fenstern.

Die Juden verschlossen ihre Fenster mit hölzernen Laden oder durchscheinender Leinewand. Insgemein stunden sie auf, die alten Römer zier-

ten sie, nach dem Plinius *), mit Blumen aus, wie die heutigen zum Theil noch thun. Ich schliesse dieses Kapitel mit der bereits oben gemachten Anmerkung, daß die Maler die Anna zuweilen in ihrem Wochenbette zu alt vorstellen, welches mit der Haupthandlung streitet, das ganze Gemälde einigermaßen lächerlich macht.

Fünftes Kapitel.

Von der Namengebung der Maria.

Die Apokryphischen Bücher geben vor, der Engel habe bey seiner Erscheinung, als er der Anna ihre Schwangerschaft verkündigt, zugleich befohlen, die künftige Tochter Maria zu nennen. Aber wozu braucht es einer Fabel, da wir aus der heiligen Schrift wissen, daß Maria damals ein gewöhnlicher Weibername war? Dem sey wie ihm wolle, Anna und ihr Mann beobachteten wenigstens die Gewohnheiten, welche unter den Juden, wenn sie ihren Kindern den Namen beylegten, üblich waren. Wir wollen sehen, worinn solche bestunden.

In

*) Plebs Romana in fenestris suis in imagine hortorum, quotidiana oculis rura praebebant; antequam praefigi prospectus omnes coegit multitudinis inumerae saevae latrocinatio.

In Rom legte man den Mädchen am achten und den Knaben am neunten Tage den Namen bey. Die Ursache davon zeigen Plutarch und Censorinus an. Der Tag hieß Lustralis, weil man die Kinder vor der Feyerlichkeit reinigte. Man besprützte sie alsdenn, wusche oder tauchte sie in reines Wasser, und räucherte sie mit Schwefel und wohlriechenden Sachen. Die Athenienser thaten weiter nichts, als daß sie das neugeborne Kind um ein Feuer herum trugen. Persius redet in der andern Satyre von gewissen Weibern, die sich mit der Reinigung abgaben. Sie bestrichen dabey die Stirne und die Lippen der Kinder mit Speichel *). Zuweilen vermischte man, nach dem Petron, Koth mit dem Speichel. Ueberhaupt reinigte man alle Kinder, und widmete sie durch gewisse Zeichen der Gottheit, welche die Eltern vorzüglich verehrten.

Bey den Juden vertrat die Beschneidung die Stelle der Reinigung: zur Zeit der Erzväter scheint diese Ceremonie von der Namenbeylegung verschieden gewesen zu seyn. Man gab den Kindern gleich nach der Geburt den Namen, beschnit-

*) Ecce avia, aut metuens divum matertera cuius
Eximit puerum, frontem atque vola labella
Infami digito, et lustralibus ante salivis
Expiat, urentes oculos inhibere perita.

te sie aber erst am achten Tage. Nach und nach verrichtete man beydes zugleich. Wir werden bey der Namengebung des Johannes, und der Beschneidung Jesu mehr davon handeln.

Strabo und der heilige Ambrosius reden von gewissen Völkern, welche auch die Mädchen beschnitten. Die Ethiopier thun es noch bis auf den heutigen Tag. Man findet verschiedene Beyspiele davon, im Oriente aber nicht, daß die Juden solche auch bey sich eingeführt. Moses erwähnt in seinen Gesetzen nicht einmal etwas von der Namengebung der Töchter. Weil er sowohl hiervon, als von vielen andern Artikeln, nichts gedenkt, so schließt man daraus, daß er einen grossen Unterschied zwischen beyden Geschlechten gemacht habe. Moses wollte sein Volk über alle andre erheben, er gab den Männern deswegen Vorzüge und Kennzeichen, da er die Weiber von ihres gleichen unter andern Völkern nicht zu unterscheiden suchte. Dieser Unterschied erstreckte sich auch auf die Thiere. Die männlichen durften allein geopfert werden, und die Erstgeburt gehörte dem Herrn.

Das Mosaische Gesetz befiehlt den Männern, sich jährlich dreymal dem Herrn zu zeigen, von den Weibern wird es hingegen nicht verlangt. Sie durften nicht in die Stiftshütte gehen, son-

dern

dern beteten an der Thüre. In Salomons Tempel war ihnen ein besondrer Platz zum Beten angewiesen, sie hatten solchen aber mit den Weibern von andern Nationen gemein, und durften auch nicht einmal zu allen Zeiten hineingehen. Der Platz war mit Mauern umgeben, daß sie weder sehen, noch gesehen werden konnten. Man hat diesen Unterschied bis auf den heutigen Tag beybehalten, die Weiber befinden sich in den Synagogen nicht an einem Orte mit den Männern, sondern haben ihren besondern Stamm hinter einem Gitter. Dieser Gebrauch, den man als eine Folge der guten Ordnung ansiehet, ist eigentlich in dem Unterschiede, den Moses zwischen beyden Geschlechten gemacht, gegründet.

Wenn Moses gleich die Weiber etwas gleichgültig ansiehet, so schreibt er ihnen doch gewisse gottesdienstliche Gebräuche vor, welche sich auf die Reinlichkeit des Leibes beziehen. Dahin gehört die Reinigung der Wöchnerinnen, wovon wir bey Gelegenheit der Reinigung der Maria reden. Ich bemerke hier nur, daß eine Frau, welche eine Tochter geboren hatte, sich drey und achtzig Tage hernach im Tempel zeigen, und eine vom Gesetz bestimmte Gabe opfern mußte. Zugleicher Zeit gab sie ihre Tochter einem Leviten, welcher sie seegnete und ihr einen Namen beyleg-

te.

te. Hierinn bestund wahrscheinlicher Weise die ganze Ceremonie der Namengebung bey den Töchtern.

Es läßt sich nicht bestimmen, ob dieser Gebrauch noch zu den Zeiten der Anna üblich gewesen, und ob sie ihre Tochter in dem Tempel gebracht hat. Wohnte sie aber nahe bey Jerusalem, so ist es wahrscheinlich. Die Juden hatten zu den Zeiten der Anna noch eine andre Gewohnheit, wenn die Töchter ihren Namen erhielten. Der Vater ließ in Gegenwart der nächsten Verwandten und Freunde einige Kinder zusammen kommen, welche das kleine Mädchen nach einander in die Höhe heben, und dabey den Namen ausrufen mußten, welchen es führen sollte. Ob Maria ihren Nahmen auf diese Weise erhalten, wissen wir nicht, ich würde aber, wenn ich eine von beyden wählen sollte, die letztere vorziehen, nicht nur weil sie simpler ist, und nicht so viel Bedenklichkeiten hat, sondern auch, weil sie bis auf den heutigen Tag bey den Juden üblich ist, und man dadurch die Namengebung der Mädchen, von der Knaben ihrer unterscheiden kann.

So viel ich weiß, hat kein Maler diesen Gegenstand ausgeführt. Ich habe ihn inzwischen, um nach der Ordnung zu gehen, nicht übergehen und zugleich die Materialien anzeigen wollen, wenn sich

etwa

etwa ein Künstler entschließen sollte, sich daran zu wagen.

Sechstes Kapitel.

Die Darstellung der Maria im Tempel.

Insgemein sieht man in den Gemälden, von der Darstellung der Maria, den Hohenpriester in seiner feyerlichen Kleidung oben auf einer Treppe von funfzehn Stufen stehen, um ein kleines Mädchen, das allein hinansteigt, in Empfang zu nehmen, und verschiedene Personen geben Zuschauer ab. So haben Champagne, Marot, Bon Boulogne, und insonderheit Tintoret, dessen berühmtes Gemälde in Venedig ist, diesen Gegenstand behandelt. Inzwischen sind andre davon abgegangen. Die Handlung geht bey ihnen am Altare vor. Maria hat einen Schleyer und eine Krone auf dem Haupte, und hält eine brennende Kerze in der Hand. Der Hohepriester stehet zwischen zwey großen Altarleuchtern, und hat ein Rauchfaß bey sich. Man könnte diese Gemälde für eine Einkleidung einer Nonne ansehen.

Restout hat einen neuen Einfall gewagt, und die Kerze, den Schleyer, die Krone, den Altar und die Zuschauer weggelassen. Die Handlung geht in einem prächtigen Saale vor, darinn der Hohe-

priester auf einem etliche Stufen erhabenen Lehnstuhl in feyerlicher Kleidung sitzt, und aus den Händen einer Frau ein kostbar geputztes Mädchen empfängt. Auf der Seite steht eine Art von Schreiber, mit entblößtem Haupte und grauen Barte vor einem großen mit einem Teppiche bedeckten Pulte, als wenn er den Befehl erwartete, etwas nieder zu schreiben. Hinter ihm bemerkt man einen Leviten, der zwey beschriebene Pergamen Rollen in der Hand hält, auf dem Vorgrunde steht ein junger Mensch mit blonden Haaren, welcher Feuer in einem Rauchfaß anzündet. Ein anderer hält eine brennende Fackel, ein dritter hält ebenfalls eine Fackel, man sieht aber nichts als die Spitze derselben. Ein alter Mann geht bey einem Stabe hinter der Frau her, welche ihre Tochter darbringt, und macht den Beschluß des Gemäldes. Diese letzte Art ist unstreitig sinnreicher, wir wollen aber untersuchen, ob nicht beyde Arten ihre Fehler haben.

Wenn wir auf die Nebenumstände und Beyzierathen Acht geben, ohne uns darum zu bekümmern, ob die Sache wahr ist oder nicht, so wird sich zeigen, daß solche weder richtig, noch der Wahrheit gemäß sind. Was soll der Altar mit funfzehn Stufen, bey dem der Hoheprieſter das Kind empfängt? Im Tempel zu Jerusalem waren

ren nur zweene, der Opfer- und der Rauchaltar. Der erste war funfzehn Ellen hoch, man weiß aber nicht, ob er auf Stufen, oder einer sanft ansteigenden Höhe stund. Der zweyte hatte nur fünf Fuß Höhe und keine Stufen, wie wir in dem Kapitel von der Erscheinung des Zacharias sehen werden. Der erste stund im Vorhofe, der andre im Heiligen: zu beyden hatten die Priester aber nur den Zutritt, und keine Layen, noch viel weniger Weibspersonen.

Alles was man in der Geschichte von den funfzehn Stufen der Maler findet, beruhet auf folgender Stelle aus dem Josephus: „Man stieg funfzehn Stufen von der Mauer, welche die Männer und Weiber von einander scheidet, bis zur großen Thüre des Tempels, um aber zu den andern Thüren zu gelangen, stieg man zwanzig Stufen.„ Sonst findet man nirgends etwas von den funfzehn Stufen des Tempels, und dieß hat keine Verbindung mit den Stufen der Maler.

Die Wachsfackeln sind wider das Kostum der Juden. Um diese Zeit kannten sie solche noch nicht, wie ich in der Folge zeigen werde. Man brannte sowohl im Tempel, als in den Privathäusern nur Oel, und zwar in Lampen, die Wachsfackeln waren unbekannt, so wie die Kerzen, welche man der Anna in die Hände giebt. Diese

Erfin-

Erfindung läuft ganz wider das Kostum der Juden: man könnte sie allenfalls in einem Gemälde, das die Aufhebung der Gelübde einer Nonne vorstellt, statt finden lassen. Der reiche Putz, den Restout der Maria giebt, stößt vollends wider alle Wahrscheinlichkeit. Man sollte sie eher für eine Prinzeßinn als für die Tochter eines unbemittelten Juden ansehen.

Ich könnte noch einige Bemerkungen über die Kleidung des Hohenpriesters, über das entblößte Haupt verschiedener Personen, über das Rauchfaß und das Alter der Fackelträger machen; allein es mag genug seyn, um sich daraus einen Begriff zu machen, in wieferne man sich auf die Künstler verlassen kann. Ich komme zur Sache selbst, um zu untersuchen, ob sich die Maler nach den einmal angenommenen Meinungen gerichtet haben. Es scheint, sie haben die Darstellung der Maria als einen Religionsgebrauch, oder als eine Art von Opfer angesehen, wie aus dem Altar, dem Rauchfaß, den Fackeln und Kerzen erhellet. Ich möchte wissen, was sie auf diesen Gedanken gebracht hat? Man findet zwar in einigen Büchern, daß Maria Gott von ihren Eltern gewidmet und dem Hohenpriester übergeben wurde, niemand hat diese Schriftsteller aber für glaub-

würdig

würdig angenommen, und folglich sollten sie aus diesen Quellen nicht schöpfen.

In eben diesen Büchern findet man, daß Maria bey ihrer Darstellung nur drey Jahre alt war, und zum Erstaunen der Anwesenden die funfzehn Stufen allein hinanstieg. Darauf achten die Maler nicht, sie geben ihrer Maria sechs, sieben und mehr Jahre. Man hat lange in der Katholischen Kirche geglaubt, Maria sey damals drey Jahr alt gewesen, bis Pabst Paul der Dritte befahl, in den Gebeten, welche am ein und zwanzigsten November, als an dem Feste der Darstellung der Maria, üblich sind, das bestimmte Alter von drey Jahren, als etwas Ungewisses, wegzulassen. Sie nehmen also die Darstellung als eine gewisse Sache an, ohne zu wissen, ob es zugleich bey der Reinigung der Anna, oder im dritten Jahre, oder im sechsten Jahre und noch später geschehen. Es läßt sich dem Maler hierin auch nichts gewisses vorschreiben, man müßte denn das Alter von drey Jahren nicht zulassen wollen, weil der Pabst solches verworfen. Ueberhaupt weiß man so wenig von der ganzen Sache, daß sie zu den Gegenständen gehört, welche die Maler lieber gar nicht ausführen sollten.

Siebentes Kapitel.

Die Erziehung der Maria.

Die Eltern der Maria suchten, wegen ihres geringen Vermögens, ihre Tochter vermuthlich ein nützliches Handwerk, oder sonst etwas, um sich zu ernähren, lehren zu lassen. Tertullian sagt, sie habe sich ihrer Hände Arbeit genährt. Aber auf was Art, darüber ist man nicht einig. Etliche glauben, sie habe Wolle gekämmt, andre, sie sey eine Wäscherinn, und noch andere, eine Wirkerinn gewesen. Alle diese Dinge waren bey den Juden üblich, die Weiber wußten auch mit dem Spinnen geschickt umzugehen. Die Söhne erster Ehe von Herodes dem Großen bedroheten seine andern Gemalinnen, sie nach dessen Tode einzusperren, und zu nöthigen, mit ihren Mägden zu spinnen.

Da das Nähen, Sticken und Spinnen jederzeit, und in allen Ländern, die Beschäftigung des weiblichen Geschlechts gewesen, so thäte man Unrecht, einen Maler zu tadeln, welcher Maria vorstellt, wie solche den Unterricht darinn empfängt. Man sollte nur bey der einmal gewählten Art der Arbeit in allen Gemälden bleiben, und sie nicht bald vorstellen, wie sie das Sticken, und bald, wie sie das Spinnen lernt. Wiewohl man auch

annehmen kann, daß sie mit beyden umzugehen gewußt.

Es fragt sich, ob Maria lesen können? Ich antworte, daß dieses zwar zum menschlichen Leben nicht schlechterdings nothwendig ist, und daß viele Arme solches an ihren Kindern versäumen, warum will man aber nicht lieber annehmen, daß sie lesen können, und keine gar zu elende Erziehung gehabt, da sich das Gegentheil nicht beweisen läßt? Die Einwohner von Meßina zeigen sogar einen Brief, den Maria geschrieben haben soll. Es wäre lächerlich, dieses als einen Beweis annehmen zu wollen: inzwischen würde es kein Fehler seyn, die Maria auf diese Weise vorzustellen.

Die Maler lassen Anna allemal ihrer Tochter den Unterricht so wohl im Lesen als in der Handarbeit geben. Andere sagen, sie sey im Tempel im Allerheiligsten und sogar von Engeln unterrichtet worden. Da dieses einen großen Unterschied ausmacht, so wollen wir uns etwas dabey aufhalten. Wir wissen ausdrücklich aus dem neunten Kapitel des Briefes Paulus an die Hebräer, daß der Hoheprieſter alle Jahre nur einmal, und zwar ganz allein, in das Allerheiligste gehen durfte, folglich konnte Maria hier keinen Unterricht empfangen.

Dieß wäre hinreichend, den Irrthum, daß Maria im Allerheiligsten von dem Hohenpriester oder von den Engeln unterrichtet worden, zu widerlegen. Wir wollen aber kürzlich sehen, was man für Gründe dafür angiebt. Man führt verschiedene Stellen der heiligen Schrift an, wo steht, daß die Weiber vor den Thüren der Hütte des Stifts blieben, ferner, Josabeath habe den Joas nebst seiner Amme sechs Monate vor der Wuth der Athalia im Tempel verborgen, u. s. w. Aus diesen und ein paar Stellen des Josephus will man schließen, daß in dem Jüdischen Tempel ein besondrer Platz gewesen, darinn die dem Herrn geweihten Jungfern und auch Maria erzogen worden. Allein wenn dieses auch erweißlich wäre, so folgt doch weiter nichts daraus, als die Möglichkeit, daß Maria hier erzogen worden. Ist es im geringsten wahrscheinlich, daß die heilige Schrift bey der genauen Beschreibung des Tempels und Josephus, welcher so viele Kleinigkeiten von diesem Gebäude beybringt, einen dergleichen zur Erziehung der Mädchen bestimmten Ort gänzlich mit Stillschweigen übergangen hätte?

Die Stellen der Bibel, wo die Weiber im Tempel vorkommen, reden von solchen, die ihr Gebet verrichten, und nicht von Mädchen, die man erziehet.

erziehet. Es heißt, sie beteten am Eingange der Stiftshütte, folglich wohnten sie nicht darinn. Es gab also fromme Weiber, welche am Eingange ihre Andacht verrichteten, aber der Erziehung der jungen Mädchen im Tempel geschieht mit keiner Sylbe Erwehnung. Joas war ein Knabe, und kein Mädchen, über dieses war Josabeath die Frau des Hohenpriesters. Wenn Josephus von neunzig Kammern redet, welche Salomon um den Tempel anlegen ließ, und daß sie gleichsam drey Reihen von Gallerien über einander ausmachten, welche Herodes ausbessern ließ: so hat dieß nicht die geringste Verbindung mit der Erziehung von Mädchen, zumal da man aus der von ihm angegebenen Größe schon abnehmen kann, daß sie zum Aufbewahren des Geräthes vom Tempel, und dergleichen, bestimmt waren.

Da es also gar keine Wahrscheinlichkeit hat, daß im Jüdischen Tempel junge Mädchen erzogen wurden, so thun die Maler wohl, wenn sie sich dafür hüten, es vorzustellen, am allerwenigsten dürfen sie aber die Anna ins Allerheiligste versetzen, weil der einzige Hoheprieſter nur jährlich einmal einen Zutritt dazu hatte. Wir haben bereits gesagt, wie wenigen Antheil die Jüdischen Weiber an den Religionsgebräuchen hatten, daß sie an der Thüre der Stiftshütte bete-

ten, sich an einem abgesonderten Orte aufhalten mußten, und was dergleichen mehr ist; würde man also wohl die Erziehung der Mädchen an einem solchen Orte erlaubt haben? Eben so wenig dürfen sie die Fabeln aus dem Buche von der Kindheit Christi, welche auch Mahomet in seinen Alkoran versetzt hat, in ihre Gemälde bringen. Diesem zu folge bekam Maria fleißige Besuche von Engeln, und der Erzengel Gabriel brachte ihr alle Tage eine himmlische Speise.

Die Künstler haben die Erziehung der Maria insgemein sehr simpel abgebildet. Man sieht eine Mutter, die ihre Tochter im Lesen unterrichtet. Da man keine Nachricht hat, daß Anna eher gestorben, als daß sie ihre Tochter unterweisen können, so ist dieser Gedanke der Maler nicht zu tadeln, zumal da er sehr moralisch ist, und die Eltern an die Pflichten gegen ihre Kinder erinnert. Allein in Ansehung des Kostums haben einige doppelt gefehlt, wiewohl die großen Meister sich dafür in Acht genommen. Anna hat nämlich ein gedrucktes, und nach unserer jetzigen Art eingebundenes Buch in der Hand, beydes waren zu den Zeiten der Maria noch unbekannte Dinge. Man kann sich aus dem vierten Kapitel des Evangelisten Lukas einen Begriff von den damaligen Büchern machen. Es heißt, man habe Christo

das

das Buch des Propheten Jesaias gegeben, und er habe es abgerollt, und nachdem er einen gewissen Spruch gefunden, habe er es wieder zugerollt.

Die Bücher bestunden aus langen Streifen von Pergamen, die um einen oder ein paar Cylinder gewickelt waren; welche man abwickeln mußte, wenn man lesen wollte. Die Schrift bestund zuweilen aus goldnen, meistens aber aus schwarzen Buchstaben. Die Juden haben diese Gewohnheit bis auf den heutigen Tag beybehalten. Ihre Bücher des Gesetzes, welche mit großen Feyerlichkeiten in den Synagogen aufgestellt werden, sind auf solche lange Pergamen Rollen geschrieben, um Cylinder gewunden, und mit Decken von kostbarem Zeuge behangen, welche abgenommen werden, wenn darinn gelesen werden soll.

Die Alten, und vermuthlich auch die Juden, legten ihre Bücher in gewisse Kasten (loculamentum) die in Fächer abgetheilt waren. Die Kasten hatten die Formen von den cylinderförmigen Trommeln (tambourins). In diesen bewahrten sie ihre Bücher auf, und versahen sie mit Titeln, um gleich zu wissen, was für ein Buch es war. Der Maler kann dieses als ein Neben-

werk, um die Bibliothek der Anna vorzustellen, nutzen.

Ein wunderbarer Einfall ist es, wenn manche die Anna mit der Brille abmalen. Die Vorstellung würde kaum leidlich seyn, wenn die Geschichte es ausdrücklich verlangte: Der Anblick einer Frau mit der Brille auf der Nase, hat allemal in einem Gemälde etwas groteskes, folglich läßt man solche in einem geistlichen Gemälde, das ernsthafte Gedanken erregen soll, füglicher weg. Die Maler wollen vermuthlich das Alter der Anna dadurch anzeigen, wir haben aber bereits erinnert, daß uns nichts berechtigt, die Anna für alt auszugeben, und ein Wunderwerk anzunehmen. Wäre es wahr, so hat ein kluger Maler andere Hülfsmittel, das Alter einer Person anzudeuten; die Züge verrathen das Alter mehr als die Brille.

Was noch wichtiger ist als der Wohlstand, es läuft wider die Wahrheit, weil man damals nichts von Brillen wußte. Dieß ist eine Entdeckung ohngefähr aus dem zehenten Jahrhundert, oder die nach andern gar erst seit ein paar hundert Jahren gemacht worden. Menage führt in seinen Italienischen Etymologien die Predigt eines Dominikaners, Namens Jordan, an, der zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts lebte, und gegen seine Zuhörer sagt, daß die Brillen erst

seit

seit zwanzig Jahren erfunden worden. Der Lehnstuhl, darauf Anna sitzt, ist auch wider das Kostum, zumal der alten Asiater, er verdient also die Aufmerksamkeit der Maler. Man sehe, was davon im Kapitel, von der Verkündigung, vorkommt.

Achtes Kapitel.

Das Gelübde der Maria.

Man hat fast zu allen Zeiten und an allen Orten dem Stande der Jungfern eine Art von Achtung erwiesen, die ihnen einen Vorzug vor andern Ständen giebt. In Rom war eine Jungfer etwas heiliges, und man verurtheilte sie nicht zum Tode, so lange sie es blieb. Hatte sie den Tod verwürkt, so führte man sie erst an einen unheiligen Ort, wodurch sie die Vorrechte des Jungferstandes verlor. In den Leben der Jungfern, die als Märtirinnen gestorben, finden sich häufige Beyspiele davon. Aus dieser Hochachtung, welche man ihnen bewies, entstund bey einigen der Trieb, in diesem Stande länger, als es die Natur zu fordern schien, zu leben. Man glaubte, daß den Göttern die Opfer lieber wären, wenn sie durch Jungfern gebracht würden, als durch Mannspersonen und durch Wei-

ber. Daher entstunden die Vestalinnen, die Priester der Cybele ꝛc.

Diese Meynung hat sich auch auf die Catholische Christenheit fortgepflanzt, und die Jungferschaft ist eine von den vornehmsten Eigenschaften derer, die sich dem Gottesdienst widmen, geworden. So sehr das Jüdische Volk auch auf die Bevölkerung bedacht war, so hegten sie gleichwohl für den unverheyratheten Stand einige Achtung. Die heilige Schrift gedenkt verschiedener berühmten Juden, die sich niemals verheyrathet haben, z. E. Josua, Elias, Jeremias. Darauf zielt Christus, wenn er sagt, daß es freywillige Verschnittene zum Himmelreich giebt.

Wir finden beym Josephus, daß es damals unter den Juden eine Gesellschaft von Menschen gab, die zusammen lebten, aber nicht heyratheten, und unter dem Namen der Sekte der Essenier bekannt waren. Es wird nicht überflüßig seyn, in Absicht auf das Kostum und die Sitten der Juden, von dieser Sekte eine kurze Nachricht zu geben.

„Die Essenier verheyrathen sich zwar nicht, „sie nehmen aber doch Kinder zum Unterricht an. „Sie suchen dieselben mit solcher Sorgfalt und „Liebe zur Tugend anzuführen, als wenn sie die „wirklichen Väter wären. Sie kleiden solche auf

„einer-

„einerley Art, und geben ihnen auch einerley Nah-
„rungsmittel. Sie salben sich den Leib nicht
„mit Oel, sondern glauben rein genug zu seyn,
„wenn ihre Kleider nur allemal sehr weiß sind.
„Auf der Reise nehmen sie nichts mit sich als
„Waffen zu ihrer Vertheidigung, weil sie an je-
„dem Orte jemand von ihrer Sekte finden, der
„sie in sein Haus aufnimmt, und während ihres
„Aufenthalts Kleider, und was sie sonst gebrau-
„chen, leihet.

„Sie stehen vor Sonnenaufgang auf, und bit-
„ten Gott, solche für alle Menschen scheinen zu
„lassen, und alsdenn geht ein jeder an seine Ar-
„beit. Um eilf Uhr kommen sie zusammen, um
„sich im Hemde im kalten Wasser zu baden. Als-
„denn begeben sie sich in ihre Zellen, und nie-
„mand hat einen Zutritt zu ihnen, als der von
„ihrer Sekte ist. Nach der Reinigung gehen sie
„in das Speisezimmer, setzen sich in aller Stille
„nieder, ein jeder hat sein Brod und eine kleine
„Schüssel vor sich. Ein Priester segnet das Fleisch,
„und verrichtet nach Tische ein Dankgebet. Sie
„legen alsdenn ihre Kleider ab, welche sie für
„etwas heiliges ansehen, und gehen wieder an
„ihre Arbeit. Des Abends verfahren sie eben so,
„und lassen ihre Gäste, wenn einige angekommen
„sind, bey sich speisen.

„Sie

„Sie nehmen diejenigen, welche in ihren Or-
„den treten wollen, nicht gleich auf, sondern las-
„sen sie ein Jahr außerhalb ihrem Hause woh-
„nen, geben ihnen zu essen, ein Grabscheit, das
„obgedachte Hemde zum Baden, und ein weißes
„Kleid. Nachgehends geben sie ihnen andere
„Speisen, erlauben ihnen auch, sich im kalten
„Wasser zu baden, aber im Speisesaal dürfen sie
„erst nach Verlauf von zwey Jahren essen. Sie
„beobachten die Sabbatsfeyer so strenge, daß sie
„nicht einmal ihre Nothdurft verrichten, wenn die
„Noth sie nicht darzu zwingt. An andern Ta-
„gen machen sie an einem abgelegenen Orte mit
„dem Grabscheit ein Loch eines Fußes tief, und
„füllen es, wenn sie ihre Nothdurft verrichtet ha-
„ben, wieder zu. Es giebt noch eine andere Sek-
„te von Essenern, die sich verheyrathen. Sie ge-
„ben drey Jahre auf ihre Frau acht, ehe sie sol-
„che heyrathen: und sobald eine schwanger wird,
„schlafen sie nicht länger bey ihr. Wenn die
„Weiber sich baden, bedienen sie sich des obge-
„dachten Hemdes ebenfalls.„

Josephus, der uns diese Nachrichten von der Sekte der Essenier geliefert, sagt nicht, ob man auch eine ähnliche Gesellschaft unverheyratheter Frauenspersonen gehabt hat. Wie sehr man den Jungferustand geschätzt, erhellet auch unter an-

dern

dern aus den Klagen und Weinen der Tochter des Jephta. Die Katholische Kirche glaubt, daß Maria die erste gewesen, welche ihren jungfräulichen Stand dem Herrn gewiedmet. Die Untersuchung gehört nicht für den Künstler, er muß aber wissen, wie er diesen merkwürdigen Umstand im Leben der Maria vorstellen soll, und was wenigstens wahrscheinlich dabey ist.

Einige Schriftsteller nehmen an, Maria habe das Gelübde der Keuschheit bereits im dritten Jahre vor dem Hohenpriester gethan, und einige Maler geben ihr vielleicht deswegen einen Schleyer, und eine brennende Kerze. Allein was weiß ein dreyjähriges Kind, das kaum reden kann, von einem Gelübde und von der Sache selbst. Daß Maria das Gelübde im Tempel und in Gegenwart des Hohenpriesters abgelegt, oder daß dieses ein öffentlicher Religionsgebrauch gewesen, wie es einige Maler vorstellen, läßt sich nicht beweisen. Der unverheyrathete Stand war zwar nicht selten bey den Juden, wir finden aber nirgends, daß man solchen feyerlich im Tempel angelobet.

Hat Maria ein solches Gelübde gethan, wie die Katholische Kirche glaubt, so ist es wahrscheinlich, daß sie solches bey reifen Jahren und mit Ueberlegung gethan. Niemand kann aber die

Zeit

Zeit angeben, einige glauben, es sey geschehen, da sie mannbar geworden, andre, zur Zeit, da sie den Heyland empfangen. Es ist wahrscheinlich, daß sie dieses Gelübde in aller Stille für sich gethan, ohne zu dem Hohenpriester in den Tempel zu gehen, weil die Juden nichts von feyerlichen und öffentlichen Gelübden wußten.

Neuntes Kapitel.

Das Bild des Josephs.

Da in den folgenden Gemälden, welche wir durchgehen werden, Joseph, der Pflegevater des Heilandes, sehr häufig vorkommen wird, so wollen wir versuchen, sein Bild zu entwerfen. Wer einmal weiß, wie er vorgestellt werden soll, wird desto leichter einsehen, ob die Künstler darinne gefehlt haben.

Wir wissen nichts gewisses von seiner Person, die beyden Evangelisten, welche das Geschlechtsregister des Heylandes geliefert haben, sagen, Joseph sey ein rechtschaffener Mann gewesen, der die Maria geheyrathet, und gearbeitet habe, um sein Brod zu verdienen. Aus dem, was seine Frau bey ihrer Reinigung in den Tempel brachte, schließt man, daß er nicht reich gewesen. Dieß ist alles, was man mit Gewißheit von ihm sagen kann.

kann. Wie alt Joseph geworden, seine Profession, sein Tod, ob er mehr Weiber und viele Kinder gehabt, ob er groß oder klein, schwarz oder blond, schön oder häßlich gewesen, wissen wir nicht.

Das Stillschweigen der Evangelisten hat die Maler bey der Vorstellung Josephs in Verlegenheit gesetzt, und sie zu Fehlern verleitet. Ein jeder hat geglaubt, den Joseph nach seinen Einfällen vorstellen zu können; daher trifft man in seiner Figur eine in der That anstößige Verschiedenheit an. In Ansehung des Alters sind die Maler am wenigsten einig, bald malet man ihn jung, bald in seinen besten Jahren, bald als einen alten Mann, so daß man ihn auf drey Gemälden, die eine Handlung vorstellen, von dreyerley Alter sieht. Ist das nicht anstößig und wider die Wahrheit? Wir wollen sehen, welches Alter sich am besten schickt; dasjenige, welches am meisten mit der Schrift und mit den Sitten der Juden übereinkommt, verdient den Vorzug.

Weil wir nichts vom Joseph vor seiner Verlobung mit der Maria wissen, so wollen wir diesen Zeitpunkt annehmen, zumal, da man ihn in diesem Alter am meisten auf Gemälden sieht. Es hat schon vor Alters manche gegeben, die sich eingebildet, Joseph sey bereits sehr alt gewesen,

als er die Maria geheyrathet. In dem Protoevangelium des Apostels Jacobus weigert er sich, zu heyrathen, weil er alt war, und sich fürchtete, ein Gelächter des Volks zu werden. Der heilige Epiphan sagt ausdrücklich, er sey achtzig Jahr alt gewesen, und dadurch haben sich manche verleiten lassen. Eine Heyrath in einem solchen Alter mit einer jungen Person, scheint gar nicht wahrscheinlich, da die Juden so sehr auf die Fruchtbarkeit der Ehen sahen.

Gerson widerlegt das hohe Alter des Josephs auch unter andern dadurch, daß Gott wahrscheinlicher Weise eine solche Ehe nicht zugelassen haben würde, weil ein achtzigjähriger Greiß nicht im Stande gewesen seyn würde, die Maria mit ihrem Kinde zu ernähren, und sie auf der Reise nach Egypten hin und her zu begleiten. Man würde der Maria allerley Vorwürfe gemacht haben, wenn sie von einem so alten Manne schwanger geworden wäre. Ihr guter Name hätte vielleicht dabey gelitten. So aber stellt uns das Evangelium den Joseph als einen Mann vor, der Vater seyn konnte. Man glaubt es auch; daher heißt es, „ist dieser nicht ein Zimmermannssohn, dessen Vater und Mutter wir kennen.„ Es war also eine ausgemachte Sache,

daß

daß Joseph das gehörige Alter hatte, um Kinder zu zeugen.

Die Maler irren also, wenn sie den Joseph zur Zeit der Geburt Christi, als einen alten gebeugten Mann vorstellen, der am Stocke geht. Dieß Alter ist den Sitten der Juden nicht gemäß, und streitet auch wider die göttlichen Absichten. Nunmehr wird es nicht schwer seyn, zu bestimmen, was für ein Alter die Maler dem Joseph geben sollen. Die meisten Kirchenväter, unter andern auch der heilige Augustin, glaubten, Joseph habe Maria, in der Hoffnung, Kinder mit ihr zu zeugen, geheyrathet, und sey folglich in einem dazu tüchtigen Alter gewesen. Die Juden heyratheten sehr jung, gemeiniglich hatte einer in zwanzig Jahren eine Frau. Soll man also den Joseph so jung malen?

Es scheint zwar der Meynung der Kirchenväter nicht zu widersprechen, und auch die Stelle im Propheten Jesaias, ein Jüngling wird bey einer Jungfer wohnen, für sich zu haben; allein mich dünkt, diese Jugend schickt sich eben so wenig, als ein graues Alter. Die meisten Ursachen, weswegen das hohe Alter Josephs anstößig ist, passen auch auf eine gar zu frühzeitige Heyrath. Beyde Meynungen gehen zu weit, es scheint vielmehr der Klugheit gemäß, das mittle-

re Alter zu wählen. Dieß widerspricht weder der Prophezeihung des Jesaias noch der Meinung der Kirchenväter, und schickt sich am besten zu den Absichten Gottes. Im vierzigsten Jahre ist ein Mann zur Arbeit fähig, er ist klug, behutsam, hat Erfahrung, und kann den Namen eines rechtschaffenen Mannes, den ihm die Schrift beylegt, verdienen. Verschiedene Maler haben bereits den Joseph in seinen mittlern Jahren abgebildet, es ist nur zu wünschen, daß ihnen andre in diesem Stücke folgen.

Von den Gesichtszügen Josephs können wir nichts bestimmen. Es läßt sich hier das anwenden, was Cicero von den Göttern sagt: Wir kennen ihr Gesicht nicht, und müssen ihre Züge so annehmen, wie die Maler für gut befinden, sie abzumalen. Dieser Ungewißheit ungeachtet, scheinen die Maler gleichwohl darinn überein zu stimmen, daß sie den Joseph als einen starken ausgebildeten Mann, von mittelmäßiger aber wohl proportionirter Länge abmalen. Sie geben ihm musculöse Arme und Beine, welche einen zur Arbeit gewöhnten Körper verrathen. Seine Züge haben nichts großes, zeigen aber einen ehrlichen Mann an, dessen Gesicht jedermann von seinem guten Herzen überzeugt. Insgemein giebt man ihm einen langen Bart, starke Augenbrunen,

nen, und dunkle Haare. Die Künstler verdienen Lob, daß sie bey diesen einmal angenommenen Zügen bleiben, und dadurch den Gemälden eine gewisse Uebereinstimmung geben, welche sich für geistliche Bilder sehr gut schickt.

Wir finden im Evangelium, daß die Juden Christum für den Sohn eines Handwerksmannes hielten, konnten aus diesem allgemeinen Begriffe aber nicht bestimmen, womit er sich eigentlich beschäftigte. Wir wollen in dem Kapitel von der Erziehung des Heylandes untersuchen, ob er ein Goldschmied, Zimmermann, Tischler, oder sonst etwas gewesen, und hier nur so viel anzeigen, daß man glaubt, er sey nicht wohlhabend gewesen, sondern habe den Unterhalt mit seinen Händen verdient.

Diese Anmerkung führt uns natürlicher Weise auf die Kleidung des Josephs. Sie muß sich für seinen Stand schicken, nicht kostbar, aber auch nicht gar zu armseelig seyn. Wir wissen nicht viel von der damaligen Art, sich zu kleiden, ob der Unterschied zwischen den Reichen und Armen, zwischen den Großen und dem gemeinen Manne bloß in der Kostbarkeit der Materialien, oder auch in der Form bestanden; wir kennen nur ohngefähr die Gestalt ihrer Kleidung, und dieß ist hinreichend, um die Juden in einem Ge-

mälde kenntlich zu machen. Es scheint inzwischen, daß die Maler nicht allemal bey der Wahrheit und dem damaligen Kostum geblieben sind. Um dieses einzusehen, verweisen wir sie auf das Kapitel von der Kleidung der Juden.

Zehentes Kapitel.

Das Bild der Maria.

Nach dem Bilde Josephs wollen wir auch suchen, die Künstler mit dem Bilde seiner Frau bekannt zu machen, und dabey ihre Figur, ihr Alter, und ihre Kleidung erwegen. Nach der alten Sage schilderte der Evangelist Lukas die Maria ab. Nicephorus, Metaphrastes, und andre reden von diesem Bildnisse. Man hat unzählige Gemälde, welche den Evangelisten vorstellen, wie er die Mutter Gottes abmalt, oder ihr Bild in der Hand hält. Hieraus sollte man schließen, daß die Figur und die Züge in allen Gemälden, darinn Maria sich zeigt, etwas einförmiges haben müßten. Allein man findet wenig Aehnlichkeit, ein jeder Maler hat sich Maria nach seiner Phantasie gebildet, ja ihr sogar in jedem Gemälde andre Züge gegeben. Die Künstler sind also unter sich und mit sich selbst nicht einig.

Diese Freyheit wäre unverzeihlich, wenn wir wirklich ein Originalgemälde von dem Evangelisten hätten, so aber giebt man eine Menge Bildnisse, die weder von einer Hand noch nach einer Person gemalt sind, für Werke des Lukas aus. Patin sagt daher in seinen Reiseanmerkungen, daß er sich ärgere, so viele Marienbilder vom Lukas zu finden, da es doch gewiß ist, setzt er hinzu, daß man sich bey den meisten betriegt, weil der Evangelist die Maria unmöglich so oft gemalt haben kann.

Man könnte vielleicht das wahre Bildniß, wenn anders eines darunter ist, von den falschen unterscheiden, allein keiner der alten Schriftsteller hat uns eine Beschreibung davon hinterlassen. Nicephorus entwirft zwar in seiner Kirchengeschichte die Züge der Maria, es ist aber gar nicht wahrscheinlich, daß er ihr wahres Bild vor Augen gehabt. Seine Beschreibung scheint nach einer jungen Person gemacht zu seyn, da Lukas sie schon in ziemlichen Jahren, nämlich nach der Sendung des heiligen Geistes gemalt haben soll. Die Mutter Gottes mußte damals gegen funfzig Jahre alt seyn, auf diese paßt die Beschreibung des Nicephorus gar nicht.

Wenn diese Nachricht glaubwürdig wäre, so könnte keines von allen vorgeblichen Bildnissen

das wahre seyn, weil sie Maria alle in einem jüngern Alter vorstellen. Folglich ist es auch unrecht, den Evangelisten, wie viele gethan, vorzustellen, wie er die Maria mit dem Kinde auf dem Arme abschildert. Aus dem Anfange des Evangelium schließt man, daß Lukas den Heiland niemals gesehen, also kann er ihn nicht abgemalt haben.

Ist es wohl wahrscheinlich, daß Lukas die Mutter des Heilandes abgeschildert, da er ihn selbst nicht malen können? Insgemein glaubt man, er sey ein Arzt gewesen; daß er die Malerey getrieben, davon finden sich keine Spuren; diese beyden Beschäftigungen schicken sich nicht einmal gut zusammen. Maria war überdieses eine Jüdinn, welches die Sache sehr unglaublich macht. Das Verbot, keine Bilder zu haben, welches die Schriftgelehrten durch falsche Schlüsse aufgebracht hatten, erstreckte sich auf alles, was eine Verbindung mit der Malerey hatte, Porträts, Statuen, alles war verdächtig. Man ersiehet aus einer gewissen Stelle des Josephus den eingeschlichenen Mißbrauch, und zugleich die Unwissenheit der Juden in der Malerey und Bildhauerkunst.

Der Geschichtschreiber erzält, Herodes habe mit der ihm gewöhnlichen Pracht ein Theater in Jerusalem

salem bauen lassen, darüber sich die Juden aufgehalten. Die Siegszeichen, womit das Gebäude verziert war, schienen ihnen anstößig und wider ihre Gesetze. Als Herodes dieses merkte, wollte er nicht mit Schärfe verfahren, sondern stellte ihnen in aller Güte vor, daß dieses wunderliche Vorurtheile wären, erreichte aber seine Absicht nicht. Sie hielten es für eine große Sünde, und wollten, wie sie sagten, lieber alles übrige zugeben, aber nimmermehr Bilder und menschliche Figuren oder Statuen in ihrer Stadt leiden, weil solche ausdrücklich in ihrer Religion verboten wären.

Herodes sahe wohl ein, daß er sie nicht anders besänftigen würde, als wenn er ihnen ihren Irrthum auf eine handgreifliche Weise zu benehmen suchte. Er führte deswegen die Vornehmsten nach dem Schauplatze, zeigte ihnen die Tropheen, und fragte, wofür sie solche ansähen: es sind menschliche Figuren, sagten sie. Er ließ darauf alle Zierathen wegnehmen, so daß nichts als die Pfähle, daran die Waffen aufgehängt waren, übrig blieben; und nunmehr entstand über eine Sache, welche so viel Aufsehens gemacht hatte, ein Gelächter.

Diese Begebenheit macht den Kenntnissen der Juden wenig Ehre, sie beweißt aber auch, wie

wenig die Malerey bey ihnen im Ansehen war. Sie wollten niemals einräumen, daß Pilatus, als Statthalter des gelobten Landes, seine Fahne in Jerusalem behalten sollte, weil das Bildniß des Kaisers darauf stand, und sie die Bildnisse für unerlaubt ansahen. Josephus berichtet *), daß die Einwohner von Jerusalem ihn abgeschickt haben, den herrlichen Pallast des Tetrarchen Herodes in Tiberias niederzureißen, weil er in demselben verschiedene Thiere, wider die Jüdischen Gesetze, abmalen lassen.

Aus diesen und andern Beweisen von dem wenigen Geschmack der Juden an der Malerey überhaupt, schließt man sehr wahrscheinlich, daß Lukas die Maria niemals abgeschildert hat. Dieses rührte von dem Jüdischen Gesetze her, welches damals noch nicht abgeschafft war. Maria scheint sich jederzeit nach den Gewohnheiten ihres Volks gerichtet zu haben; sollte sie solche, um sich abmalen zu lassen, aus der Acht gelassen haben? Diese Gründe sind Ursache zu neuen Untersuchungen der Gelehrten gewesen; einige derselben sind aus gewissen Muthmaßungen auf den Einfall gerathen, der heilige Lukas, welcher die Marienbilder gemalt, sey ein ganz andrer gewesen,

*) Im ersten Kapitel des funfzehnten Buchs seiner Alterthümer.

sen, der lange nach dem Evangelisten gelebt, und dessen Namen mit diesem verwechselt worden. Die Maler verdienen also heutiges Tages keinen Tadel, wenn sie jene elenden Bilder nicht zum Muster wählen. Wann die Gemälde, welche man heut zu Tage dafür ausgiebt, auch wirklich Originale wären, so haben sie doch weiter kein Verdienst, als daß sie ein heiliger Mann gemalt, dieß ist aber keine Ursache, welche den Künstler verbindet, sich eine elende Malerey zum Muster zu wählen.

Hätte der Evangelist die für seine Arbeit ausgebnen Marienbilder auch wirklich gemalt, so müßten die Maler dennoch unter gewissen Umständen ihre Einbildungskraft zu Hülfe nehmen. Sie wäre damals, wie wir angezeigt haben, ohngefähr funfzig Jahre gewesen, und folglich für diejenigen Gemälde, darinn sie insgemein vorkommt, zu alt. Wir wissen nicht, was Maria in den letzten Jahren ihres Lebens gethan, folglich können die Maler ihr Bildniß um diese Zeit nicht nutzen, und man müßte die alten Bildnisse mehr als eine schätzbare Antiquität betrachten, wenn sie aufrichtig wären.

Die Schriftsteller sagen uns nicht viel von der Gestalt der Maria. Nicephorus ist der einzige, welcher besondere Umstände davon anführt. Ma-

ria war, nach seinem Berichte, von mittelmäßiger Länge, von einer Farbe, die sich der Farbe des Weizens nähert; sie hatte blondes Haar, lebhafte Augen, die etwas Olivenfarbig waren, schwarze krumgebogene Augenbrunnen, eine lange Nase, einen rothen Mund, einen Kopf der weder rund noch spitzig sondern länglich war, und lange Hände und Finger. Nicephorus lebte aber nicht zu den Zeiten der Maria, man kann also nicht sagen, ob seine Beschreibung nach einem zuverläßigen Gemälde entworfen sey, sie ist vielmehr so gemacht, wie man sich die Mutter Gottes in Gedanken vorstellt.

Diese Züge mögen nun zuverläßig seyn oder nicht, so stimmen sie wenigstens mit denen gar nicht überein, welche unsere heutigen Maler der Maria beylegen. Die gelbe Gesichtsfarbe, die grünlichen Augen, die lange Nase, die langen Hände und Finger, haben nichts ähnliches mit der blendenden Weiße, mit den schwarzen oder blauen Augen, mit der kurzen eingebognen Nase, mit den kurzen und runden Händen, welche man an den Parisischen Schönen erhebt. Der Himmelsstrich hat einen Einfluß auf den Geschmack. In Asien hält man die ersten Eigenschaften für eine Schönheit, in Paris die letztern. Wir können die gelbe Haut der Asiater nicht leiden, und

diesen

diesen ist die weiße Farbe unsrer Schönen anstößig. Pascal hat recht, einige Grade mehr, in Ansehung der Polhöhe, machen, daß man die Gegenstände aus einem ganz andern Gesichtspunkte ansiehet.

Ob Maria übrigens weiß oder gelb gewesen, läßt sich nicht annehmen, die Maler richten sich meistens nach unserm Geschmack, und malen sie weiß. Einige deuten zwar die Worte der Geliebten, aus dem Hohenliede, ich bin schwarz aber schön, auf die Maria, sie sind aber vielmehr im mystischen Verstande zu nehmen. Die Marienbilder, welche als wunderthätige und von der Hand des Evangelisten gemalte Bilder ausgegeben werden, sind zwar alle ganz braungelb oder schwarz, aber dieß kommt vom Dampfe der Lampen, und kann nicht zum Beweise dienen.

Viele von den übrigen alten wunderthätigen Marienbildern sind von Holz, welches bekanntermaaßen mit der Zeit eine dunkle Farbe annimmt. Die steinernen Marienbilder von dunkel brauner Farbe, haben diese mit vielen andern Statuen von Heiligen gemein. Bey einigen derselben ist alles schwarz, bey andern nur das Fleisch, und die Gewänder haben die Farbe des Steins behalten, welches vermuthlich von einem gewissen Firniß herrührt, den man über die Statuen gezogen.

gezogen. Bey einigen hat man nur das Gesicht und die Hände, bey andern die ganze Statue überzogen, und dieser Firniß ist nach und nach schwarz geworden. Dieß ist die Ursache von dem Unterschied, den man oft zwischen dem Fleisch und den Gewändern bemerkt.

Wollte man annehmen, daß Maria wirklich schwarz gewesen, so müßte sie von einem Ethiopier abstammen. Sie war aber eine Jüdinn, und stammte von Jüdischen Eltern aus dem gelobten Lande, wo es nicht so heiß ist, daß dadurch die Gesichtsfarbe verändert würde. Die Einwohner dieses Landes sind weiß. Alle Umstände machen es wahrscheinlich, daß Maria weiß gewesen. Die allegorischen Worte des Hohenliedes und die alten Statuen und Bilder beweisen nichts.

In einem schönen Leibe sollte auch eine schöne Seele wohnen: Ob beydes bey der Maria gewesen, können wir nicht sagen. Wenn es den Ueberlieferungen nachgeht, so war Maria auch schön von Gestalt. Die Kirchenväter glauben, daß man an ihr alles, was reizend und gefällig ist, gefunden habe. Der heilige Bonaventura macht sie zur schönsten Frau in der Welt. Der Ruf ihrer Schönheit ist Ursache, daß die Maler ihre ganze Einbildungskraft angestrengt haben, um sie schön zu bilden. Sie haben gesucht, alles

das Schöne, was man in den Antiken findet, in ihr zu vereinigen, und sie, wo möglich, noch schöner zu malen.

Bey Gelegenheit dieses Enthusiasmus der Maler schöne Madonnen zu liefern, muß ich eine allgemeine Anmerkung über ihre geistlichen Gemälde hinzufügen. Sie suchen ihren Marien und heiligen Weibern alles gefällige zu geben, was nach unserm Geschmack den Reiz einer artigen Frau ausmacht. Ihre Absicht ist zu loben. Ein gefälliger Kopf interessirt mehr als unedle und unangenehme Züge. Aber sie suchen zu sehr durch die Schönheit zu rühren. Die Leidenschaften sollen nicht durch Kirchengemälde rege gemacht werden. Eine Maria oder eine Heilige muß Ehrfurcht aber keine Liebe einflößen.

Es giebt eine Art von Schönheit, die der Verstand nur empfindet, diese vernachläßigen die Maler, und sehen nur auf die Schönheit, welche die Sinne rührt. Jene ist gleichsam die Seele, und diese der Leib. Jene soll allein in geistlichen Gemälden statt finden, da sie die gefälligen Tugenden, die Sanftmuth, und Bescheidenheit, als die Haupteigenschaften des weiblichen Charakters zum Grunde hat. Johann von Fiesole, ein Dominikaner, wird für einen der größten Meister im Ausdruck der Schönheiten des Verstan-

des und der Empfindung gehalten. Er wußte seinen Figuren, insonderheit den Marien, einen solchen vortreflichen Charakter zu geben, daß Michael Angelo, als er eine Verkündigung von diesem Meister zu Gesichte bekam, sich nicht enthalten konnte, zu sagen: Dieser Maler müsse die Schönheit der Maria im Himmel selbst gesehen haben, um sie so meisterhaft in seinem Gemälde auszudrücken.

Ich setze noch eine Anmerkung, in Absicht auf die Schönheit der Heiligen für unsre Maler hinzu. Sie müssen es nicht wie jene alten Maler machen, deren Plinius und Clemens von Alexandrien gedenken, die ihre Geliebten oder eine wegen der Schönheit berühmte Kurtisane abschilderten, wenn sie eine Gottheit malen sollten. Justin der Märtyrer hält sich daher über die Heyden auf, und sagt, sie beteten in ihren Gottheiten die Geliebten ihrer Maler an. Je bekannter die Person ist, welche zum Modelle dient, desto schädlicher ist der Mißbrauch. Als Le Brun eine bußfertige Magdalene malen sollte, entlehnte er die Züge von einer Maitresse, Königs Ludwigs des Vierzehnten, welche ihre Jugendsünden damals bereuete. Ganz Paris lief hin, das Gemälde zu

sehen, und man besuchet die Kirche noch in dieser Absicht *).

Es wäre unrecht, wenn man einen Maler tadelte, der seiner Einbildungskraft, bey der Bildung einer Maria, den freyen Lauf läßt, und sie schön malt: man kann aber mit Recht von ihm verlangen, daß er die Schönheit mit Anstand und Simplicität verbinde, und keine Kopie seiner Geliebten oder einer andern bekannten Frauensperson liefere. Man hat übel in Rom gehandelt, die Schwester des Pabsts Alexander des Sechsten als eine Marie abzumalen, wenn sie gleich eben so tugendhaft als schön gewesen.

So willkührlich ein Bild der Maria also auch ist, so dünkt mich, könnten die Maler sich doch an gewisse Regeln binden, um wenigstens einige Uebereinstimmung in ihre Gemälde überhaupt zu bringen. Nicephorus sagt, zum Exempel, Maria habe blondes Haar gehabt, das ganze Alterthum glaubte es, und viele gute Meister haben sich darnach gerichtet. Wer also eine Maria mit schwarzen Haaren malt, wie manche neueren thun, der fehlt wider die einmal angenommene Meynung. Auf diese Weise könnten sich die Maler noch in mehrern Punkten vergleichen, und mehrere Einförmigkeit

*) Es ist dieses dieselbe Magdalena, welche Edelink so meisterhaft in Kupfer gestochen.

förmigkeit zuwege bringen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie dieſes vornämlich beobachten müſſen, wenn ſie eine Folge von mehrern Gemälden, darinn die Figur der Maria wiederholt wird, abbilden, die bey einander aufgehangen werden. Dieß iſt eine allgemeine Regel, ein Maler würde ſehr fehlen, wenn er ſie nicht auf das Strengſte beobachtete.

Einige Künſtler ſtellen Maria mit einem glänzenden oder ſtralenden Geſicht vor, welches von der Erzählung herrührt, daß Maria während ihrer ganzen Schwangerſchaft dergeſtalt im Geſichte geglänzt habe, daß Joſeph ſie nicht ſteif anſehen können. Allein da dieſes der Wahrheit nicht gemäß iſt, ſo darf dieſe Art der Vorſtellung nicht nachgeahmt werden.

Das zweyte Stück, welches wir zu unterſuchen verſprochen, iſt das Alter der Maria. Die Maler ſind in dieſem Punkte ſehr verſchieden, und ſtimmen weder unter einander noch mit den angenommenen Meinungen überein. Weder die heilige Schrift, noch andre Verfaſſer der damaligen Zeit erwähnen etwas davon, dieß entſchuldigt die Fehler der Maler aber nicht, ſie hätten ſich deſto fleißiger um Nachrichten, wenigſtens um die wahrſcheinlichſten bekümmern ſollen. Man hätte das Alter, in dem ſich Maria verheyrathe-

te,

te, untersuchen sollen, weil man darnach in allen folgenden Zeitpunkten das Alter derselben bestimmen könnte. Wir wollen versuchen, diesen für die Maler wichtigen Umstand in ein näheres Licht zu setzen.

Die Juden verheyratheten ihre Töchter, wie alle Asiatischen Völker, sehr jung. Der Einfluß des Himmelsstriches führte diese Gewohnheit ein, und sie herrscht allenthalben, wo sich die Natur frühzeitig entwickelt. Man hat daher, und aus alten Ueberlieferungen, geschlossen, daß Maria sich sehr frühzeitig verheyrathet, und des Cajetans Meinung, daß es erst im drey und zwanzigsten oder vier und zwanzigsten Jahre geschehen, verworfen. Weil Maria aber bald nach ihrer Heyrath weite Reisen in das Gebürge nach Bethlehem und nach Egypten unternahm, wozu eine gewisse Stärke des Körpers erfordert wird, so hat die Meinung derer, welche die Maria gar zu jung in den Ehestand treten lassen, eben so wenig Beyfall gefunden. In dem Protoevangelium des Apostels Jakobus heißt es, Maria sey damals zwölf Jahr alt gewesen, und andre wollen ihr gar nicht einmal volle zwölf Jahre einräumen.

Zu dem Geheimnisse, welches an der Maria sollte erfüllt werden, gehörte nicht nur ein aus-

gewachsener Körper, sondern auch ein ausgebildeter Verstand. Beydes findet insgemein bey Mädchen von funfzehn Jahren, zumal in den wärmern Himmelsstrichen statt. Aus diesen Ursachen glaubt man, Maria habe in diesem Alter den Joseph geheyrathet, und man wird es fast als eine allgemeine Meinung annehmen können, zumal da die Schrift nichts saget, das dawider streitet.

Wenn dieser Zeitpunkt einmal festgesetzt ist, so fallen die häufigen Fehler der Maler sehr deutlich in die Augen. Die größten Meister haben hier geirret. Man betrachte nur die heilige Familie von Raphael, welche der König in Frankreich besitzt, die Verkündigung von Guido bey den Karmeliterinnen in der Straße Sanct Jakobs; eine Statue von Marmor nach dem Bernini bey den Karmelitern unweit des Luxenburgischen Pallastes, in allen diesen herrlichen Bildern ist Maria zu alt gemalt.

Wie Maria noch jung war, haben die Maler sie schon zu alt abgebildet, und hingegen zu jung, als sie bereits viel mehrere Jahre hatte. Auch diesen Fehler bemerkt man bey großen Meistern. In Gemälden, wo sie der Geschichte nach über vierzig Jahre alt seyn sollte, sieht man ihr nicht einmal dreyßig an. Ich erinnere mich eines Gemäldes

mäldes von der Hochzeit zu Kanaan, darinn Maria jünger aussahe als ihr Sohn. Auf diese Weise fehlen oft Maler, wenn sie nicht nachdenken, ihre Werke widersprechen nicht nur den angenommenen Meinungen, sondern sich selbst. Um dieses zu verhüten, will ich ihnen die vornehmsten Handlungen der Maria in chronologischer Ordnung anzeigen, wie sie der Wahrscheinlichkeit nach zu ordnen sind, weil uns die Gewißheit fehlt. In den Gemälden von der Verkündigung, Heimsuchung, der Geburt Christi, Anbetung der Hirten und der heiligen drey Könige, von der Reinigung, der Flucht und Rückkehr aus Egypten, erhält Maria ein Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren. Sie war ohngefähr acht und zwanzig, als sie ihren Sohn im Tempel fand, acht und vierzig, als der Heiland litte, und ohngefähr sechzig, als sie starb.

Was ihre Kleidung betrift, so wollen wir erst ihren Kopfputz, und nachgehends auch die übrige Kleidung, oder kunstmäßig zu reden, die Draperie betrachten. Wir müssen uns hier etwas weitläuftiger einlassen, und von der Kleidung der Jüdinnen überhaupt reden. Das weibliche Geschlecht war in alten Zeiten eben so sorgfältig im Putz der Haare als heutiges Tages. Sie wußten, daß ein schönes Haar den Reiz einer Person sehr erhebet.

hebet. Daher kam es, daß man Weibern, die ihre Ehre verloren, zur Strafe die Haare abschnitt. Weil dieses als ein großer Schimpf angesehen wurde, so finden wir, daß man auf einer gewissen Kirchenversammlung den Weibern untersagte, sich die Haare abzuscheeren, wenn sie sich dem Herrn wiedmen wollten.

Aus vielen Schriftstellen erhellet, daß die Jüdinnen sich das Haar wachsen ließen, vermuthlich that dieses auch Maria. Wir haben oben angezeigt, daß man der Maria blondes Haar beylegt, also dürfen die Maler die Mutter Gottes weder mit schwarzen noch abgeschnittenen Haaren abbilden. Es fragt sich aber, wie Maria ihren Haarputz trug?

Nach einigen Schriftstellern müßte man sie im bloßen Kopfe mit herabhängenden Haaren, in welche die Luft spielt, vorstellen. Um dadurch ihren Jungfernstand anzudeuten, weil sie glauben, daß sich die Mädchen dadurch von den Weibern unterschieden. Die letztern versteckten ihr Haar unter einer Mütze, und hüllten es in einen Schleyer, als ein Sinnbild ihrer Verbindung. Die Mädchen waren hingegen frey, und trugen also kein Zeichen, das solcher widersprach. Dieser Unterschied beruhet auf so schwachen Gründen, daß ich mich nicht dabey aufhalten mag.

Virgil

Virgil legt den Mädchen in Sparta zwar fliegendes Haar bey, sagt aber nicht, ob es ein Zeichen ihres Standes ist, oder ob es blos zur Zierde und Bequemlichkeit diente. Ueberdieses läßt sich von Sparta nicht auf die Jüdinnen schliessen. Die Religion und die Sitten der Lacedämonier und Juden waren völlig von einander unterschieden. Gesetzt dieser Unterschied wäre auch bey den Juden eingeführt gewesen, so läßt sich dieser Kopfputz nicht bey der Maria anbringen, die sich nach ihrer Verheurathung nunmehr nach der Mode der Weiber richten mußte.

Man kann den Malern nicht vorwerfen, daß sie Maria mit fliegenden Haaren vorgestellt, einige haben es vielmehr auf der andern Seite übertrieben, und das Haar sehr sorgfältig aufgebunden; bald ist es geflochten, bald gedrehet, bald mit Bändern befestigt, wodurch der Kopf ein artiges Ansehen erhält. Ich leugne nicht, daß die Weiber im Alterthum ihre Haare sorgfältig geputzt, und auf eine Art getragen, wie eine jede glaubte, daß es ihr am vortheilhaftesten stand. Dieß lesen wir in den alten Schriftstellern, und sehen es in antiken Denkmälern. Vielleicht erforderte der Putz bey einigen mehr Zeit und Fleiß, als heutiges Tages. Jetzt ist etwas wohlriechender Puder hinlänglich, den Haaren eine anständige

Farbe zu geben; ehemals suchte man sie durch allerley Kunstgriffe zu färben, daß sie bald schielicht, wie die Federn auf der Brust der Tauben aussahen, bald die lebhaften Nuanzen der Pfauenfedern hatten *).

Die Jüdinnen gaben den Weibern anderer Nationen in der Neigung zum Putze und in der Coketterie nichts nach. Gott bedrohet die Töchter von Sion, durch den Propheten Jesaias, ihre Köpfe kahl werden zu lassen, wenn sie ihren üppigen Haarputz nicht abschaffen wollten. Josephus giebt uns einen unläugbaren Beweis davon; er sagt von den Galileern, daß sie sich als Weiber verkleideten, sich die Haare putzten und schmückten, daß sie sich nicht nur wie die frechsten Weibsbilder putzten, sondern ihnen auch die unanständigsten Geberden und Bewegungen nachmachten. Die Coketterie ist ein Fehler, der allenthalben und zu allen Zeiten herrscht.

Die Schmincke war bey den Jüdinnen ebenfalls üblich. Im neunten Kapitel des vierten Buchs der Könige, wird gesagt, Jesabel habe sich das Gesicht geschminkt; und Jeremias klagt auch im vierten Kapitel, daß die Töchter Sions sich schminkten. Die Weiber in Palästina stärkten sich

*) Man kann hierüber das zweyte Buch des goldnen Esels von Apulejus nachlesen.

sich die Augenbraunen, und gebrauchten Antimonium, um schöne Augen zu bekommen. Bis auf den heutigen Tag färben sich Männer, Weiber und Kinder in diesen Gegenden den Rand der Augenlieder, und das Weiße im Auge, mit einer Materie, die sie Couchel nennen. Clemens von Alexandrien eifert sehr wider diese üble Gewohnheit. Im Leben Mahomets heißt es, dieser falsche Prophet habe sich alle Abende etwas von Antimonium zubereitetes auf die Augen gelegt.

Es ist nicht glaublich, daß Maria eine von denen gewesen, die sich die Galileer zu Mustern genommen, und dieses müßte man gleichwohl annehmen, wenn sie sich wirklich so geputzt hätte, als manche Maler sie abbilden. Anstatt Maria mit einem nach den antiken kopirten Kopfe abzubilden, sollten sie sich vielmehr nach dem Apostel Paulus *) richten, welcher den Weibern ausdrücklich befiehlt, einen Schleyer zu tragen, der sich zum Wohlstande, und zur Bescheidenheit des andern Geschlechts so gut schickt. Ueberdieses sind die Nationen in Asien sehr eifersüchtig, und lassen ihre Weiber nicht ausgehen, ohne das Gesicht zu verhüllen. Diese Gewohnheit war auch zu des Apostels Zeiten bey den Juden üblich, und

*) Im eilften Kapitel des ersten Briefes an die Korinther.

er wollte solche bey den Korinthern einführen. Die Griechischen Weiber giengen nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller allezeit mit unverhülltem Angesicht, die Jüdischen zeigten sich hingegen niemals weder auf der Gasse noch im Tempel ohne Schleyer. Sie giengen selten aus, aber allemal auf diese Weise. Sie waren so daran gewöhnt, daß man sie dadurch von andern Nationen unterschied *).

Des Schleyers ungeachtet, waren die Jüdinnen auf ihren Kopfputz sehr erpicht. Die Apostel, Paulus und Petrus **), ermahnen die Weiber, sie sollen ihr Haar nicht kostbar mit Gold, Perlen, Zöpfen und Bändern schmücken, welches hinlängliche Beweise von der damaligen Ueppigkeit und Liebe zum Putze sind. Weil der Schleyer über das Gesicht gehangen wurde, so bestund solcher vermuthlich aus durchsichtigen Zeuge, als Flor, oder Nesseltuche, welche man damals bereits kannte, damit die Weiber nicht gänzlich am Sehen gehindert wurden. Wiewohl sich dieses nicht gewiß sagen läßt, weil es auch Beyspiele von undurchsichtigen Schleyern giebt. Die Weiber in Palästina tragen heut zu Tage dergleichen,

*) Tertullian sagt im vierten Kapitel von der Krone des Soldaten: Apud Iudaeos tam solenne est foeminis eorum velamen capitis, vt inde noscantur.

**) Paulus 1. Timoth. 2. 1. Ep. Petri. K. 3.

chen, die aber vor den Augen aufgeschnittene Löcher haben, welche mit Pferdehaaren kreuzweis überzogen sind, auf daß sie sehen können, und man sie gleichwohl nicht kennt.

Die Form der Schleyer ist uns eben so wenig bekannt, vermuthlich trugen die Vornehmen lange, welche schleppten, und die Armen ganz kleine, wenigstens ist dieses der Gebrauch zu allen Zeiten und aller Orten gewesen. Im Hause wurde der Schleyer zurückgeschlagen, und auf der Gasse zog man ihn über das Gesicht. Unter dem Schleyer trugen sie noch einen Kopfputz, der jenen erhöhete. Er kommt oft in der heiligen Schrift vor, und wird durch Hauben übersetzt. Dieses war ursprünglich nichts als eine Binde, wodurch das Haar zurückgebunden wurde. Nach und nach änderte sich die Form. Man machte sie auf der Stirne breiter, und oben spitzig, in der Folge bekamen sie hinten eben die Gestalt; die Spitzen wurden forne und hinten immer höher, bis sie endlich, wie man glaubt, die Form der heutigen Bischofsmützen bekamen.

Die beyden Zipfel, welche hinten von den Bischofsmützen herab hängen, stellen die Zipfel der Bänder vor, womit man sie sonst fest band, ehe sie völlig die jetzige Form bekamen. Wir können die eigentliche Form der damaligen Mützen nicht

bestimmen, aber nach der Form, welche die Weiber heutiges Tages tragen, zu schließen, waren sie hoch und einem Zuckerhute ähnlich. Die Weiber in Syrien und Arabien tragen um solche einen schwarzen seidenen Schleyer, der mit Perlen und allerley kostbaren Steinen eingefaßt ist. Auf diese Hauben wurde viel gewendet, daher sie in der Bibel das Beywort prächtig bekommen. Die Kurtisanen lassen solche bunt anstreichen, damit man sie von weiten kennen konnte. Hingegen waren sie bey ehrbaren Weibern wie bey der Maria sehr simpel.

Diese Nachrichten von der Tracht der Jüdinnen stimmen mit dem, was man von der Maria insgemein glaubt, überein. Man zeigt wenigstens noch hin und wieder Schleyer die sie getragen. Aus allen diesen Ursachen erhellet, daß der Maler Maria einen ungekünstelten, ehrbaren Kopfputz geben muß. Es schickt sich weder bloßes, noch künstlich aufgeziertes, und mit Bänden versehenes Haar für sie. Der Künstler kann solchen den Syrischen Weibern beylegen, zu welchem Juvenal die liederlichen Römer schickt:

Ire quibus grata est pictâ lupa barbara mitrâ.

Außer dem Schleyer und der Mütze putzten sich die Jüdinnen auch mit Ohrenringen. Ob sie solche, aber wie unser Frauenzimmer unten an den

den Ohren oder anders getragen, wissen wir nicht. Sie waren rund wie Ringe, und gemeiniglich von Gold. Dergleichen trugen sie auch in der Nase, eine Gewohnheit, die aus den ältesten Zeiten herkam. Elieser schenkte einen dergleichen, Nezem genannt, der Rebecka, und hieng ihr solchen selbst an. Zu Moses Zeiten trugen ihn Weiber und Mädchen. Sie waren gleichfalls von Golde und Aaron schmolz eine Menge derselben, um das goldne Kalb zu machen. Zu Hiobs Zeiten wurde der Nezem für etwas kostbares gehalten, alle seine Freunde beschenkten ihn damit.

Der Wohlstand des Jüdischen Volks unter den Königen machte, daß die Weiber viel auf den Putz, vornämlich auf den Nezem, wandten. Die Propheten Esaias, Ezechiel und Hosea erwehnten desselben. Nach dem Berichte verschiedener Reisebeschreiber tragen die Jüdischen Mädchen solchen noch heutiges Tages hin und wieder in Asien. Man weiß, daß er von Gold war, aber seine Gestalt, und wie man ihn trug, läßt sich nicht bestimmen. Die Jüdinnen in Asien tragen ihn auf der Nase, an dem Orte, wo alte Leute die Brillen tragen, in der Gestalt eines halben Circuls. Aus dem eilften Kapitel der Sprichwörter scheint aber, daß man ihn an den Knor-

pel

pel zwischen den Nasenlöcher hieng. So trugen ihn auch die Weiber in Amerika bey Entdeckung der neuen Welt, und so ist es noch bey vielen Indianerinnen üblich. Aus eben dieser Schriftstelle schließen wir, daß es ein kleiner Ring gewesen.

Außer den Ringen in Nasen und Ohren trugen sie auch zum Putz Perlen, die auf der Stirne hiengen. Sie hatten auch schöne Arm- und Halsbänder, mit halben Monden, Fingerringe, u. s. w. wie im dritten Kapitel des Esaias zu ersehen. Der Prophet eifert gegen die Ueppigkeit damaliger Zeiten, und sie hatte gewiß nicht abgenommen, wie Maria lebte. Die Maler können also solche Zierathen bey den Jüdinnen anbringen. Es giebt einen desto bessern Kontrast mit der simplen Kleidung der Maria.

Wir kommen auf die übrige Kleidung der Jüdinnen. Die Künstler geben der Maria und andern Weibern dieser Nation, ein langes schleppendes Kleid, das rund um den Leib zu, und durch einen Gürtel aufgebunden ist, und eine Art von Mantel, der zuweilen statt des Schleyers dient. Diese Kleidung ist von der Männer ihrer nicht sehr unterschieden. Die Männer und Weiber haben selten dergleichen einförmige Kleidung gehabt, und die Bestimmung eines jeden

Geschlechts scheint auch einen Unterschied zu erfordern.

Im Grunde ist die eigentliche Weibertracht bey den Juden schwer zu bestimmen, da die Künstler keine alte Monumente darüber zu Rathe ziehen können. Die Namen, welche die heilige Schrift den Kleidungsstücken beylegt, lassen sich nicht genau erklären. Die Zeiten sind zu entfernt, und mancherley Nationen haben oft verschiedene Gegenstände mit einem Namen belegt. Man muß sich also mit Wahrscheinlichkeiten begnügen, und diese muß bey sehr zweifelhaften Fällen hinreichend seyn.

Wenn ich meine Muthmaßung sagen soll, so glaube ich nicht, daß die Jüdinnen schleppende und vorne zugemachte Kleider trugen, sondern vielmehr kurze Kleider, wie lange Westen, und waren sie ja lang, so giengen sie doch vorne vom Gürtel bis hinunter nicht zu. Darunter hatten sie eine Art weiter Hosen; wodurch die Beine vom Gürtel an bis fast auf die Schenkel bedeckt waren. Dieß scheinen mir einige Stellen der Bibel zu beweisen. Esaias sagt, daß die Töchter Israels an den Beinen gewisse Arten von Ringen, oder goldene Spangen trugen. Sollten sie solche unter ein langes Kleid versteckt haben? Das ist gar

nicht

nicht wahrscheinlich. Das Oberkleid war also entweder kurz, oder stand vorne auf.

Die Schrift redet hin und wieder von dem schönen Gang der Jüdinnen, und zwar auf eine solche Weise, daß es scheint, man müsse es dem zierlichen Setzen der Beine zuschreiben, welche sie frey hatten. Dazu scheint die Tracht, wie ich mir solche vorstelle, weit vortheilhafter. Bey den weiten Hosen, welche aus kostbarem Zeuge bestunden, und am Beine durch einen goldnen Ring oder Band mit einer Schnalle befestigt waren, war das Bein frey, und die Mädchen übten sich von Jugend auf, durch eine zärtliche Bewegung derselben zu gefallen. Dadurch erlangten sie einen gewissen Anstand im Ganzen, aber auch zugleich das Freye und Unehrbare, weswegen ihnen die Propheten Vorwürfe machen, wodurch sie sich jedoch, wenn es mit der gehörigen Bescheidenheit verknüpft war, auszeichneten. Alsdenn legte man ihnen das Lob des Bräutigams im Hohenliede bey: Wie schön ist dein Gang in den Schuhen, du Fürstentochter!

Diese Tracht wird endlich auch dadurch wahrscheinlich, weil fast alle Weiber in Asien sich auf diese Art kleiden. Die Jüdinnen lebten ehemals in diesem Lande, man thut also wohl, durch Vergleichung der heutigen Tracht sich der alten einiger-

germaßen zu nähern. Im dreyzehnten Kapitel des zweyten Buchs der Könige heißt es ausdrücklich, daß die unvermählten königlichen Prinzessinnen lange, schleppende Kleider trugen, folglich war diese Tracht nicht allen Jüdinnen gemein. Die meisten Maler geben den Jüdinnen lange Kleider, ohne Hemden. Einige Gelehrte sind der Meinung, wie wir im folgenden Kapitel sehen werden, daß die Juden keine Hemden getragen, von den Weibern ist dieses aber nicht glaublich, wenigstens zeigt man in der Kirche zu Chartres ein Hemde der Maria.

Die Gürtel waren unstreitig bey den Jüdinnen gebräuchlich. Jesaias redet außerdem gewöhnlichen noch von einem andern, nämlich dem Petigil oder dem Brustgürtel. Man glaubt, daß sie dadurch den Busen in die Höhe zu binden suchten, und solche, statt der Schnürbrüste unsers Frauenzimmers gebrauchten *). Ob solcher aber sichtbar war, ist zweifelhaft. Viele muthmaßen, daß solcher auf den bloßen Leib gebunden worden. Die Mädchen bedienten sich dessen insonderheit, und es war ein Vorrecht des Mannes, solchen an dem Hochzeittage aufzulösen. Den andern

*) Fascia est qua tegitur pectus et papillae comprimuntur, atque crispante cingulo angustius pectus arctatur. Hidor. c. 19.

andern Gürtel trugen verheyrathete und ledige Frauensperſonen, und banden ihn über die Hüften, um ihren Wuchs dadurch deſto beſſer anzuzeigen. In älteſten Zeiten waren ſolche von Flachs, ſo giebt ſie uns wenigſtens die Schrift an. Es war eine Beſchäftigung für die Weiber ſolche zu verfertigen.

Ueber dem Hemde, dem kurzen und offenen Kleide und dem Gürtel trugen die Weiber eine Art von Mantel, deſſen eigentliche Geſtalt wir nicht angeben können. Man legt ihm daher auch verſchiedene Namen bey; ſo viel iſt inzwiſchen gewiß, daß er groß und ſo weit war, daß ſich eine Frau ganz damit einhüllen konnte. Dieſer Mantel (peplum) war vielmehr eine Art von weitem, langen Gewande, wodurch man beym Anziehen weder den Kopf noch die Füße ſtecken durfte, ſondern den man mit Heften befeſtigte. Homer beſchreibt einen ſolchen Mantel, den Penelope von einem ihrer Anbeter zum Geſchenke bekam, in der Odyſſe. „Er war groß und prächtig, reich geſtickt, und die Farben wechſelten mit vielem Geſchmack mit einander. Er hatte zwölf goldne Schleifen, die ſchön gearbeitet waren. Dieſes Gewand beſtund aus einem Vorder- und einem Hinterſtück, die an den Seiten und auf den Schultern oder nur auf eine von beyden Arten feſtgemacht

macht wurden, so daß die eine Schulter und der eine Arm oft nicht bedeckt war.

Die Stola wurde auch zuweilen auf der Schulter befestigt; sie bestund nur aus einem Stücke, und war eine Art von langem Mantel, der bis auf die Ferſen hinabhieng. Sowohl Weiber als die Priester trugen solche, sie war vornämlich bey den Römern im Gebrauch. Eine Frau, die solche nicht an hatte, wurde für ein liederliches Weibsbild gehalten. Wir reden im künftigen Kapitel mehr davon.

Die dritte Gattung von den Mänteln der Weiber machte zuweilen einen Theil des Schleyers aus. Er war hinten befestigt, gieng unter dem rechten Arm durch gegen den linken, wie eine Binde, machte mit dem Gürtel einen Knoten, und hieng beynahe bis auf die Erde hinab. Apulejus beschreibt ihn sehr deutlich im eilften Buch seines goldnen Esels.

Diese Kleider waren entweder von grober oder feiner Leinewand, oder auch von Seide gemacht. Gemeiniglich setzte man allerley, theils platte, theils erhabene Stickereyen darauf, und rings umher waren sie mit Franzen oder etwas dergleichen eingefaßt. Der Grund war meistens so gewürkt, daß er von verschiedenen Farben oder schielend schien. In den ältesten Zeiten trugen

die vornehmsten nur dergleichen Kleider von mehrern Farben, und bey den Jsraeliten waren sie nur den Leviten erlaubt. Die vornehmen Jüdinnen, wenigstens die vom Königlichen Geblüte, mißgönnten den Priestern diesen Vorzug, und nahmen sich die Freyheit heraus, dergleichen zu tragen. Die Schrift legt sie vornämlich den ersten Königen der Jsraeliten bey. Jm fünf und vierzigsten Psalm wird eines solchen Kleides von verschiedenen Farben erwähnt, das die Königinn trug *).

So gieng es auch bey andern Nationen. Die bunten Kleider waren nur für Personen, die in einem gewissen Ansehen stunden, nach und nach wurden sie so gemein, daß man sie den Kurtisanen überließ. Suidas sagt dieses von Athen, Clemens der Alexandriner von Sparta, Athenäus von Syracusa, Diodor aus Sicilien von Locri, und das Oppische Gesetz von den Römern. Es gab mehr andere Personen, die nicht viel besser waren als die Kurtisanen, denen überließ man die bunten Kleider, z. E. den Verschnittenen, den Kuplern, den Bacchanten, Musikanten, Komödianten, und weibischen Männern. Josephus sagt von den liederlichen Juden, welche damals ein

*) Astitit Regina a dextris, in vestitu deaurato, circumdata varietate.

ein schändliches Leben in Jerusalem führten, daß sie bunte Kleider trugen. Das sind ohngefähr die Schicksale, welche die Kleider von mehrern Farben in vielen Ländern gehabt haben. Die Maler können sich solche bey Verfertigung ihrer Gewänder, und Charakterisirung der Figuren merken.

Man glaubt, daß die Jüdinnen, um sich desto mehr zu putzen, außer Gold, Perlen und kostbare Steine, auch noch Federn von den schönsten Vögeln in Asien getragen. Sie wußten solche auf allerley Arten, in Kränzen und Figuren zu ordnen, nachdem sich die Farben der Federn am besten dazu schickten.

Wir kommen nunmehr auch auf die Füße. Ich habe bereits gesagt, daß die Jüdinnen wahrscheinlicher Weise, die Beine halb frey, und halb mit langen weiten Hosen bedeckt hatten, deren Gebrauch Justin in Asien so alt als Semiramis zu seyn glaubt. Außer dem zierten sie ihre Beine mit goldnen Ketten und Ringen *). Diese Mode hat sich bey den Weibern in Syrien erhalten, wie alle Reisebeschreiber sagen. Die gemeinen Weiber tragen sie von Eisen oder Messing, und die Vornehmen von Gold und Silber. Was die Füße betrift, so wirft Clemens von Ale-

 xandrien

*) Ezechiel. Kap. 16. Jesaias. K. 3.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

xandrien es einigen Weibern vor, daß sie solche zu zeigen suchten. Ayala stimmt ihm darinn bey, und tadelt sowohl die Maler, welche der Maria simple Sohlen unter den Füßen geben, als diejenigen, welche suchen, ihre schönen, zierlichen und entblößten Füße zu zeigen. Er hat nicht ganz unrecht, ich setze aber noch hinzu, daß dieses sogar gegen das Kostum der Jüdinnen ist. Sie trugen keine bloßen Sohlen, sondern die Füße waren bedeckt.

Das, was sie über die Füße trugen, heißt in der Schrift tachas, und haschebisim. Wir können die Form nicht eigentlich angeben, vermuthlich hatten sie aber mit den Schuhen viel ähnliches, und waren ein kostbares Stück ihres Putzes, folglich keine bloßen Sohlen. Weil Jesaias in Beschreibung des Putzes der Töchter Israel die kleinen halben Monde gleich nach dem Haschebisim setzt, so haben einige geglaubt, daß ihre Schuhe wie der Calceus der Römischen Rathsherren beschaffen gewesen *). Allein dieß waren zwey verschiedene Stücke des Putzes, den einen trug man auf dem Kopfe, den andern auf den Füßen.

Die Bekleidung des Fußes der Männer und Weiber war in allen Ländern etwas verschieden;

bey

*) Juvenal sagt von Quinctilian

Appositam nigrae lunam subtexit alutae.

bey den letztern fand man allemal mehr zierliches und artiges. Es scheint, wie ich in der Folge zeigen werde, daß die bloßen Sohlen das schlechteste bey den Juden waren, die Tachas können also keine Sohlen seyn. Ich halte vielmehr dafür, daß dieß eine Art von Halbstiefeln gewesen, welche den ganzen Fuß bedeckten, und bis an die Hosen hinauf reichten. Die Ringe und Bänder hielten diese beyden Kleidungsstücken beysammen, und man suchte solches auf eine so zierliche Weise als möglich zu thun.

Die Jüdinnen kamen selten aus dem Hause, daher konnte die Bekleidung des Fußes kostbar und von schöner Farbe seyn, die Tachas waren von der feinsten Leinewand und nachgehends von Seide. Weiß, blau und Purpur waren die Lieblingsfarben. Purpur wurde zuletzt, wenn man den Persius genau erklären will *), etwas zweydeutig, weil die Kurtisanen sich diese Farbe anmaßten. Man brauchte zu dem Putz der Schuhe Gold, Silber und Zinn, nachgehends auch Felle. Heutiges Tages tragen die Weiber in Asien gemeiniglich Halbstiefeln von rothem oder gelben Saffian.

*) Aus dem Verse der fünften Satyre scheint zu erhellen, daß man die liederlichen Weibspersonen an dieser Farbe seit langer Zeit unterschied.

Zu diesen allgemeinen Anmerkungen über die Bekleidung der weiblichen Figuren in Gemälden zur Jüdischen Geschichte, will ich am Ende des Kapitels nur noch drey Erinnerungen, in Ansehung der Bekleidung der Maria, hinzusetzen. Die Maler geben ihr reiche Kleider von den schönsten Farben, und erwegen nicht, daß solche für keine Frau eines armen Handwerkers gehören. Ueberdieses stimmen Pracht und gesuchter Putz nicht mit der Bescheidenheit und Demuth der Maria überein; ein reines, natürliches und simples Gewand muß den ganzen Putz derselben ausmachen.

Die zweyte Erinnerung geht nicht so wohl die Maler als die Mönchsorden an. Ist es nicht lächerlich, der Maria einen Ordenshabit beyzulegen? Man verzeiht es allenfalls den Karmelitern, wenn sie den Propheten Elias, den sie als ihren Stifter ausgeben, mit ihren Ordenskleid vorstellen lassen, wenn der Pabst gleich ihre Tracht seit der Zeit geändert hat; es ist einmal bey ihnen eingeführt, ihrem Stifter auch ihre Tracht beyzulegen *). Aber was ist widersinniger, als

Maria

*) Wenn man in den alten Geheimnissen (mysteres) die Verklärung Christi auf der Bühne vorstellte, so erschien Moses mit zwey Hörnern auf dem Haupt, und Elias im Karmeliterhabit.

Maria im Kapuziner- Franciskaner- oder einem andern Ordenshabit zu sehen!

Ehemals glaubte man desto eher in den Himmel zu kommen, wenn man in einem Franciskaner, oder andern Ordenshabit starb. Sollte man Maria wohl deswegen so vorstellen, um den Mönchskleidern dadurch bey den Einfältigen desto mehr Ansehen zu geben? Es ist zu verwundern, daß man Maria auch in dem Habit solcher Orden findet, die sich auf Wissenschaften legen und viele Kenntnisse besitzen. Wenn man erweget, was dadurch in der Kleidung derselben Person für ein wunderbares Gemische entsteht, so wird man einräumen, daß meine Anmerkung nicht ohne Ursache gemacht ist.

Die dritte Einnerung betrift das, was das Charakteristische der Marienbilder ausmacht. Man stellt insgemein eine Mutter vor, die ihr Kind auf den Armen hält; und dieses scheint eine sehr alte Gewohnheit zu seyn, bey der die Künstler wohl thun, zu bleiben. Ich mache diese Anmerkung, weil man in neuern Zeiten angefangen, das Kind wegzulassen, und Maria allein abzubilden. Vielleicht hat der verstorbene Pfarrer der Kirche des heiligen Sulpicius in Paris zu dieser Abänderung Anlaß gegeben, welche man bereits in andern Kirchen in Paris nachgeahmt

hat. Allein warum will man nicht das einmal angenommene Charakteristische der Marienbilder beybehalten, zumal da man sonst, um eine Maria von dem Bilde einer andern Frau zu unterscheiden, sonst auf etwas neues Charakteristisches sinnen muß, wodurch eine Verwirrung in den geistlichen Gemälden entstehet. Verschiedene Maler sind daher schon auf den Einfall gerathen, Maria in diesem Fall auf eben die Art vorzustellen, wie bey den bereits angeführten Gemälden von ihrer unbefleckten Empfängniß.

Eilftes Kapitel.

Von der Kleidung der Juden.

In dem Kapitel von dem Bildnisse Josephs habe ich versprochen, die Muthmaßungen von der damaligen Tracht der Juden besonders zu untersuchen. Wir wollen der Ordnung des vorigen Kapitels folgen, und die Tracht des Kopfs, des Leibes und der Füße besonders vornehmen.

Ließen die Juden damals ihren Bart und die Harre wachsen oder nicht? Die Maler sind darinn sehr ungewiß. Einige geben den Juden Bart und Haare, andre stellen sie ohne Bart, noch andre ohne Haare vor. Hannibal Carracci hat sie ohne Bart und Haare gemalt. Ziehen wir die

heilige

Heilige Schrift, die Geschichte, und die jetzigen Gewohnheiten der Juden zu Rathe, so muß man annehmen, daß sie sich den Bart wachsen ließen. Im 19. Kap. des 3. B. Moses, wird den Juden ausdrücklich verboten, sich den Bart abzuscheeren. Andere Schriftsteller scheinen zu beweisen, daß die Juden diesen Gebrauch auch beybehalten. Als David sich, um sein Leben zu retten, unsinnig oder besessen stellte, lief ihm, wie es heißt, der Schaum auf den Bart hinab. Aus dem Schimpf, welchen Hanon, der König der Ammoniter, den Gesandten Davids durch Abscheerung des halben Barts anthat, beweiset man dieß gleichfalls. Josephus erzählt, daß die Juden sich aus Betrübniß den Bart ausrauften, weil Petron Statuen in der Stadt einführen wollte. Dieß scheinen unläugbare Proben zu seyn, daß das Verbot, sich den Bart abzuscheeren, noch kurz vor Christi Zeiten gegolten.

Im neunzehnten Kapitel des zweyten Buchs der Könige wird zwar als etwas besonders angemerkt, daß Mephiboseth vor David mit ungeputztem Bart erschienen, allein dieß beweiset nur, daß sich die Juden den Bart abgeschnitten, keineswegs aber, daß sie ihn ganz abgeschoren. Diese Stelle widerlegt zugleich diejenigen, welche behaupten, daß sich die Juden in der Trauer den

Bart abschnitten. Man sieht vielmehr, daß sie ihn in der Trauer nicht abschnitten, so lange sie dauerte. Absalon hatte den David aus Jerusalem vertrieben, und Mephiboseth trauerte so lange diese Empörung währte. So bald David siegte, gieng er zu dem Könige, und zwar so wie er war. So muß diese Stelle erklärt werden, und alsdenn ist sie meiner Meinung nicht zuwider.

Josephus erzählt, der Barbier des Herodes des Großen habe einen angeklagt, der ihn bestechen wollen, um demselben bey dem Bartscheeren die Kehle abzuschneiden. Dieß widerlegt die Meinung, daß die Juden einen Bart getragen, eben so wenig. Denn 1) wurde Herodes als ein Fremder angesehen, und war also den Jüdischen Gewohnheiten nicht zugethan. 2) Wenn die Juden sich auch den Bart wachsen ließen, so konnten sie gleichwohl einen Barbier haben, um sich den Bart kämmen und abschneiden zu lassen.

Was die Haare betrifft, so verbietet Moses (im neunzehnten Kapitel des dritten Buchs) den Juden, nur die Haare nicht in der Runde abzuschneiden. So erklären wenigstens die meisten das Wort Siloë. Moses untersagt den Juden nicht überhaupt die Haare abzuscheeren, sondern nur auf eine gewisse Art, die bey den Nachbarn üblich

üblich und mit einigem Aberglauben verknüpft war. Ob darunter aber eine Platte wie die Katholischen Priester, oder eine Krone wie bey den Polen, oder ein Zopf über der Stirne wie bey den Japanen zu verstehen sey, können wir nicht bestimmen. Es ist dem Künstler auch nichts daran gelegen, genug daß aus diesem Verbote erhellet, daß die Juden sich zu Moses Zeiten den Kopf schoren, sonst hätte man ihnen eine gewisse Art, sich die Haare abzuschneiden, nicht verbieten dürfen.

Dies erhellet auch aus dem Gelübde der Nazarener, dessen Formalitäten Moses vorschreibt. Man that dieß Gelübde auf zweyerley Art. Das eine war für beständig und verpflichtete unter andern dazu, sich niemals die Haare abzuschneiden; das andere aber nur auf eine gewisse Zeit, da man sich alsdann, nachdem man die Haare indessen wachsen lassen, solche mit gewissen Feyerlichkeiten wieder abzuschneiden pflegte. Aus beyden Gelübden folgt, daß die Juden zu Moses Zeiten ihr Haar nicht wachsen ließen, wiewohl es scheint, daß junge Leute, und einige, die eine weibische Lebensart führten, von dieser Gewohnheit abgiengen, wovon das schöne Haar des Absalon ein Beweis ist. Josephus redet von einer

Anzahl

Anzahl junger Juden, welche dem Salomon zur Wache dienten, und auch langes Haar trugen.

Dieß sind wenige Ausnahmen, die Nation überhaupt ließ das Haar nicht wachsen. Die Rabbinen berichten, daß man dem Hohenpriester das Haar alle Feyertage Abends abschnitt, die Priester thaten es nur alle Monate. Der Apostel Paulus schreibt an die Korinther, daß es unnatürlich sey, wenn ein Mann sein Haar wachsen lasse. Aus allem diesen scheint zu folgen, daß die Juden, wenn sie sich die Haare nicht ganz abschoren, doch solche wenigstens ziemlich kurz trugen.

Junge Leute hingegen, und die ein wollüstiges Leben führten, behielten ihr langes Haar bey, und suchten es sorgfältig zu putzen. Josephus berichtet, daß die Sikarer, eine Jüdische Faktion, ihre Haare kräuselten und putzten. Im achten Buche seiner Alterthümer gedenkt er noch einer andern Art die Haare zu putzen. Er beschreibt die Macht Salomons, seine Pferde und Wagen, und setzt hinzu, daß diejenigen, welche sich darauf befanden, dem Wagen ein noch weit prächtigeres Ansehen gaben. Es waren junge, wohlgewachsene Leute, in Tyrischem Purpur gekleidet, mit Köchern versehen, die langes mit Goldstaub gepudert

gepudertes Haar trugen, welches blitzte und schimmerte, wenn die Sonne darauf schien.

Diese Gewohnheit herrschte nicht blos bey der Jugend in Israel; die Athenienser und Samier zierten ihr Haar mit goldnen Heuschrecken. Pythagoras erzählt beym Lucian, daß er, als er nur noch unter dem Namen Euphorb bekannt gewesen, mit goldnen Bändern in den Haaren in die Schlacht marschirt. Die Kaiser Aelius Verus, Commodus und Gallien führten diesen Gebrauch wieder ein, und verwandelten den goldnen Puder der Juden, und die Heuschrecken der Athenienser in Goldblätter: Es ist aber nicht gewiß, ob der Gebrauch bey den Israeliten bis auf die Zeiten Christi geblieben.

Eine andere Mode bey denen, die sich das Haar wachsen ließen, bestund darinn, daß sie es färbten. Als Herodes erfuhr, daß sich seine drey obersten Verschnittenen von seinem Sohne besiechen lassen, wurden sie gefoltert. Sie gestunden, Alexander habe sie verführt, indem er ihnen vorgestellt, der König sey unerträglich, weil er sich als ein alter Mann die Haare färbe, um für jung angesehen zu werden. Schwarzes Haar wurde für das schönste gehalten, man suchte daher sorgfältig dem Haar und Augenbrunnen diese Farbe zu geben. Die letztern mußten einen schönen

Bogen ausmachen; vermuthlich hatten die weibischen Juden, so wie die Römischen Sybariten gewisse Instrumente, um solche in Ordnung zu bringen.

Aus dem bisher Gesagten lernen die Künstler, daß sie weder beym Joseph, noch allen Gemälden aus dem neuen Testament, Juden, die nach dem Gesetze gelebt, lange Haare, als allenfals bey weibischen Männern, anbringen dürfen, daß die Juden viel auf ihren Bart hielten, und solchen nach dem Mosaischen Gesetz wachsen ließen, und daß es folglich ein Fehler ist, sie mit geschornem Bart vorzustellen.

Hingegen kommt es mir ganz glaublich vor, daß die Juden im alten Testament die Haare wachsen ließen, und auch sogar etwas vom Gebrauch der Perücken wußten. Es heißt in der Schrift, daß David von seiner Gemalinn Michal zum Fenster herab gelassen wurde, daß sie an seine Stelle ein Bild ins Bette legte, und solchem ein Bocksfell über den Kopf zog, damit die Abgeschickten Sauls solches für Haare ansehen möchten. Hätten die zwey und vierzig Knaben den kahlen Kopf des Propheten Elisa wohl so sonderbar gefunden, daß sie ihn deswegen schimpften, wenn die Juden ihr Haar nicht getragen hätten? Man fieng erst unter den Asmoneern

an, sich die Haare abzuschneiden. Vermuthlich führten die Schriftgelehrten diesen Gebrauch ein, und aus dem Apostel Paulus lernen wir, was man deswegen für Meinungen hegte.

Die rauhe Witterung macht es in vielen Ländern zur Nothwendigkeit, das Haupt zu bedecken, inzwischen ist aus der Nothwendigkeit bey vielen Nationen eine Art von Pracht entstanden, dadurch man sie zum Theil von einander unterscheiden kann. Die Asiatischen Völker haben das Haupt jederzeit bedeckt, und daher glaubt man auch nicht unrecht, daß die Juden im gelobten Lande diese Gebräuche beybehalten. Er war zu Moses Zeiten bereits eingeführt, denn wir finden, daß dieser Gesetzgeber den Aussätzigen befiehlt, um kenntbar zu seyn, mit entblößtem Haupte zu gehen. Es scheint ein Zeichen der Betrübniß gewesen zu seyn, das Haupt zu entblößen, wenigstens verbietet er den Leviten solches nachzumachen.

Der Hohepriester und die andern Diener im Tempel mußten allezeit mit bedecktem Haupte gehen. Nach dem Josephus war ihre Mütze sorgfältig befestigt, auf daß sie, während des Gottesdienstes, nicht abfallen möchte. Diese Mützen hatten viel ähnliches mit dem Turban der heutigen Türken, waren von weißer Leinewand und

bedeck-

bedeckten das ganze Haupt. Die meisten halten dafür, daß die übrigen Juden auf eben diese Weise giengen. Vornämlich bedeckten sich die Juden, wenn sie öffentlich erschienen, in dem Tempel giengen, und beteten. Noch heutiges Tages verrichten sie ihren Gottesdienst mit bedecktem Haupte in den Sinagogen, und halten es wider die dem höchsten Wesen schuldige Ehrfurcht, mit entblößtem Haupte zu beten. Diese sonderbare Meinung herrschte lange bey den Römern, und ist auch heutiges Tages bey den Chinesern eingeführt.

Beym Eintritt in den Tempel hatten die Juden auf der Stirne und an der Hand Stirnbinden und Tephilims. Was dieß eigentlich gewesen, lernen wir aus dem Leo von Modena. „Man „schreibt, sagt er, auf ein paar Stückchen Pergamen, mit besondrer Dinte und großen Buchsta„ben folgende vier Stellen, und zwar auf jeden „Stückchen dieselben. 1) Höre Israel ꝛc. 2) „Wenn du gehorchest ꝛc. 3) Wiedme mir die „Erstgeburt ꝛc. 4) Wenn der Herr dich wird „eingehen lassen ꝛc. Beyde Stückchen werden „spitzig zusammengerollt, in schwarzes Kalbfell „gesteckt, alsdann auf ein viereckiges Stück von „derselben Haut, von der ein daraus geschnitte„ner Riem herabhängt, einen Finger breit, und

„eine

„eine und eine halbe Elle lang ist. Diese Thephi-
„lims werden in der Biegung des linken Arms
„gebunden, und der Riemen macht einen Knoten
„in der Gestalt des Jod; er windet sich in ei-
„ner Spirallinie um den Arm abwärts, und hört
„an der Spitze des Mittelfingers auf. Dieß
„nennen sie den Teffila der Hand.„

„Sie schreiben ferner gedachte vier Stellen auf
„vier besondre Stückchen von feinem Leder, be-
„festigen solche ins Gevierte zusammen, schrei-
„ben den Buchstaben Scin darauf, und legen ein
„andres kleines, hartes, viereckiges Stück Leder
„darauf; von diesen hängen zwey Riemen von
„obiger Gestalt herab. Dieß viereckige Stück
„wird auf die Stirne gelegt, und hinten derge-
„stalt mit den Riemen zugebunden, daß solche ein
„Dalet vorstellen, und alsdenn bis auf den Ma-
„gen herab gehen. Dieß ist der Teffila des
„Kopfs.„

Wenn den Rabbinen zu glauben ist, so ist der Gebrauch der Tephilim so alt als Moses, wenigstens waren sie zu der Zeit, wovon wir handeln, üblich. Christus tadelt es an den Pharisäern, daß sie längere und breitere Kopfbinden trugen, als andre Juden, um sich auszuzeichnen. Beynahe kein einziger Maler hat das jüdische Kostum in diesem Punkte in Acht genommen.

Man glaubt, daß die eigentliche Kleidung der Juden aus vier Stücken bestanden, aus dem Hemde, dem Rock, dem Mantel und dem Gürtel. Einige stellen sich das Hemde ohne Nath vor, die Alten hatten die Geschicklichkeit solche gleich auf die Art zu weben. Insonderheit beschäftigten sich die Weiber damit; und einige halten die Caja Cäcilia, die Gemalinn des ältern Tarquins für die Erfinderinn der Hemde aus dem Ganzen. Die Jüdinnen waren ebenfalls in dieser Art von Arbeit nicht ungeschickt. Salomon bildet das tugendsame Weib ab, wie sie Röcke macht, und solche den Kananitern verkauft.

Der Rock wurde über das Hemde getragen, und gieng bis auf die Ferse hinab, hatte lange Ermel, und die Falten um den Leib wurden durch den Gürtel unterbrochen. Dieser breite und lange Gürtel wurde vorne zugeknotet, und diente statt der Taschen, und um den Degen oder Säbel durch zu stecken. Außer den Waffen, welche die Juden auf der Reise oder im Felde im Gürtel führten, trugen sie auch eine Art von kleiner Schaufel oder Spaden, um ein Loch damit in die Erde zu machen, wenn sie ihre Nothdurft verrichten wollten *).

Nach

*) Im 23. Kap. des 5. B. Moses V. 12. wird solches ausdrücklich befohlen.

Nach einigen trugen sie den Spaden nicht im Gürtel, sondern auf einer Wagschale, weil man das Wort Azem durch Wagschale erklärt. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß die Juden auch eine Wage am Gürtel getragen: wenigstens sollte man aus einigen Schriftstellen schließen, daß sie Gewicht bey sich führten, und folglich auch eine Wage, um das Silber, welches sie empfiengen und wiedergaben, zu wägen. Die Chinesischen und Armenischen Kaufleute beobachten diese Gewohnheit noch heutiges Tages. Es heißt im fünf und zwanzigsten Kapitel des fünften Buchs Moses: Du sollt nicht zweyerley Gewicht in deinem Sack haben, groß und klein. Der Prophet Hosea redet im zwölften Kapitel auch von Wagen, welche die Kananiter trugen.

Zu Christi Zeiten war der Gebrauch des Geldes bereits bey den Juden eingeführt, sie gebrauchten also keine Wage mehr. Ob sie aber die Spaden auch abgeschafft haben, können wir nicht sagen. Josephus, und nach ihm Porphyrius, legen sie den Essenern bey, die auch Juden waren, wie wir oben bey dem Gelübde der Maria erinnert haben. Man sollte daraus schliessen, daß diese Gewohnheit, seine Nothdurft zu verrichten, noch zu Christi Zeiten üblich war, und

daß die Maler nicht irren, wenn sie den Juden einen kleinen Spaden im Gürtel geben.

Das Oberkleid bestund in einem Mantel, der oft in der Schrift vorkommt. Er war viereckig, und man glaubt, die Juden haben ihn wie ein geschobenes Viereck (en losange) getragen. Eine Spitze hieng auf die Fersen herunter, die andre war auf den Rücken zurückgeschlagen, und in den beyden andern hüllte man sich ein, und machte sie vielleicht auf der Brust mit Schleifen zu, oder schlug sie über die Schultern. Auf daß sie sich von andern Völkern unterscheiden sollten, befahl Moses *): „Daß sie ihnen Läpplein mach„ten an den Fittigen ihrer Kleider, unter allen ih„ren Nachkommen, und gelbe Schnürlein auf „die Läpplein an die Fittige.„ Eben dieß wird im zwey und zwanzigsten Kapitel des fünften Buchs wiederholet. Aus diesen Stellen scheint zu folgen, daß die Franzen um den Mantel gesetzt waren, und daß an den Zipfeln blaue Quasten hiengen. Wir lernen aus dem neuen Testament, daß die Juden damals noch Franzen, und also vermuthlich auch noch blaue Quasten an den Mänteln trugen. Die Pharisäer trugen sie länger als andre, um etwas besondres zu haben, weswegen Christus sie tadelt.

Der

*) Im 15. Kap. V. 38. des 4. B.

Der Taled, den die Juden heutiges Tages in den Synagogen umhängen, ist eine Nachahmung im Kleinen von dem Mantel ihrer Vorfahren. Er hat gleichfalls vier Zipfel und vier Schnuren, wie man aus dem fünften Kapitel der Jüdischen Gebräuche des Leo von Modena sehen kann.

Die Kleidung der Israeliten bestund aus groter und feiner Leinewand, aus Wolle aus Fellen, aber niemals aus einem Zeuge, das aus Leinewand und Wolle zugleich gemacht war, welches nach ihren Gesetzen nicht seyn durfte. Der Gürtel bestund gemeiniglich aus Leinewand, jedoch auch aus Leder; der heilige Johannes trug einen von der letztern Gattung. Die beste Leinewand wurde in Egypten gemacht, weil man dort trefflichen Flachs bauete. Die Juden trugen auch viele Zeuge, die aus Indien gebracht wurden: aber keine, die mit Gold und Silber durchwürkt waren, daher geriethen sie in eine große Verwunderung, als sie den König Agrippa in einem mit Silber durchwürkten Mantel sahen.

Man hatte damals schon seidene Zeuge, es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß die bemittelten Israeliten dergleichen trugen. Der gemeine Mann gieng hingegen sehr simpel gekleidet, sie bedienten sich blos der Leinewand, des Tuches,

und einer Art von Kameelhärenen Zeuges. Das häufige Baden und Waschen, wozu sie ihr Gesetz verpflichtete, machte solche Kleidungen nöthig, denen die Näsſe nichts schadete. Hingegen schickten sich die zarten Farben und kostbaren Zeuge keineswegs dazu.

Die Juden hatten ihre Feyerkleider, wie alle Nationen. Als Agrippa nach Jerusalem kam, giengen ihm alle Einwohner, wie Josephus anmerkt, in ihren Feyerkleidern entgegen. Diese Anmerkung ist den Malern nicht gleichgültig. Sie hatten aber auch ihre Trauerkleider, die aufstunden, oder, wie es heißt, zerrissen waren. Die schwarze Farbe deutete nach eben diesem Schriftsteller, so wie bey uns die Trauer an; sie legten in solchen Fällen ihre Mützen und Gürtel ab, bestreueten sich das Haupt mit Asche, und zogen ein gewisses Kleid an, das sie einen Sack hießen. Die Priester trauerten nicht. Ihre Kleidung bestund aus weißer Leinewand, und der purpurne vorne zugeknöpfte Gürtel hieng bis auf die Ferſen hinab. Darüber zogen sie beym Opfer das Priesterkleid oder die Stola, welche einem großen Mantel von verschiedenen Farben ähnlich sahe, der an den Schultern befestigt wurde, und beynahe bis auf die Erde hieng.

Wir haben von der Stola bereits im vorigen Kapitel geredet. Es trugen solche nicht nur die Jüdischen Opferpriester und Weiber, sondern auch verschiedene andre Nationen. In Rom war es die anständigste Tracht für die Weiber. Bey den Egyptern mußten diejenigen, welche zu den Geheimnissen des Osiris eingeweihet werden sollten, die sogenannte Olympische Stola anziehen. Dieß Kleid verursachte zu den Zeiten, wovon wir handeln, eine große Uneinigkeit unter den Opferpriestern und den Subalternen zu Jerusalem. Insonderheit wollten die Sänger es tragen. Der König Agrippa, ein Enkel des Herodes, räumte ihnen dieses Vorrecht ein, jedoch mit der Bedingung, daß die Thürhüter, und andere im Tempel dienende Leviten es gleichfalls tragen sollten.

Sobald die gottesdienstlichen Verrichtungen vorbey waren, legten die Priester ihre Priesterkleider ab, und kleideten sich nach Art der übrigen Juden. Ueberhaupt trug man im Hause weder Mantel noch Gürtel, sondern nur auf der Gasse, im Tempel, oder auf der Reise. Darauf zielt Christus, wenn er sagt, daß ein guter Knecht seinen Gürel allezeit um haben muß, um die Befehle sogleich vollstrecken zu können. Als der Engel den Apostel Petrus aus dem Gefängnisse führ-

te, befahl er ihm *), sich zu umgürten, Schuhe und Mantel zu nehmen und ihm nachzufolgen.

Ich muß bey Gelegenheit dieser Stelle etwas von der Bekleidung der Beine bey den Juden erinnern. Weil der Rock der Juden bis auf die Füße gieng, so haben viele gezweifelt, ob sie die Beine und Lenden bedeckt haben. Die Beinkleider, welche der Hohepriester beym Opfer anziehen mußte, um seine Blöße nicht zu zeigen, werden zwar beschrieben, allein daraus folgt nicht, daß die ganze Nation dergleichen getragen. Die Römer und viele andre Völker wußten in damaligen Zeiten nichts davon, um so mehr ist es wahrscheinlich, daß die Asiater sie nicht getragen, weil sie derselben bey ihren langen Kleidern und in einem so warmen Lande gar füglich entbehren konnten.

Mit den Füßen war es ganz anders beschaffen; daher finden wir auch, daß die Juden jederzeit Schuhe getragen. Das Gesetz von dem Schuh Ausziehen im fünf und zwanzigsten Kapitel des fünften Buch Moses beweiset dieß. Moses schreibt diesen Gebrauch vor, und die Juden beobachten ihn noch heutiges Tages auf folgende Weise. Wenn ein Jude seines ohne Kinder

*) Apost. Gesch. Kap. 12.

der verstorbnen Bruders Frau nicht heyrathen will, bietet er seinen Schuh am rechten Fuß seiner Schwägerinn an, welche sagt: N. wegert sich, seinem Bruder einen Namen zu erwecken. Der Schwager antwortet, daß er sie nicht heurathen will. Darauf zieht sie ihm den Schuh in Gegenwart einiger Zeugen aus, und wirft ihn von sich. Sonst spie sie ihm, nach dem Befehl Moses, ins Gesicht, jetzt aber speyet sie auf die Erde, und sagt dazu: Also soll man thun einem jeden Mann, der seines Bruders Haus nicht erbauen will, und sein Haus soll heißen des Barfüßers Haus.

Dieß sonderbare Gesetz beweiset, daß die Juden zu Moses Zeiten Schuhe trugen. Diese Gewohnheit war bereits viel älter, und hat sich auch beständig beybehalten. Der Schuhe geschieht im Neuen Testamente hin und wieder Erwehnung. Die erste Sorge des Vaters von dem verlornen Sohne war, ihm Schuhe wieder zu schaffen. Es scheint, daß man damals sowohl Schuhe als Pantoffeln, oder nur bloße Sohlen hatte. Der Apostel Petrus bediente sich der letztern, und der Evangelist Markus berichtet uns im sechsten Kapitel, daß Christus wollte, seine Jünger sollten dergleichen tragen. Johannes der Täufer sagt, daß er nicht

werth wäre, dem, der nach ihm käme, die Schuhriemen aufzulösen, daraus schließt man, daß die Juden die Schuhe mit Riemen zugebunden.

Die Maler geben den Juden insgemein nur bloße Sohlen, welche über den Fuß und an dem Beine mit Bändern zugebunden werden; da die Bibel die Schuhe und Pantoffeln unterscheidet, so dünkt mich, könnten die Maler auch einigen Unterschied machen, vielleicht trugen bloß die Reichen Schuhe, und die Armen nur Pantoffeln. Die Schuhe des Hohenpriesters waren Purpurfarb, vermuthlich wählten sich die Reichen auch eine angenehme Farbe. Martial hält sich in einem Epigram über einen gewissen Cinna auf, der die Thorheit hatte, weiße Schuhe zu tragen. Heutiges Tages sind roth und gelb die Lieblingsfarben der Asiater.

Wenn man den fünf und dreyßigsten Vers des drey und dreyßigsten Kapitels im fünften Buch Moses nach dem Worte nimmt, so bestund die Materie zu den Schuhen aus Eisen oder Kupfer. Man hatte dergleichen vor Alters, denn es heißt, daß die Schuhe des Riesen Goliaths von Kupfer waren. Dergleichen Schuhe waren etwas besondres, deswegen wirft Tertullian es dem Empedocles als eine Eitelkeit vor, dergleichen zu tragen. Vermuthlich hatte man in Asien die

Kunst

Kunst erfahren, die Felle zu den Schuhen gahr zu machen. Man verfertigte sie auch von Papirus, von Bast, von Seide und Flachs, insgemein aber von Leder. Josephus sagt in seiner Beschreibung der Hungersnoth in der Belagerung von Jerusalem, daß die Juden sogar das Leder von den Schuhen gegessen.

Einige sind der Meinung, daß die Israeliten nur auf der Gasse Schuhe trugen, zu Hause aber barfuß giengen. Dieß ist um so eher glaublich, da sie die Gewohnheit hatten, den Fußboden mit Teppichen zu belegen. Sie hielten daher sehr auf die Reinlichkeit der Füße, und einem Fremden wurden beym Eintritt ins Haus sogleich die Füße gewaschen. Manche behaupten auch, daß die Opferpriester ihr Amt barfuß verrichteten, und daß die ganze Nation am Sabbath barfuß gegangen, wir finden aber kein Gesetz darüber im Alten Testament. Im Misnah wird den Juden am Sabbath nur eine gewisse Art von Schuhen verboten, daraus vielmehr folgt, daß sie übrigens Schuhe getragen.

Die Art Schuhe, welche die Verfasser des Misnah untersagen, glich denen von den Römischen Soldaten, die Juvenal unter das Unangenehme auf den Gassen Roms zählt:

Planta mox undique magna
Calcor, et in digito clavus mihi militis haeret.

Jene Verfasser erzählen bey dieser Gelegenheit, daß sie sich wegen der Verfolgung in eine Höhle versteckt, als aber Lermen wegen Annäherung des Feindes entstanden, habe man angefangen, sich zu drängen, und einige wären durch diese mit eisernen Nageln versehenen Schuhe heftig gedrückt, ja gar getödtet worden. Zur Verhütung eines ähnlichen Zufalls wurde verboten, am Sabbath dergleichen Schuhe mit Nageln zu tragen.

Weil zu den Zeiten Christi verschiedene Juden den Titel als Ritter bekommen hatten, so trugen sie vermuthlich auch die Kennzeichen derselben, z. E. einen halben Mond auf den Schuhen, und goldne Ringe am Finger. Die Verbindung mit den Römern führte auch die Pracht und Ueppigkeit ihrer Beherrscher ein. Man könnte noch viel über die Kleidung der Juden hinzusetzen, dieß mag aber genug seyn, den Künstlern in diesem Stücke einiges Licht zu geben. Um eine Nation richtig zu charakterisiren, muß der Künstler nothwendig ihre Tracht kennen, wenn er anders für einen Mann von Einsichten angesehen seyn will.

Zwölftes Kapitel.

Die Erscheinung des Zacharias.

Die Erscheinung, welche Zacharias hatte, ist der erste Umstand im Evangelio, welcher sich auf die Geschichte des Heilandes bezieht. Lukas ist der einzige, welcher sie im ersten Kapitel vom fünften bis drey und zwanzigsten Verse erzählt. Diese Erzählung enthält eine gedoppelte Handlung, die eine zwischen dem Engel und Zacharias, die andre zwischen dem Zacharias und dem Volke. Zacharias wird darinn beschrieben, es wird gesagt, wo er war und was er bey der Erscheinung des Engels machte; die Erscheinung selbst wird deutlich angezeigt, das Erstaunen des Volks, die Zeichen des Zacharias, alles führt der Evangelist an. Dieß giebt Stoff für den Maler, wir wollen sehen, in wie weit ihnen die Ausführung gelungen.

Die Maler ziehen beyde Handlungen in eine, da doch Zeit und Ort derselben verschieden war. Das Volk wartete draußen auf den Zacharias, und wußte nicht, was im Tempel vorgieng. Sie handeln also wider die Schrift, wenn sie das Volk als Zeugen der Erscheinung des Zacharias vorstellen. Mich dünkt es wäre irrig, wenn

man

man das Gesicht des Zacharias durch die zweyte Handlung abbilden wollte. Die Verwunderung des Volks, die Verlegenheit und die Zeichen, welche der Priester giebt, sind nur die Folgen der Erscheinung, sie müssen also nicht den Vorzug haben. Doch ich will nur bey der Untersuchung der Gemälde von dem Gesicht des Zacharias stehen bleiben, weil diese allein gewählt werden und mit der Geschichte übereinstimmen müssen.

Gemeiniglich stellen die Maler diesen Gegenstand also vor: Zacharias kniet in seiner Hohenpriesterkleidung vor der Bundeslade, hält ein Rauchfaß in der Hand, und siehet nach dem auf einer Wolke schwebenden Engel, welcher mit dem Zacharias zu reden scheint, und mit einer Hand nach dem Himmel zeigt. Dieß ist nicht nur wider die Erzählung des Evangelisten, sondern auch fast wider die heilige Schrift und die Jüdische Geschichte. Ich will dieses beweisen.

Zacharias war nicht Hoherpriester, sondern wie Lukas sagt, nur ein gemeiner Priester. Er würde sich von dem Obersten der Priester anders ausgedrückt haben. Dieses war die vornehmste und angesehenste Stelle unter den Juden. Die letzten Asmoneer waren zugleich Könige und Hohepriester. Nun gab Herodes zwar damals dieses Amt seinen Kreaturen, nichts destoweniger

stunden

stunden sie aber doch allemal in großem Ansehen. Der Evangelist sagt überdieses, die Reihe zu opfern sey an ihm gewesen. Den Hohenpriester betraf aber keine Reihe, sondern solche fand nur bey den gemeinen Priestern statt, deswegen setzt er auch hinzu, nach der bey den Priestern üblichen Gewohnheit. Ich übergehe andre Beweise, und sage nur noch, daß Zacharias sich nicht in der Liste aller Hohenpriester befindet, die uns Josephus aufbehalten. Er wird nur in den Apokryphischen Büchern dazu gemacht, welchen die Maler aber nicht folgen sollen.

In einem dieser Bücher lieset man, daß Zacharias Hoherpriester gewesen, daß er die Maria im dritten Jahre im Tempel aufgenommen, und ihr die Probe mit dem bittern Wasser machen lassen, daß die Juden ihn hinrichteten, weil er zugegeben, daß Maria nach ihren Wochen an dem für die Jungfern bestimmten Orte ihr Gebet verrichtet; in einem andern heißt es, Herodes habe ihn umbringen lassen, weil er ihm den Aufenthalt des Johannes nicht entdecken wollen. Diese Fabeln werden wir in den folgenden Kapiteln widerlegen.

Gesetzt aber auch, Zacharias wäre Hoherpriester gewesen, so sind die Maler doch nicht berechtigt, ihn in Hoherpriesterkleidung vor der Bun-

deslade knieend vorzustellen. Der Hohepriester durfte jährlich nur einmal ins Allerheiligste, wo die Bundeslade stand, gehen, und mußte zuvor seine Hohepriesterkleidung ablegen, und eine besonders vorgeschriebene anziehen. Da er aber nur ein gemeiner Priester war, so ist es ein abermaliger Fehler, ihn vor der Bundeslade abzubilden.

Dasjenige, was Zacharias that, als ihm der Engel erschien, streitet ebenfalls wider das, was die Maler annehmen. Er legte den Weyrauch auf den Rauchaltar. Dieser stand aber nicht im Allerheiligsten, folglich empfieng Zacharias auch daselbst nicht die Nachricht, daß ihm ein Sohn geboren werden sollte. Wenn ich aber auch annehme, daß Zacharias ein Hoherpriester gewesen, daß er sich bey der Erscheinung in der Hoherpriesterkleidung im Allerheiligsten befunden, so verstoßen die Maler doch gewaltig wider die Zeitrechnung, wenn sie ihn bey der Bundeslade vorstellen. Zacharias lebte zu Herodes des Großen Zeiten, da die Bundeslade schon auf fünfhundert Jahre verloren war. Man wußte seit der Babylonischen Gefängniß nicht, wo sie geblieben. Nach der Rabbinen ihrer Erzählung verbarg Jeremias dieselbe nebst dem Urim und Thumim, damit sie den Ungläubigen nicht in die Hände gerathen sollten, so sorgfältig, daß die Juden sie,

aller

aller angewandten Mühe ohngeachtet, niemals wieder finden konnten. Wie wenig ist also den Vorstellungen der Maler zu trauen.

Aber ich will den Malern auch sogar die Bundeslade im Tempel einräumen. Es bleibt doch ein Fehler, daß sie den Zacharias bey derselben abmalen, weil Lukas ausdrücklich sagt, daß solcher sich während der Erscheinung vor dem Rauchaltar befunden. Man brannte auch das Rauchwerk nicht in einem Rauchfaß, sondern auf dem Altar.

Alle diese Fehler konnten die Maler leicht vermeiden, wenn sie der Sache nur im geringsten nachdachten. Die Gestalt des Engels ausgenommen, sind die übrigen Umstände gewiß. Der Evangelist sagt, daß Zacharias in den Tempel gegangen, um zu räuchern. Es kommt also darauf an, zu wissen, worinn diese Ceremonie bestund. Ist dieß bestimmt, so müssen sie sich an die Geschichte halten; anstatt daß sie jetzt ihrer Einbildungskraft folgen, und widersprechende Dinge vorstellen.

Die eigentliche Ceremonie bestund darinn, daß man glühende Kohlen vom Altar der Versöhnungsopfer in einem Rauchfaß auf dem Rauchaltar trug, und alsdann viel Rauchwerk darauf streuete. Dieß geschahe täglich zweymal bey An-

bruch der Morgenröthe, und zu Anfang der Nacht, mit der sich der jüdische Tag anfieng. Das Volk und die Frommen wohnten dieser Ceremonie bey. Insonderheit wurde die letzte sehr hoch geachtet. Nach dem Opfer drehte sich der Priester gegen das Volk, und segnete es mit der von Moses vorgeschriebenen bekannten Formul: Der Herr segne dich, u. s. w. Darauf gieng jedermann zu Hause und preisete Gott. Mit diesem Religionsgebrauch hatte der Tag ein Ende.

Dieß verrichtete ein gemeiner Priester, der dazu durchs Loos gewählt wurde. Derselbe mußte auch für den Leuchter mit sieben Armen sorgen, Oel in die Lampen gießen, frühe drey auslöschen, und Abends wieder anzünden, am Sabbath die Schaubrodte verändern, und was dergleichen mehr ist. Nachdem wir den Künstlern ihre Fehler gezeigt, wollen wir ihnen nun auch eine Anleitung geben, wie sie sich bey diesem Gegenstande zu verhalten haben.

Lukas sagt, Zacharias war im Tempel, und das Volk draußen. Dieser Ausdruck hat die Maler irre gemacht, sie haben nicht daran gedacht, daß einerley Wort oft ganz verschiedene Bedeutungen hat. Wir werden in den folgenden Kapiteln noch mehrere Fehler anzeigen, wozu sie dadurch verleitet worden. Das große Gebäude,

bäude, darinn das höchste Wesen in Jerusalem verehrt wurde, hieß der Tempel. Dieser bestund aus vielen Theilen, welche unter dem allgemeinen Wort Tempel begriffen wurden. Ich werde künftig noch mehr davon reden, jetzt aber nur von dem Theil des Gebäudes reden, der eigentlich der Tempel hieß. Er lag im Mittelpunkt der übrigen, und hatte abermals verschiedene Theile. Josephus beschreibt ihn folgendergestalt:

„Der Tempel stand in der Mitten, und hatte „zwölf Stufen. Die Vorderseite war hundert „Ellen hoch und breit, aber nur sechzig in der „Vertiefung, weil er zwey Flügel von zwanzig „Ellen hatte, die vorsprangen. Die vörderste „Halle war siebenzig Ellen hoch, fünf und zwan„zig breit, und ohne Thüre, weil sie den Himmel „vorstellt, der jedermann offen steht. Die ganze „Vorderseite dieser Halle war vergoldet, und was „man durch solche vom Tempel sahe, ebenfalls.„

„Inwendig war der Tempel in zwey Theile ge„theilt, wovon der vorderste bis unter das Dach „gieng, neunzig Ellen hoch, funfzig lang und „zwanzig breit war. Die innere Thüre war mit „Goldblech beschlagen, die Seitenwände vergol„det, und oben sahe man vergoldete Weinranken „und Reben. Der hintere Theil war niedriger.

„Die Thore waren ebenfalls vergoldet. Vor den-
„selben hieng ein herrlicher babylonischer Teppich,
„darauf man die vier Elemente gewürkt sahe.

„Darauf kam man in dem niedrigern Theil des
„Tempels, der sechzig Ellen lang und hoch und
„zwanzig breit war. Die Länge hatte zwey Ab-
„theilungen, wovon die erste vierzig Ellen hielt.
„Hier stund der Leuchter, der Tisch mit den Schau-
„brodten und der Rauchaltar. Die hintere von
„zwanzig Ellen wurde durch einen Vorhang von
„der vordern abgesondert, und es war damals
„nichts darinn. Es hieß das Allerheiligste, und
„niemand durfte hineingehen.

„Ringsumher stunden Gebäude drey Stock-
„werk hoch, die eine Verbindung mit einander
„hatten, und zu denen man von dem Hauptein-
„gange kommen konnte. Weil der obere Theil
„enger war, so hatte er keine solche Gebäude, er
„war auch nicht so prächtig, aber um vierzig El-
„len höher. Der Tempel war von außen mit
„vergoldetem Bleche beschlagen; die andern nicht
„vergoldeten Seiten waren von so weißen Stei-
„nen, daß sie von weiten wie Schnee aussahen.
„Die Decke des Tempels war mit goldnen Ster-
„nen oder Punkten gleichsam besäet.

„Der Versöhnopferaltar, welcher vor dem Tem-
„pel stund, hatte funfzig Ellen ins Gevierte, und

„eine

„eine Höhe von funfzehn Ellen. Man konnte „von der Mittagsseite nicht gut hinauf steigen. „Er war ohne einen Hammerschlag gebauet. Der „Tempel sowohl als der Altar war mit einem stei„nernen Geländer umgeben, welches die Priester „von dem Volke absonderte.„

Nach dieser Beschreibung läßt es sich leicht erklären, wenn Lukas sagt, der Priester opferte Rauchwerk im Tempel, uud das Volk wartete draußen. Unter dem Worte Tempel wird hier der Ort verstanden, wo das Rauchwerk geopfert wurde, und das Volk stand vor dem steinernen Geländer. Ferner erhellet daraus, daß der Platz zum Rauchwerk ein großer länglicher Saal war, dessen Brustgeländer und Fußboden mit Goldblech bekleidet war. Auf der einen Seite stand der Leuchter mit sieben Armen, auf der andern der Tisch mit den Schaubrodten, und vor dem Vorhang zum Allerheiligsten der Rauchaltar. Der Vorhang war künstlich gewebt, und bestund nach Moses Vorschrift aus blauen, Purpur und Scharlach Farben.

Den Tisch der Schaubrodte und den Leuchter sieht man sehr deutlich in einem Basrelief des Triumphbogens vom Kaiser Titus in Rom. Einige glauben, der Künstler habe solche aus der Einbildung gezeichnet, es ist aber höchst wahr-

scheinlich, daß er solche gesehen und zum Modell gewählt habe, weil Titus und Vespasian das Tempelgeräthe, nachdem sie es öffentlich im Triumph aufgeführt hatten, im Friedenstempel zu Rom zum Andenken aufstellten *).

Auf dem Tische lagen die Schaubrodte. Man glaubt, sie haben die gewöhnliche Form gehabt, und diese war, wie aus verschiedenen Stellen der Alten erhellet, rund, und durch Kreuzeinschnitte in gleiche Theile getheilt. Man hatte aber auch nach dem Atheneus im dritten Buche zweyerley Arten von viereckigen Brodten. Die eine war klein und sehr dünne, die andre hatte aber sechs starke Flächen. Jedes Brod hat solche Kreuzeinschnitte, um es dadurch in gewisse Theile zu theilen, weil die Alten das Brod nie schnitten, ob sie gleich Messer hatten. Daher heißt es beständig in der heiligen Schrift, das Brod brechen.

Das Brod hatte gemeiniglich acht Einschnitte, die aus dem Mittelpunkte ausgiengen. Außer diesen Linien scheint das Brod auch gewisse Zeichen gehabt zu haben, wodurch die Beschaffenheit desselben oder der Eigenthümer angezeigt wurde; dieses beweisen ein paar Brodte, die man

im

*) Man sehe des Relands Abhandlung de spoliis Templi Hierosolymi in arcu Titi Romae conspicuis, wo man das Basrelief in Kupfer findet.

im Herculanum gefunden. Sie sind rund, mit acht Einschnitten versehen, und auf einem sieht man ziemlich deutlich einige Charaktere.

Diese Nachrichten können die Maler bey Vorstellung der Brodte nutzen. Die Juden machten ihr Brod zu des Zacharias Zeiten wie die andern Völker. Man mahlte das Korn zwischen zwey Steinen, oder zerstieß es in einem Mörser, ließ es mit dem Sauerteige aufgehen, und buck das geformte Brod unter der Asche oder in einer Art von metallenen Tortenpfannen. Ein jeder machte sein Brod selbst, daher Moses verbietet, von seinen Schuldnern die Mühlsteine nicht zum Pfande zu nehmen. Inzwischen erhellt aus einer Stelle des Josephus, daß damals auch schon öffentliche Becker zu Jerusalem waren. Diese arbeiteten für die Armen und Kranken, man gab ihnen das Mehl dazu, und das oben angezeigte Zeichnen des Brodtes wurde eingeführt, damit ein jeder sein Brod kennen konnte. Die Zahl der Schaubrodte war zwölfe, und sie lagen in zwey gleichen Haufen übereinander.

Der Rauchaltar, welcher vor dem Eingange zum Allerheiligsten stand, war vergoldet, rund wie ein Stück eines Säulenschafts, und nach dem Ezechiel drey Ellen hoch. Ob gleich nicht erwehnt wird, daß Titus diesen Altar bey der Er-

oberung von Jerusalem gefunden, so ist es doch höchst wahrscheinlich, daß er noch vorhanden gewesen, wenn es gleich nicht mehr derselbe war, den Moses machen lassen. In der Mitte war ein vergoldeter Rost, darauf die Kohlen gelegt wurden, und unten war er hohl, zum Abfall der Asche, und um dem Feuer einen Zug zu verschaffen.

Bey diesem Altar erschien der Engel dem Zacharias. Man legte das Rauchwerck auf denselben, folglich irren die Maler, wenn sie ihm ein Rauchfaß mit Ketten, dergleichen man heutiges Tages in der Messe braucht, in die Hand geben. Inzwischen war der Gebrauch der Gefäße zum Räuchern den Juden nicht unbekannt. Josephus erzählt, Salomon habe zwanzig tausend Stück von Gold, um wirklich damit zu räuchern, und funfzig tausend, um das Feuer darinn vom grossen Altar nach dem kleinen in dem Heiligen zu tragen, machen lassen. Diese Gefässe hatten bey den Juden die Form eines Bechers, oder der alten Kelche, waren aber größer, jedoch ohne Deckel und Kette. So trifft man sie wenigstens auf hebräischen Münzen an.

In diesem Gefäße holte der Priester, welcher den Dienst hatte, die Kohlen von dem Versöhnopferaltar, und trug sie auf dem Rauchaltar.

Es stund nebst dem Altar in dem Heiligen. Im Triumphbogen des Titus siehet man zwey derselben auf dem Tische der Schaubrodte. Das Rauchwerk bestund aus wohlriechenden kleinen Kuchen, die nach dem Josephus aus dreyzehn verschiedenen Aromaten zusammengesetzt waren. Sie wurden in einem besondern Rauchkästchen aufgehoben. Man weiß nicht, ob die beyden Rauchgefäße auf dem Tische, wie im Bogen des Titus, oder gar auf den Schaubrodten stunden, wie zu des Moses Zeiten, üblich war. So viel ist gewiß, daß sie im Heiligen stunden, nnd daß man täglich zweymal damit umwechselte.

In Ansehung der Person des Zacharias kann man das, was im vorigen Kapitel von der Priesterkleidung gesagt worden, nachschlagen, von seinem Alter reden wir im folgenden. Ich erinnere nur, daß er bloße Füße haben muß, weil die Priester im Tempel so giengen. Weil der Altar drey Ellen hoch war, und Zacharias Kohlen oder Rauchwerk darauf schütten wollte, als ihm der Engel erschien, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er gekniet. Vielleicht hielt er in einer Hand das Gefäß mit Kohlen, und in der andern das Rauchkästchen, oder hatte eben sein Amt verrichtet, und bat den Herrn mit aufgehabnen Händen, daß ihm dieß Opfer für seine Nation und für ihn ge-

fällig seyn möchte. In beyden Fällen läßt sich kein Knien annehmen, im ersten, weil der Altar zu hoch war, im andern, weil die Juden ihr Gebet nicht knieend verrichteten.

Dem sey wie ihm wolle, so läßt sich in des Zacharias Figur ein schöner Ausdruck anbringen. Sein Gesicht muß, nach der Erzählung des Evangelisten, Schrecken und Erstaunen ausdrücken. Inzwischen fehlen bey seiner ausführlichen Erzählung drey Stücke, nämlich die Tageszeit, der Tag und die Gestalt des Engels. Da die Ceremonie des Rauchopfers täglich zweymal wiederholt wurde, so weiß man nicht, ob ihm der Engel Früh oder Abends erschienen. Einige wählen das Abendopfer dazu, weil sie die Dämmerung zu einer Erscheinung für bequemer halten als den Tag. In diesem Falle könnte man das Gemälde durch die sieben Lampen des Leuchters erleuchten, welche Zacharias kurz zuvor in Ordnung gebracht, und die drey in der frühe ausgelöschten wieder angezündet hatte. Dieß könnte durch ein Oelgefäß bey dem Leuchter angezeigt werden.

Der Tag fieng sich bey den Juden mit Untergang der Sonnen an. Da der Evangelist nicht sagt, ob ein Sabbath oder Wochentag gewesen, so könnte man den erstern wählen, und solchen durch einen Korb bey dem Tische anzeigen, dar-

inn

inn die alten Brodte liegen. Die Gruppen würden auch dadurch zugleich mehrere Abwechselungen erhalten. Wie soll man aber den Engel vorstellen? Dem Zacharias kam eine Furcht an, daraus sollte man schließen, daß der Engel ihm in einer außerordentlichen Gestalt erschienen. Wenn man aber erweget, daß Zacharias sich in einem großen vierzig Ellen langen Saal allein befand, daß dieser nur durch wenige Lampen erleuchtet, und voll Dampf von dem Räuchern war, so kann der Priester leicht erschrocken seyn, ohne daß der Engel eine außerordentliche Gestalt gehabt.

Die Fragen des Zacharias scheinen anzudeuten, daß der Engel nicht mit der ihm eignen Würde erschienen, weswegen dieser ein Zeichen verlangte, um seiner göttlichen Sendung gewiß zu seyn. Ich werde mich weitläuftiger darüber in dem Kapitel von der Verkündigung erklären; und merke nur noch zur Nachricht für die Maler an, daß der Evangelist sagt: der Engel stund zur Rechten am Rauchaltar, welches beyzubehalten ist.

Dreyzehentes Kapitel.

Die Empfängniß des Johannes.

Die Griechen feyern dieses Fest jährlich den drey und zwanzigsten September. Die Römische Kirche aber nicht; und ich glaube auch nicht, daß man besondre Gemälde davon hat. Um aber das bisherige noch mehr zu erläutern, und auch das künftige deutlicher zu machen, will ich noch einige Anmerkungen über den drey und zwanzigsten und vier und zwanzigsten Vers des ersten Kapitels des Evangelisten Lukas machen.

Es heißt, da die Zeit seines Amts um war, gieng er heim in sein Haus. Dieß beweiset abermals, daß er nicht Hoherpriester war, dessen Amt auf keine gewisse Zeit eingeschränkt wurde. Josephus sagt ausdrücklich im dritten Kapitel des funfzehnten Buchs seiner Alterthümer. Dies Amt wurde auf Lebenslang und auf keine gewisse Zeit gegeben. Antiochus Epiphanes handelte zuerst wider dieses Gesetz, nachgehends Aristobulus und Herodes zum drittenmale, als er das Amt bey Lebzeiten des Ananel an den Aristobulus gab. Hieraus erhellet, daß das Hohepriesteramt keine bestimmte Zeit hatte, und daß es zur Zeit, wovon wir handeln, blos von dem Willen des Fürsten ab=

abhieng. Die Worte beym Lukas sind also blos von den gemeinen Priestern zu erklären.

Zacharias gieng heim in sein Haus, welches in den Gebürgen Juda lag. Hieraus ziehen wir zwey Folgen. Die erste, daß er kein Hoherpriester war, weil er in den Gebürgen wohnte. Denn dieser durfte nicht einmal aus Jerusalem gehen; und man glaubt, daß er seine Wohnung um dem Tempel, oder gar in demselben gehabt habe. Die zweyte, er wohnte im Stamm Juda. Weil die Stadt nicht genannt wird, so hat dieß Gelegenheit zu allerley Muthmaßungen gegeben. Einige versetzen den Zacharias nach Jerusalem, andre nach Emaus oder Bethlehem, noch andre nach Macheron oder Hebron. Jerusalem und Macheron gehören aber nicht zum Stamm Juda; Bethlehem und Emaus sind hingegen keine Priesterstädte.

Die meisten sind für Hebron: diese Stadt lag in den Gebürgen, war vom Stamm Juda und eine Priesterstadt: drey Eigenschaften, welche Lukas der Wohnstadt des Zacharias beylegt. Dieser Streit kann dem Maler gleichgültig seyn: es ist ihm aber, wie sich in der Folge zeigen wird, nöthig zu wissen, daß seine Wohnung in der Stadt war, und daß diese in den Gebürgen lag.

Lukas sagt ferner: und nach den Tagen wurde sein Weib Elisabeth schwanger, da er zuvor ausdrücklich erinnert, daß sie unfruchtbar gewesen. Die Unfruchtbarkeit ist allezeit ein unangenehmer Gedanke. Einen Theil von sich auf die Nachwelt fortgepflanzt zu sehen, ist eine der schmeichelhaftesten Aussichten für einen Sterblichen. Die Unfruchtbarkeit war den Juden aber noch weit fürchterlicher, weil sie dieß physische Uebel als eine Folge des Moralischen ansahen, und sie für eine göttliche Strafe hielten. Unfruchtbare Eheleute waren überdieses znm allgemeinen Gespötte.

Dieß fromme Paar bat deswegen den Himmel unaufhörlich um einen Sohn, allein jemehr die Jahre zunahmen, desto weniger durften sie sich mit der Erhaltung ihrer Wünsche schmeicheln. Endlich that die Allmacht ein Wunder, in Ansehung des Alters und der Unfruchtbarkeit. Die Maler verrathen also ihre Unwissenheit, wenn sie den Zacharias als einen Mann von höchstens funfzig Jahren abschildern. Dieß mochte ohngefähr das Alter seiner Frau seyn, er hatte aber schon höhere Jahre. Er sagt selbst zum Engel, ich bin alt: und hoffte also das Glück, Vater zu werden, nicht mehr zu erleben. Die Maler müs-

sen dem Zacharias also eine weit ältere Gesichts-bildung geben.

Vierzehentes Kapitel.

Die Verlobung der Maria.

Einige glauben, Maria habe sich blos mit Joseph verlobet, aber die Ehe nie vollzogen. Diese Meinung ist aber nie angenommen, man hält vielmehr dafür, daß bey Vollziehung der Heyrath alle gewöhnlichen Gebräuche beobachtet worden. Wir reden im nächsten Kapitel davon.

Die Muthmaßung, daß die Verlobung einige Zeit vorher gegangen, gründet sich auf die Jüdischen Gewohnheiten. Josephus führt ein Beyspiel an, das ohngefähr aus dieser Zeit ist, nämlich den Herodes, der lange vor der wirklichen Heyrath mit der Königinn Mariamne verlobet war. Nach dem Zeugnisse des Leo von Modena ist dieß auch noch bey den Juden üblich: Er versichert, daß sie sechs Monate, ein Jahr zuweilen, ein Paar, und noch länger, mit einander versprochen sind. Die Ceremonien laufen fast auf eben die Art, wie bey den Christen, hinaus. Der Vater oder ein Verwandter der Mannsperson hält um das Mädchen an, man macht die Bedingungen aus, und sie werden aufgeschrieben. Diese

Gebräu-

Gebräuche sind sehr alt. Der Vater des Simson hält schon um die Philisterinn an, die seinem Sohne gefiel, und bey des Tobias Heyrath wurden die Punkte aufgeschrieben.

Vermöge des Kontrakts des Tobias, gab Raguel seiner Tochter die Hälfte seiner Güter mit, und versprach ihr die andre nach seinem Tode. So verfuhren aber nicht alle Väter bey der Verheyrathung ihrer Töchter. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß die Männer in den ältesten Zeiten ihre Weiber erkauften. Jakob mußte dem Laban vierzehn Jahre um seine zwey Töchter dienen. Sichem erbot sich zu geben, was man verlangte, wenn man ihm die schöne Dina überlassen würde. David mußte dem Saul hundert Vorhäute liefern, um Michal zu erhalten. Dieß kann den Malern gleichgültig seyn; genug daß man damals, wie jetzo bey der Verlobung, einen Kontrakt aufsetzte, wobey beyderseitige Eltern und nächste Anverwandten zugegen waren.

Ich will mich nicht länger hierbey aufhalten. Die Künstler sehen daraus, worauf sie Acht zu geben hätten, wenn sie die eigentliche Verlobung der Maria in ein Gemälde bringen wollten.

Funfzehentes Kapitel.

Die Heurath der Maria.

Daß Maria mit dem Joseph verheurathet gewesen, darinn stimmen alle überein, aber wann und wie dieses geschehen, darüber ist man nicht recht einig. Gleichwohl ist es den Malern nicht gleichgültig, zu wissen, wie sie sich dabey zu verhalten haben. Wissen sie das erste nicht, so kann man diese Gemälde nicht in die rechte chronologische Ordnung bringen; und ohne das letztere können sie das Gemälde nicht wohl anordnen. Ich will also die wahrscheinlichsten Meinungen, in Ansehung der Zeit und der Gebräuche dieser Verheurathung sammlen, und die Anwendung auf die davon vorhandenen Gemälde machen. Man wird daraus ersehen, in welchen Stücken die Maler die Wahrheit treffen, und worinne sie davon abweichen.

Viele große Gelehrte behaupten, Maria habe sich erst nach dem ersten Traum Josephs verheurathet, und sey, als sie den Heiland empfangen, nur verlobet gewesen. Sie gründen sich 1) darauf, weil der Engel zum Joseph im Traume sagt, daß er sich nicht fürchten soll, Maria zu heurathen, und daß er solches that, wie er erwachte.

2) Weil es heißt, daß Maria vor Vollziehung der Heurath schwanger war. 3) Weil das Wort, dessen sich der Evangelist bey der Verkündigung bedient, eine Verlobte bedeutet. Ueberdieses würde man ihre Jungferschaft eher im Zweifel ziehen können, wenn sie vor ihrer Empfängniß mit Joseph wirklich verheurathet gewesen. Sie blieb im Hause ihrer Eltern, wie die Töchter der Juden überhaupt, und noch heutiges Tages alle Mädchen in Asien.

Gegen diese Meinungen bringen andre wieder andre Schriftstellen und Muthmaßungen vor. Sie sagen, Joseph wird in der Schrift vor seinem Traume bereits der Mann der Maria genannt. Das Wort **Verlobte** wird auch noch nach dem Traume, und bey der Reise nach Bethlehem, da sie wirklich verheurathet waren, gebraucht, und muß also so genau nicht verstanden werden. Sie glauben, wenn die Heurath erst nach dem Traum vollzogen wäre, so würde man die Schwangerschaft schon bemerkt haben; und der Verdacht würde der Ehre der Maria nicht vortheilhaft gewesen seyn. Sie wäre in dem Fall fünf bis sechs Monate nach der Hochzeit niedergekommen, und vieler Nachrede ausgesetzt gewesen.

Die

Die Maler scheinen die letztere Meinung von der Maria anzunehmen, wenigstens findet man, wenn sie eine Folge von Gemälden des Neuen Testaments vorstellen, daß die Verheurathung vor der Verkündigung vorhergeht. Da die Kirche in diesem Punkte nichts entscheidet, so kann man ihnen deswegen auch keine Vorwürfe machen.

Der zweyte Punkt, nämlich wie die Heurath vollzogen worden, ist viel wichtiger für die Maler, weil darauf die ganze Zusammensetzung beruhet. Wir müssen also untersuchen, wo, durch wem, und auf was Art dieses geschehen.

Im Buche von der Geburt der Maria heißt es, sie gieng ins vierzehnte Jahr, als der Hohepriester Zacharias darauf bedacht war, sie mit ihren Gespielinnen zurück zu schicken, weil man nach der Gewohnheit die Mädchen nie länger im Tempel behielt. Maria wollte nicht gehorchen, und gab vor, sie habe ihre Jungferschaft dem Herrn geweihet. Zacharias wußte sich nicht zu entschließen, er berief die Aeltesten im Volk zusammen. Man bat, Gott möchte seinen Willen zu erkennen geben: und alsobald ließ sich eine Stimme mit dem Spruche aus dem Jesaia hören: Es wird eine Ruthe von dem Stamm Isai aufgehen, und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht

bringen, auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn.

Die klugen Juden erriethen den Sinn des Orakels sogleich. Alle unverheurathete Mannspersonen vom Stamm David mußten im Tempel erscheinen, und eine Ruthe auf den Altar legen; und dessen Ruthe blühen würde, der sollte die Maria heurathen. Der einzige Joseph vom Stamm Davids legte seine Ruthe nicht hin. Als keine blühen wollte, wurde Gott wieder um Rath gefragt, und es erschallten die Worte, derjenige, welcher seine Ruthe verborgen hätte, wäre der Maria allein würdig. Sobald er seine Ruthe hervorzog, blühete sie, und eine Taube setzte sich auf derselben. Die Heurath wurde darauf vollzogen.

In dem Protoevangelium des Apostels Jakobs, wird die ganze Sache ebenfalls, wiewohl mit einigen Veränderungen erzählt. Dieses Mährchen hat so viel wunderbares, daß man es in den alten Mysteres in Frankreich auf das Theater brachte. Maria erscheint auf der Bühne und will nicht gehorchen, der Hohepriester beruft die Aeltesten zusammen, und man bittet Gott, seinen Willen zu erkennen zu geben. Ein Engel kommt aus den Wolken, und entdeckt ihm, was er mit der Maria thun soll. Der göttliche Befehl wird

unter

unter Trompetenschall bekannt gemacht; alsobald erscheinen fünf bis sechs Juden aus dem Stamm Davids, und überliefern ihre Ruthen dem Hohenpriester, und wie sie nicht blühen wollen, führt sich ein jeder auf eine naive und komische Art ab. Endlich kommt Joseph, das Mirakel geschieht: Zacharias läßt deswegen die Maria holen, giebt sie zusammen, und das Stück ist aus.

Alle diese Mährchen hat man mit Recht verworfen; inzwischen haben die Maler aus solchen unreinen Quellen geschöpft, und unsre Gebräuche damit vermischt. Daraus sind die sonderbarsten, monströsen Bilder entstanden. Man sieht den Joseph mit der Ruthe in der Hand, im blossen Kopfe vor seiner Verlobten stehen, der Hohepriester befindet sich in seiner feyerlichen Kleidung zwischen ihnen, und giebt ihre Hände zusammen. Einige Verwandte beyderley Geschlechts wohnen der Ceremonie bey. Auf beyden Seiten bemerkt man die Nebenbuhler des Josephs, in Stellungen, die den Verdruß anzeigen; einige zerbrechen die Ruthen, andre machen sich aus dem Staube, um keine Zeugen von dem Glück des Josephs zu seyn.

Manche Künstler haben ihr Gemälde mit Nebenwerken bereichern wollen, und zu dem Ende die kostbarsten Geräthe des Tempels, bald die

Bundeslade, bald den Leuchter mit sieben Armen, dabey hingestellt. Bey den meisten geschieht die Handlung vor dem Altar, darauf wohl gar brennende Kerzen stehen. Dieß sind so grobe Fehler, daß man sich wundern muß, wie sonst geschickte Maler solche nicht vermieden haben. Ich habe schon gesagt, daß die Bundeslade zu Josephs Zeiten längst verloren war. Der Leuchter stand im Heiligen, wo blos Priester den Zutritt hatten. Es waren nur zwey Altäre im Tempel, aber bey keinem wurden die Heurathen vollzogen, noch viel weniger stellte man brennende Wachskerzen darauf.

Bey den Juden ist die Heurath eine blos bürgerliche Handlung; sie gehörte in alten Zeiten nicht für die Priester, folglich wurde sie auch nicht am Altar vollzogen. Es ist noch nicht einmal seit langer Zeit bey den Christen üblich gewesen. Ehemals wurden die Heurathen bey den Kirchthüren vollzogen: Die Kirchentrauungen sind in Frankreich erst im vierzehnten Jahrhunderte aufgekommen. Wäre Maria im Tempel verheurathet worden, so wäre es eine Ausnahme von der Regel, und höchstens in einem zum Tempel gehörigen Nebengebäude geschehen, aber nicht im Heiligen, oder wo sich die Priester aufhielten, denn dahin durfte keine Weibsperson kommen.

Wäre

Wäre Joseph ein Christ gewesen, und hätte sich in unsern Tagen verheurathet, so hätte man ihn stehend in bloßem Kopf vorstellen können, wie er der Maria die Hand giebt, welche ebenfalls steht, und keinen Schleyer hat. Was soll aber die blühende Ruthe in seiner Hand? Die Maler sind so darinn verliebt, daß ein blühender Stab ein charakteristisches Kennzeichen von ihm geworden. Ich weiß, daß eine Zeit gewesen, da man diese Fabel für wahr gehalten, und sich sogar gerühmt, die Ruthe als eine heilige Reliquie zu besitzen. Man zeigt sie noch zu Annecy in Savoyen; aber nicht als einen Beweis der Wahrheit dieser Erzählung, sondern als ein Zeichen der ehemaligen Mißbräuche und des Aberglaubens. Sind wir also nicht verbunden, die Maler aus ihrem Irrthum heraus zu reißen?

Um diesen einigermaßen zu bemänteln, nimmt man an, die Ruthe sey nur ein Sinnbild, der von Joseph lebenslang bewahrten Keuschheit, und macht einen Lilienstengel daraus. Einige Kirchenväter behaupten dieses, andre machen den Joseph hingegen zum Wittwer als er die Maria geheurathet. Allein dieses Attribut schickt sich nicht für den Joseph nach seiner Heurath, wenn man den Kirchenvätern auch ihre Meinung vor derselben zugestehen wollte. Man erinnert sich

überdieses jener Mährchen dabey, und schon um des willen sollte es aus geistlichen Gemälden weg-bleiben.

Warum soll die blühende Ruthe in Josephs Händen allein ein Bild der Keuschheit seyn, da man seinen Nebenbuhlern in den Gemälden auch Ruthen, aber ohne Blüthe, in die Hände giebt? Zeigt es etwa bey diesen ihre Unenthaltsamkeit an? Wie kann man vollends den heiligen Geist, der in Gestalt einer Taube über dieser Ruthe schwebt, entschuldigen? Dies ist aus den Fabeln der Apokryphischen Bücher hergenommen; und soll schon blos aus diesem Grunde in kein bibli-sches Gemälde kommen. Was für einen Lärmen würde dieß Wunderwerk nicht gemacht haben, wenn es sich im Tempel, in Gegenwart des Ho-henpriesters und so vieler Menschen zugetragen hätte? Das neue Paar würde die Bewunderung von ganz Israel geworden seyn, wovon aber die Bibel, und andre Schriftsteller nichts erwehnen.

Anstatt sich bey Fabeln aufzuhalten, sollten die Maler bey Vorstellung der Heurath der Maria sehen, ob sich nichts von den dabey üblichen Ge-bräuchen in der Schrift findet, oder wenigstens auf das Kostum der heutigen Juden Acht geben, so würden sie richtigere Begriffe, die mehr mit der Wahrheit und den Sitten der Nation über-einstimmen,

einstimmen, bekommen. Die Heurath war bey den Juden, wie gesagt, blos eine bürgerliche Handlung, ein mit Bewilligung beyder Theile geschlossener Kontrakt, den man bey verschiedenen im mosaischen Gesetz vorgeschriebenen Fällen aufheben konnte. Es ist also weder ein Sakrament, noch wird der Priester und ein Tempel dazu erfordert. Die Juden verheurathen sich gerne an einem unbedeckten Ort, damit gleichsam Himmel und Erde Zeugen ihres Bündnisses seyn sollen. Derjenige, dem die Natur das Amt aufgetragen, nämlich, der Braut oder des Bräutigams Vater giebt sie zusammen. Sara wurde durch ihren Vater an dem Tobias verheurathet: Er legte ihre Hand in des Tobias seine, und sagte: der Gott Abrahams, Isaacs, und Jakobs sey mit euch und seegne euch. Darinn bestunden die Heurathsgebräuche der alten Juden.

Wir wollen nunmehr noch die heutigen Jüdischen Gebräuche und die Veränderungen, die dabey vorgegangen, anzeigen, weil solche den Malern von einigem Nutzen seyn können. Die Ceremonie mag an einem offnen Orte, oder in einem Zimmer vollzogen werden, so werden die Verlobten unter einem Teppich oder Himmel gestellt, den junge Leute, die zur Hochzeit gehören, halten. Der Bräutigam kommt zuerst, und die

Braut stellt sich, nachdem sie von den Weibern herzugeführt worden, und dreymal um ihn herum gegangen, zu seiner Rechten. Es scheint, daß die Juden, so wie die Heiden und die heutigen Griechen das Brautpaar zu krönen oder zu bekränzen pflegten. Man führt das dritte Kapitel des Hohenliedes, und das ein und sechzigste des Jesaia deswegen an. Ob dieses Krönen aber während der Ceremonie geschahe, oder ob sie die Kronen schon vorher auf dem Kopfe hatten, wissen wir nicht.

Zur Zeit der Maria war es noch üblich; im Misnah heißt es, daß die Krone oder der Kranz, in Ansehung des Bräutigams zu Anfang des Kriegs wider den Vespasian, und in Ansehung der Bräute bey der Belagerung von Jerusalem abgeschaft worden. Die Krone des Bräutigams bestund aus Schwefel und Salz. Das Salz war durchsichtig wie ein Chrystall, und man machte verschiedne Figuren mit Schwefel darauf. Man machte auch einige von Gold, von Myrthen, Oelblätter, und so weiter. Der Braut ihre war gemeiniglich von Gold, und wie ein Thurm gemacht.

Einige sind der Meinung, daß zu Christi Zeiten, das Brautpaar sowohl als die Hochzeitgäste, in weißen Kleidern giengen, und daß man diese das Hochzeitkleid hieß. Wenn dieses üblich gewesen, so ist es doch heutiges Tages nicht mehr

gebräuch-

gebräuchlich. Die Braut ist wohl gekleidet, ohne daß eine besondere Farbe erfordert wird, ausgenommen beym Schleyer, welcher schwarz ist. Leo von Modena setzt, in Ansehung des Kopfputzes, folgendes hinzu: Die Weiber kleiden sich nach der Mode des Landes, wo sie leben, ausgenommen, daß sie am Hochzeittage eine Art von Perücken tragen, die den daselbst üblichen Haarputz nachahmt, und zugleich ihr eigenes Haar so viel möglich verbirgt.

Die zweyte Ceremonie besteht darinn, daß man den Taled *) auf den Kopf des Brautpaars legt. Sie ist nicht neu, denn Ruth beschwört den Boas schon, sie mit seinem Mantel zu bedecken, das heißt, sie zu heurathen. Darauf wird ein Glas Wein gebracht, welches das Brautpaar trinkt, nachdem man Gott zuvor gedankt, daß er Mann und Weib erschaffen, und die Ehe eingesetzt. Dieß ist das dritte Stück, und zum vierten wird der Braut ein Ring angesteckt. Dieß muß in Gegenwart zweyer Zeugen geschehen, und der Bräutigam sagt dazu: Siehe du bist meine Frau, nach den Gesetzen Moses und Israel. Im zehenten

*) Der Taled ist das oben beschriebene Stück Zeug, mit vier Zipfeln, womit die Juden sich beym Gebet in der Synagoge bedecken, und der den alten Juden statt des Mantels diente.

henten Jahrhunderte glaubte man, zu Perugia den Ring, welchen Joseph der Maria gegeben, gefunden zu haben. Man sahe aber den Irrthum bald ein, weil dieser Gebrauch bey den Juden nicht sehr alt ist. Weder im Misnah noch bey den Talmudisten findet sich etwas davon; die Gewohnheit ist nicht einmal heutiges Tages allenthalben bey den Juden eingeführt. Zu den Zeiten der Maria gab der Bräutigam der Braut eine goldne Münze.

Wenn das Stück Geld oder der Ring gegeben worden, so wird der bey der Verlobung aufgesetzte Ehekontrakt verlesen, wodurch sich der Mann zur Mitgabe der Frau, sie zu ernähren und gut mit ihr zu leben, verbindlich machte. Er giebt sein Versprechen der Braut ihrer Familie schriftlich. Während der Zeit, oder gleich darauf wirft man einige Hände voll Korn oder Gerste über das Brautpaar, und sagt dabey: wachset und mehret euch. Die Rabinen melden, daß man ihnen ehemals einen Korb voll Erde vorhielt, darinn das vorher gesäete Getrayde anfieng aufzugehen, und dazu sagte! wachset und mehret euch wie dieses Getrayde. An einigen Orten geschiehet es noch.

Darauf wird abermals Wein in einem neuen Gefäße mit einer engen Oeffnung gebracht. Das Brautpaar trinkt etwas davon, und gießt das übrige aus. Der Bräutigam wirft es darauf zur Erde und in Stücken; wobey die umstehenden ausrufen, mazaton, es mag darum seyn. Dieß sind ohngefähr die heutigen Hochzeitgebräuche der Juden.

Es steht zwar nirgends geschrieben, daß Maria so verheurathet worden. Es sind aber die Gebräuche ihrer Nation, und es scheint mir viel natürlicher, solche anzunehmen, als den Tempel zum Ort der Handlung zu wählen, und christliche Gebräuche dabey anzubringen. Jouvenet wollte nicht in die Fehler andrer Maler fallen, und läßt die Handlung in einem prächtigen Saal, vermuthlich unweit des Tempels, vorgehen. Der Hoheprieſter steht in feyerlicher Kleidung, so wie der Maler sich solche vorgestellt. Er richtet die Augen nach dem Himmel, und breitet die Hände über Maria und Joseph aus, welche gegen einander über vor ihm knieen. Joseph giebt der Maria einen Ring, den sie mit vieler Bescheidenheit annimmt. Auf dem Vorgrunde stehen Gruppen von Zuschauern. Oben schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube.

Dieß Stück macht dem Jouvenet Ehre, es ist aber gleichwohl weit von der Wahrheit entfernt. Das Geben des Rings war nicht üblich: statt dessen gab man ein Stück Geldes. Die Künstler sollten es also vermeiden; überdieses erfordern es, dünkt mich, die Regeln des Geschmacks, denn eine Frau, welche den Finger hinreicht, um einen Ring zu empfangen, den ihr ein Mann darreicht, ist ein so gemeiner Gedanke, daß ein Maler seine Talente nicht sehr dabey zeigen kann. Auf einigen Gemälden geben sie sich daher die Hände, auch diese Stellung zieht die Aufmerksamkeit nicht auf sich, man ist zu sehr daran gewöhnt. Man könnte, dünkt mich, statt dessen die Ceremonie des Aufsetzens vom Kranze wählen. Junge Kinder trugen solche in Schüsseln, der das Brautpaar zusammen gab, stunde in Bereitschaft sie zu empfangen, und dem sich nähernden Ehepaar auf zu setzen. Die neugierigen Zuschauer sehen theils auf die Kränze, theils auf die Braut, u. s. w. Dieß wäre eine allgemeine Handlung, wobey ein Künstler Reiz und vielen Ausdruck anbringen könnte.

Das Knieen der Maria und des Josephs in Jouvenets Gemälde ist sehr unschicklich. In allen Ländern und auch bey den Christen ist die Heurath nie knieend vollzogen worden. Daß der

Hohe-

Hoheprieſter die Hände auf ſie legt, iſt gleichfalls eine Erdichtung, die nicht zur Sache gehört. Der Maler hätte Maria mit dem Taled oder Mantel des Joſephs bedecken ſollen, und nicht mit den Händen des Hohenprieſters. Die meiſten glauben, daß Maria zu Nazareth im Schooß ihrer Familie verheurathet worden.

Hierbey entſteht eine neue Frage, ob die Eltern der Maria die heilige Anna und Joachim damals noch gelebt, und ob die Maler ſie dabey anbringen können. Ich halte dafür, daß dieß ſehr füglich angeht, und daß Joachim die jungen Eheleute ſelbſt zuſammen gegeben, einmal, weil dieſe Ehre dem Vater der Braut zukam, und das Gegentheil nicht geſagt wird; ferner, weil Anna und Joachim bey der Geburt der Maria nicht alt waren, (ſiehe das zweyte Kapitel.)

Hätte Jouvenet ſtatt der Ruthe, die er auch weggelaſſen, und des heiligen Geiſtes, der nicht da ſeyn ſollte, drey Stücke, nämlich die Vorleſung des Kontrakts, das Gefäß mit Wein, und den Korb mit aufgehendem Getrayde vorgeſtellt, ſo wäre er der erſte, welcher über dieſen Gegenſtand wenigſtens ein wahrſcheinliches Gemälde geliefert hätte. Poußin kann man eigentlich als den erſten anſehen, der dieſe Geſchichte von den lächerlichen Fabeln zu ſäubern geſucht hat. Ich

sage gesucht, denn er hat sich dennoch durch Vorurtheile hinreißen lassen. Man sieht aber doch mit Vergnügen, daß er sich um die Jüdischen Gebräuche bekümmert, und z. E. die Kränze der Verlobten, und das Gefäße mit Wein angebracht hat. Es ist zum Erstaunen, daß keiner in dieses großen Künstlers Fußstapfen getreten ist. Von dem Alter, welches Maria damals hatte, ist im zehnten Kapitel gehandelt worden.

Sechszehentes Kapitel.

Das Gelübde der Keuschheit.

In dem Apokryphischen Buche von der Geburt der Maria heißt es, daß Joseph sich nach Vollziehung der Ehe nach Bethlehem begeben, um Zurüstungen zur Hochzeit zu machen, und daß Maria inzwischen mit sieben ihrer Gespielinnen wieder zu ihren Eltern gegangen. Es ist gewiß, die Juden richteten bey ihrer Verehelichung eine Hochzeit aus, und Joseph, wie ich auch noch weiter in der Folge sagen werde, richtete sich vermuthlich nach dieser Gewohnheit; daß er aber deswegen nach Bethlehem gegangen, davon findet sich bey keinem glaubwürdigen Schriftsteller einige Nachricht. Man hält insgemein dafür, daß er in Nazareth wohnte, wo man die

Stelle

Stelle seines und der Maria ihres Hauses sogar den Leichtgläubigen noch zeigt. Er wird also die Zurüstungen hier und nicht in Bethlehem gemacht haben.

Ich habe bereits oben gesagt, daß Maria Gott ihren jungfräulichen Stand gewiedmet hatte: gleichwohl sehen wir, daß sie sich verheurathet. Hat sie also ihr Gelübde gebrochen? Um diesen Widerspruch zu heben, sagen einige, Joseph und Maria hätten nie als Mann und Frau mit einander gelebet; er habe sie nicht als Mann zu sich genommen, sondern nur um sie zu beschützen; Maria habe also ihr Gelübde nicht gebrochen, da sie nur dem Namen nach verheurathet gewesen. Diese Meinung ist aber nur aus den apokryphischen Büchern genommen. Man glaubt vielmehr, daß die Ehe wirklich zwischen ihnen vollzogen worden. Joseph wäre nicht als Christi Vater angesehen worden, wenn er nicht der Maria Mann gewesen.

Maria brach ihr Gelübde nicht, da sie dem Willen des Höchsten gehorchte, welcher ihr den Joseph zum Mann bestimmt hatte. Es ist glaublich, daß Maria ihrem Mann ihr ehemaliges Gelübde bald nach der Hochzeit entdeckt, und wieder mit seiner Einwilligung erneuert habe; wenigstens nehmen die Katholischen Theologen diese

beyderseitige Enthaltsamkeit an. Kein Maler hat sich an diesen Gegenstand gewagt, da sich solches doch vielleicht durch allerley Allegorien und artige Sinnbilder ausdrücken ließe.

Siebenzehentes Kapitel.

Die Verkündigung der Maria.

Bartholomäus von Edessa wirft dem Mahomet vor, er sage im Alkoran, Maria habe Christum empfangen, weil sie Datteln gegessen. Man könnte ihn leicht aus dem Alkoran selbst des Gegentheils überführen. Es steht im dritten Surat ausdrücklich: „Wir haben ihr unsern Geist „in männlicher Gestalt geschickt:„ Sie sey darüber erschrocken, der Engel habe ihr aber versichert, daß er ein Bothe Gottes sey, der ihr einen klugen Sohn bescheren würde; sie habe gefragt: wie das zugehen solle, da sie von keinem Manne wisse; der Engel habe aber geantwortet: „Er „hat es gesagt, und es wird geschehen, wie ich „es verkündigt habe.„ Darauf ward sie schwanger, u. s. w.

Diese einzige Stelle außer dem erhabnen, er hat es gesagt, ist hinlänglich, den Schriftsteller von Edessa zu widerlegen. Wenn aber ein Mu-

selmann unsern Malern den Vorwurf machte,

daß

daß sie das Geheimniß der Fleischwerdung auf eine sonderbare Art vorstellen, so zweifle ich sehr, ob man ihn aus der Schrift so gut widerlegen könnte. Wenigstens ist es nicht so gefährlich, wenn Mahomet auch obige Fabel vorgegeben hätte, als wenn die Maler solche grobe Fehler begehen. Im Alkoran sucht man die Wahrheit nicht, hingegen soll sie bey allen geistlichen Gemälden zum Grunde liegen.

Um zu untersuchen, ob mein Vorwurf gegründet sey, will ich erst anzeigen, worauf die Geschichte hauptsächlich beruhet, und was dabey fehlt, alsdann die Gemälde zergliedern, und was an jedem zu tadeln beweisen, und zuletzt eine Anleitung geben, wie man diesen Gegenstand ausführen soll.

Der Evangelist Lukas ist der einzige, welcher uns die Geschichte von der Verkündigung der Maria aufbehalten. Dieser zufolge kommt der Engel Gabriel nach Nazareth, und an den Ort, wo Maria sich aufhielt, und grüßt sie. Sie geräth darüber in Verwunderung, er spricht ihr aber Trost ein. Sie redet mit ihm, er antwortet, und sie ergiebt sich in den göttlichen Willen. Die Haupthandlung ist also ein Gespräch zwischen einem Engel und einer Frauensperson, dessen Inhalt ist, daß sie einen Sohn empfangen

soll. Es kommt dabey auf viele Nebenumstände an, wovon Lukas nichts sagt, auf die Zeit, den Ort, die Gestalt des Engels, auf das Alter, die Kleidung und Stellung der Maria, u. s. w.

Die Empfängniß der Maria heißt auch die Fleischwerdung. Der Engel sagt beym Lukas, die Kraft des Höchsten wird dich überschatten. Wie ist dieß zu erklären? Man sieht leicht, wie schwer die Verkündigung und Fleischwerdung vorzustellen sind. Das letzte ist über die Kräfte des Malers; gleichwohl hat man von beyden Gemälde, und gemeiniglich wird beydes in einem Bilde vorgestellt.

Ich fange von der Verkündigung an. Die Maler nehmen eine bequeme Jahreszeit in manchen Gemälden an, die Bäume sind voll Blätter, Blüthen nnd nicht selten voll Früchte. Die Kirche feyert die Verkündigung am 25. März, das ist zu einer Jahreszeit, da der Winter dem Frühlinge Platz macht, und wo es weder Blüthen noch Früchte bey uns giebt. Wenn man aber den viel wärmeren Himmelsstrich vom gelobten Lande, wo die Abwechselung der Jahreszeiten nicht so merklich ist, erweget, so streitet dieß nicht wider die Wahrscheinlichkeit.

Wenn man die Maler wegen der Jahreszeit entschuldigen kann, so geht es vielleicht nicht so

leicht

leicht wegen der Tageszeit an. Alle Gemälde stellen den Tag vor, da man doch nach alten Ueberlieferungen glaubt, daß es bey der Nacht geschehen. Man könnte zwar zur Entschuldigung der Maler sagen, der Engel habe das Zimmer mit einem hellen Glanze erfüllt. Allein die wenigsten haben diesen Glanz genutzt, überdieses hätten sie durch eine Lampe oder irgend auf eine andre Art die Nacht anzeigen können. Die meisten nehmen die Erleuchtung vom Tage. Die Bibel und die Kirche sagt zwar nichts von der Zeit, aber die wahrscheinlichste Meinung verdient doch den Vorzug.

In Ansehung des Orts irren die Maler meines Erachtens sehr oft. Ohne auf die Erzählungen zu achten, als ob der Engel die Maria in allen Winkeln gesucht, und endlich bey einer Fontäne gefunden, welches die Worte, und er kam zu ihr hinein, schon widerlegen, bemerken wir, daß viele Meister ihre Schlafkammer mit Bette und übrigen Zubehör, andre ein andres Gemach vorstellen; ein jeder folgt seinen Einfällen: und mancher macht aus dem Zimmer eines Handwerkers einen Pallast von prächtiger Baukunst, und kostbaren Meublen. Wie widersinnig ist dieses mit dem Stande der Maria, die von dürftigen

Eltern geboren war, und also in keinem vergoldeten Zimmer wohnte!

Maria wohnte in Nazareth, einem kleinen auf einer unbequemen Anhöhe belegenen Flecken, der nicht geachtet war, und daher heißt es: was kann von Nazareth gutes kommen? An einem so elenden Orte durfte man wohl keine Palläste mit Kolonnaden suchen. Man zeigt noch den Ort in dieser Stadt, von dem Lukas redet, wenigstens giebt man ihn dafür aus. Nach den Beschreibungen, welche die Reisebeschreiber davon geben, ist das Kämmerchen, wo der Engel erschienen, sehr klein; den größten Theil des Hauses haben die Engel dem Vorgeben nach bis Loretto getragen. Inzwischen dürften kluge Maler diesen Beweis von dem geringen Ansehen der Kammer, wo die Verkündigung geschehen, schwerlich gelten lassen.

Was den göttlichen Bothen betrifft, so finden wir eben so wenig als oben bey der Erscheinung des Zacharias, unter was für einer Gestalt er erschienen, und wie er zu ihr gekommen. Ob Gabriel ein Erzengel, oder ein andrer Engel gewesen, darum bekümmert sich der Maler nicht, weil er aber in einer sichtbaren Gestalt erschien, so fragt sich, wie war solche beschaffen? Einige malen den Engel als einen schönen jungen Menschen,

schen, mit blonden Haaren und freundlicher Miene, andre als einen gebildeten Mann von einem edlen majestätischen Ansehen, und dieses scheint seiner Verrichtung angemessener zu seyn. Der heilige Ambrosius sagt zwar, der Engel sey als ein junger Mensch erschienen: man hat dieses aber zu buchstäblich genommen, und einen Jüngling von funfzehn Jahren mit einer weibischen und gar zu lebhaften Miene daraus gemacht, die sich zu einem wichtigen Auftrage keineswegs schickt.

Einen andern Fehler begehen diejenigen Maler, von denen Ayala redet, welche den Engel als einen alten Mann mit grauem Bart und Haaren abbilden, damit man sich nicht daran stoßen soll, einen jungen muntern Engel bey einem schönen Mädchen zu sehen. In manchen alten Gemälden von der Verkündigung ist der Engel fast ganz hinter Wolken versteckt. Dieß scheint aber, als nähme man an, Maria hätte den Engel nicht gesehen, welches der gemeinen Meinung widerstreitet. Wenn es lächerlich ist, ihn mit einem Bart vorzustellen, so ist es eben so sehr zu verwerfen, wenn ihm die alten Maler Bischofskleider anlegen, oder wohl gar Kreuze dabey anbringen.

Die Gewohnheit der neuern, dem Engel eine leichte, flüchtige Draperie von hellen Farben zu

geben, scheint eben so wenig gut, und giebt ihm ein gar zu galantes und entblößtes Ansehen. Nach der alten Art, sich zu kleiden, müßte das Gewand lang und weit seyn. Ich räume ein, daß der Künstler seine Talente dabey nicht so sehr anbringen kann, aber man wird mir auch zugeben, daß diese Entschuldigung nicht bey geistlichen Gemälden gilt, deren Charakter Anstand und Ehrbarkeit seyn soll. Dieser Vorwurf betrifft nicht den Gabriel allein, sondern überhaupt alle Engel der neuern Maler. Man giebt ihnen ein Gewand, welches eine Art von peplum ist, und ehemals nur von den Vornehmen getragen wurde. Die alten Statuen der Gottheiten, zumal der weiblichen sind insgemein damit bekleidet.

Dem Ronsard darf der Maler eben so wenig nachahmen, denn dieser macht in seinem Gedicht auf die Königinn Margaretha aus dem Engel einen vollkommnen Merkur, der die Seele der Königinn abholet. Er hat Flügel an den Fersen, ein Hütchen auf dem Kopfe und eine Ruthe in der Hand. Vielleicht rührt es von dieser Erdichtung her, wenn manche Maler dem Engel einen Lilienstengel in die Hand geben. Diese Aehnlichkeit zwischen dem Engel und dem Merkur ist allerdings verwerflich.

Wenn man über die Erscheinungen der Engel im Alten und Neuen Testament nachdenkt, so ist es wider alle Wahrscheinlichkeit, daß sie auf die Art, wie man sie insgemein vorstellt, erschienen. Sie bedienten sich der Sprache des Landes, warum sollten sie auch nicht die Kleidung gewählt haben? Die Engel, welche zum Loth nach Sodom kamen, giengen in der gewöhnlichen Kleidung, die Einwohner hielten sie bloß für Fremdlinge. Des Simsons Vater erkannte erst aus dem Verschwinden des Engels bey dem Opfer, daß es ein Engel des Herrn war. Warum will man nicht annehmen, daß die Engel, welche dem Zacharias und der Maria erschienen, eben so gekleidet giengen. Weil die Maler aber einmal ihre Engel nicht auf einerley Art malen, so überlasse ich es Männern von mehrerer Einsicht, die Art ihrer Kleidung zu entscheiden, und verlange nichts weiter, als daß sie nur den Wohlstand dabey beobachten.

Auf was Art erschien der Engel der Maria? Auf einigen Gemälden schwebt er gleichsam zur Maria hin, die ihn mit Ungeduld zu erwarten scheint, auf andern steht er, als wenn er eben zur Thüre hineingekommen wäre, auf noch andern fliegt er gleichsam mit ausgebreiteten Flügeln auf einer Wolke oben von der Decke herab. Die letzte Art fällt am angenehmsten in die Augen:

ob sie die wahrscheinlichste sey, wollen wir untersuchen.

Wäre er auf einmal in dem Glanze erschienen, wie ihn manche Gemälde darstellen, so müßte Maria natürlicher Weise äußerst erschrocken seyn. Weil sie sich aber nur über den Grus des Engels wunderte, so ist es glaublich, daß er sich nicht so gezeigt, wie ihn die Maler vorstellen. Lukas beschreibt die Erscheinung so simpel und natürlich, daß das Wunderbare ganz wegfällt. Und der Engel kam zu ihr hinein; dieß läßt sich nicht von einer plötzlichen Erscheinung, noch weniger wenn ein Engel durch die Decke des Zimmers fährt, annehmen, sondern hineinkommen, versteht sich durch die Thüre, und so hat es auch vermuthlich Lukas verstanden. Hätte Gabriel sich gleich als einen Engel gezeigt, so würde Maria ihn eher für einen Gesandten Gottes gehalten, und nicht gefragt haben, wie das zugehen sollte, daß sie schwanger würde. Aus allem diesen erhellet, daß die Maler sich so viel möglich bey der Vorstellung des Engels Gabriel nach der Schrift richten müssen.

Ich komme auf die andre Hauptperson des Gemäldes, auf die Maria; halte mich aber nicht bey ihrem Alter, ihrer Gestalt und Kleidung auf, wovon schon hinlänglich gehandelt worden, sondern

dern

dern schreite gleich zur Hauptfrage, was machte Maria als ihr der Engel erschien? Einige geben vor, Maria habe Wasser aus einem Brunnen geschöpft; aus der Schrift erhellet aber, daß sie an keinem öffentlichen Orte, sondern in ihrem Hause gewesen. Daß sie mit ihren Mägden oder Sklavinnen arbeitete, ist auch falsch, weil sie nicht im Stande war, welche zu halten. Es ist höchst wahrscheinlich, daß sie alleine gewesen und gewacht, weil die Erscheinung des Engels körperlich und kein Traum war.

Die Maler stellen Maria auch allemal allein und wachend vor. Ich kenne nur ein einziges Bild von Poussin, welches damit nicht übereinstimmt. Maria liegt auf einem Bette auf der Erde mit geschlossenen Augen, als wenn sie schliefe. Zu ihren Füßen steht der Engel Gabriel und scheint mit ihr zu reden. Der heilige Geist scheint sich in Gestalt einer Taube in hellen Lichttheilgen aufzulösen und in den Leib der Maria zu dringen. Vielleicht hat der Maler dadurch eine Ekstase, und keinen Schlaf andeuten wollen.

So einig die Künstler darüber sind, Maria allein vorzustellen, so sehr gehen sie von einander in Ansehung der Stellung, die sie ihr geben, ab. Diese ist von dreyerley Art. Sie sitzt entweder oder steht, und beschäftigt sich mit Lesen und Händearbeit,

dearbeit, oder sie kniet und betet oder lieset auf einem kleinen Betaltar. Bey den Malern, welche sie kniend vorstellen, kniet sie insgemein vor einem zierlich geschnitzten oder mit einer kostbaren Decke behangenen Betaltar; dieser schickt sich aber nur für die Großen und keinesweges für die Tochter eines armen Handwerkers; überdieses sind dergleichen Meublen der üppigen Weichlichkeit nur zum Knien erfunden; und dieses war bey den Juden nicht üblich.

Die Alten verrichteten fast durchgängig ihr Gebet stehend, mit aufgehabnen Händen, so daß das inwendige der flachen Hand gegen den Himmel gerichtet war. Die Römer nannten dieß manus supinas. Die Griechen hatten einen ähnlichen Ausdruck. Von den Juden heißt es in der Schrift, daß sie die Hände ausbreiteten; und von dem Apostel Paulus (1 Timoth. 2.) lernen wir, daß die ersten Christen eben so beteten. Tertullian sagt sogar, daß es zu seiner Zeit verboten war, Sonntags kniend zu beten, welches vornemlich von Ostern bis Pfingsten beobachtet wurde. Der Zöllner und der Pharisäer verrichteten ihr Gebet stehend, und die Juden bleiben bis auf den heutigen Tag bey dieser Gewohnheit.

Bey außerordentlichen Fällen wurfen sich die Juden ganz zur Erde, streckten Hände und Füße

mit

mit großem Geschrey aus. Christus fiel im Oelgarten auf sein Angesicht, und rief aus: ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir. Dieß ist bey großer Betrübniß noch unter den Juden üblich. Maria richtete sich nach den Gebräuchen ihrer Nation, und wird also nicht gekniet haben, am wenigsten aber auf einem kostbaren Betaltar.

Weit näher treffen es diejenigen, welche die Maria sitzend abbilden; sie sind aber darinn nicht einig. Manche setzen sie auf einen Stuhl oder Lehnstuhl nach unsrer Art, manche auf ein an der Erde liegendes Kissen. Das letzte stimmt unstreitig mehr mit den Sitten der Asiater überein; es läßt sich aber nicht mit Gewißheit bestimmen, ob es auch bey den Juden üblich gewesen; aus dem Ezechiel (Kap. 13, v. 18.) wollen es einige schliessen. Man thut also besser, sich nach den Asiatischen Gebräuchen zu richten, als Lehnstühle, oder andere in Europa übliche Arten von Stühlen zu wählen.

Es ist sonderbar, daß keiner darauf gefallen, Maria stehend abzubilden, da dieses der Sache angemeßner ist. Betete sie, so stund sie nach jüdischer Gewohnheit; saß sie, so stund sie vermuthlich beym Eintritt eines Unbekannten in ihr Zimmer auf. Der Maler kann ihr auf diese Weise eine simple, edle Stellung geben, die voll Aus-

druck

druck ist. Ob Maria aber gelesen oder eine Handarbeit vorgehabt, läßt sich wohl schwerlich entscheiden. Sie wußte beydes, also kann es allenfalls gleichgültig seyn, ob es gleich besser wäre, wenn die Maler bey einerley blieben, und sie lieber in der Schrift lesend, als mit der Nadel in der Hand, vorstellten. Dieses ist den alten Traditionen auch gemäß, welche sagen, Maria habe gleich bey der Erscheinung im Jesaia die Weissagungen vom Meßias gelesen.

Ich übergehe die Form des Buchs, wovon schon etwas bey Gelegenheit der Erziehung der Maria gesagt worden. Man weiß auch aus den in Herculanum gefundenen Handschriften, daß die Bücher der Alten aus Rollen bestunden, die entweder um sich selbst oder um eine hölzerne Walze oder Stab gewickelt waren, daran oft ein Zettel mit dem Namen des Verfassers oder dem Titel des Buchs hieng. Diese Dinge sind für den Maler nicht gleichgültig.

Manche Maler stellen Maria gar mit dem Rosenkranz in der Hand, oder an der Seite vor. Man sucht diesen lächerlichen Fehler zwar damit zu entschuldigen, daß solcher in Asien nicht unbekannt ist, daß die Türken ihn sehr hoch achten, und für sehr alt ausgeben. Ihre Rosenkränze bestehen gemeiniglich aus 100 gleich großen Kugeln,

geln, ohne Kreuz. Aber von den Türken kann man nicht auf Maria schließen. In Europa sind sie seit dem dreyzehenden Jahrhunderte bekannt. Uebrigens ist dieser Irrthum mehr lächerlich als schädlich, er verdient nicht, daß man sich lange dabey aufhält.

Wichtiger ist der Fehler, wenn die Maler bey den Gemälden von der Verkündigung Blumen anbringen. Man hat dieses aus den Apokryphischen Büchern von der Geburt der Maria genommen, wo gesagt wird, daß die Engel der Maria täglich Blumen und Früchte im Tempel brachten, wovon sie sich nährte. Diese Fabeln zog man in den alten Mysteres aufs Theater, und daher sind sie auch vermuthlich in die Gemälde gekommen. Die Franzosen und Italiäner malten diese Blumen auf verschiedene Art. Die ersten setzten sie in einem Gefäße auf den Betaltar der Maria zur Seiten, die andern gaben sie dem Engel in der Hand. Das letztere scheint angenehmer, daher haben die Franzosen die Italiänische Gewohnheit angenommen.

Um diese Erdichtung weniger anstößig zu machen, geben die Maler dem Engel Lilien als ein Sinnbild der Keuschheit der Maria in die Hand; es ist aber am besten, die Lilien ebenfalls wegzu-

lassen,

lassen, weil man sich bey den Blumen allemal der Fabeln erinnert.

Bisher haben wir uns nun bey den Nebenumständen aufgehalten, wir müssen nun noch untersuchen, wie die Maler die beyden Hauptstücke der Erzählung des Evangelisten, nämlich die Verkündigung, und die Fleischwerdung, abgebildet. Die Maler bringen obgedachtermaaßen oft beydes in ein Gemälde. Wie richtig es ist, die Ankündigung einer Sache, und die Sache selbst, in einem Bilde zu vereinigen, mag ein jeder selbst urtheilen.

Einige Theologen und Kirchenväter glauben, Maria habe vor der Verkündigung schon empfangen gehabt. Die meisten sind aber der Meinung, daß dieß Wunder zugleich geschehen, als Maria sich dem Willen des Herrn ergab. Die Schrift redet auch vom Zukünftigen, du wirst schwanger werden. Man muß also einen Zwischenraum zwischen der Verkündigung und der Fleischwerdung annehmen, und folglich auch nicht ein Gemälde daraus machen.

Dieser Fehler wird bey genauerer Untersuchung noch ärger. Der Engel wird in allen Gemälden redend mit der Maria vorgestellt, mit einer Hand zeigt er nach dem Himmel, und mit der andern reicht er ihr eine Lilie dar. In Ansehung der Maria sind die Maler nicht so einig. Einige

wählen den Augenblick, da sie den Schleyer aufhebt, sich umsieht, und voll Verwunderung auf den Engel blickt; andre, wie sie den Engel zu fragen und mit ihm zu reden scheint. Bis hieher wäre beydes gut, aber nun mischen sie auch die Fleischwerdung ein, welches die größten Meister gethan, so merklich und wichtig auch der Fehler ist.

Maria empfieng in dem Augenblick, da sie sich dem Willen des Herrn ergab, als die Bothschaft des Engels ausgerichtet war, und nicht als sie über die Ankunft des Engels erstaunte. Einige Neuere haben dieß eingesehen. Sie bilden Maria deswegen mit niedergeschlagenem Haupte, und kreuzweise auf die Brust gelegten Händen ab. Aus ihrer Stellung erkennet man, daß sie sich in den Willen des Herrn ergiebt; man sieht gleichsam, daß mit ihr etwas übernatürliches vorgeht. Dieser edle Gedanke verdiente durchgehends nachgeahmt zu werden. Nimmt man an, daß die Fleischwerdung zugleich, da Maria sich in dem göttlichen Willen ergab, und da der Engel noch vorhanden war, geschahe, so sollte der Engel, dem das Geheimniß bewußt war, billig eine ehrfurchtsvolle Miene haben.

Ein Gemälde, das nach meinem Vorschlage entworfen wird, würde mehr die Fleischwerdung

vorstellen als eine Verkündigung. In diesem Fall könnte man zwey besondre Gemälde machen, weil die Handlungen nach einander vorgiengen: aber nicht von jeder Sache etwas nehmen, und daraus ein unschickliches Ganzes zusammen stoppeln. Es fragt sich aber, ob die Maler bey dieser Vermischung wenigstens sich nach dem gerichtet, was man insgemein von der Fleischwerdung annimmt. Da die größten Theologen hier zu kurzsichtig sind, so ist leicht zu erachten, was von den Vorstellungen der Maler zu halten ist. Es sind blos Früchte ihrer Einbildungskraft, und dieses ist bey Vorstellungen von dieser Art allezeit gefährlich, wenigstens wäre es besser, sie gar zu unterdrücken.

Wollten die Maler ja diesen Gegenstand einigermaßen entwerfen, so dünkt mich, wäre das simpelste, Maria in einer Masse von Schatten vorzustellen. Es heißt, die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; überdieses hat die Majestät und der Schutz des Höchsten sich oft durch den Schatten oder dunkle Wolken geäußert. Man sehe das 8. Kapitel im 3. Buch der Könige, und das 5. Kapitel der Chronik. Daran haben die Maler nicht gedacht, sondern vielmehr gerade das Gegentheil gewählt. Maria wird von einem hellen Strahl erleuchtet.

Dieser Lichtstrahl ist noch nicht genug, sie bringen auch den heiligen Geist dabey an, der in Gestalt einer Taube mit ausgebreiteten Flügeln auf sie herabfliegt, auch wohl Gott den Vater als einen alten Mann, aus dessen Brust der Lichtstrahl und die Taube ausgehen. Auf manchen Gemälden schießt der Lichtstrahl aus dem Schnabel der Taube; und im Strahl bemerkt man einen Embryo, der gegen die Maria herabfährt. Dazu kommen verschiedene Engel deren Blöße oft nicht die anständigste ist. Ich möchte doch wissen, wo es geschrieben steht, daß der heilige Geist in sichtbarer Gestalt, oder gar in einer Taube zu der Maria kam. Ein so wichtiger Umstand darf ohne hinlänglichen Grund nicht angenommen werden. Man entschuldigt sich damit, daß es nur ein Sinnbild seyn soll, und daß man wohl weiß, daß der heilige Geist nur einmal unter dieser Gestalt erschienen ist.

Ich antworte, da der heilige Geist sich wirklich einmal so gezeigt hat, so muß man ihn hier nicht so vorstellen: weil man sonst, wenn ein Gemälde von der Taufe Christi neben einer Verkündigung stünde, nicht wüßte, wo die Taube wirklich und wo sie nur ein Sinnbild seyn soll. Die Spötter nehmen überdieses daher Gelegenheit, sich über die heiligsten Dinge in der Religion aufzu-

halten, und wohl gar das Evangelium mit den Fabeln aus dem Alterthum zu vergleichen. Das boshafte Epigram des Rousseau vom Schwan der Leda ist ein Beweis davon.

Der Lichtstrahl, welcher auf die Maria fällt, macht mit der Taube eine gedoppelte Handlung. Der Strahl soll von Gott kommen, wozu ist also die Taube da? sind denn etwa Gott und der heilige Geist zweyerley Wesen? Geht der Lichtstrahl aus dem Schnabel der Taube, so eignet man gleichsam dem heiligen Geist etwas allein zu, daran die Dreyeinigkeit Theil hatte. Der kleine Embryo ist vollends das abgeschmackteste, welches man sich nur gedenken kann.

Aus dem bisher Gesagten ziehe ich nachstehende Folgen: 1) Daß in der Erzählung des Evangelisten viel Dunkles für den Maler, in Ansehung der Verkündigung und Fleischwerdung, bleibt, daß die Maler, in Absicht des warmen Himmelsstriches, den Bäumen gar wohl Blüthen und Früchte geben können, daß die Verkündigung wahrscheinlicher Weise bey der Nacht geschahe, und daß Maria, als der Engel zu ihr kam, an keinem öffentlichen Orte, sondern in ihrem Zimmer war.

2) Daß der Engel weder als ein Jüngling, noch als ein Alter, sondern als ein gesetzter Mann erschien.

erschien, weder die Kleidung unsrer Prälaten, noch ein Peplum, wie die heidnischen Gottheiten an hatten; daß er wahrscheinlicher Weise sich der Jüdischen Kleidung bediente, daß die Maler, wenn sie bey dem gleichsam einmal eingeführten Gewand der Engel bleiben wollen, die Engel mit Anstand und nicht zu entblößt malen müssen, und daß es nach der Bibel am wahrscheinlichsten ist, daß der Engel zur Maria hinein getreten.

3) Maria war bey der Erscheinung des Engels vermuthlich allein *). Es ist am schicklichsten, sie lesend, und zwar auf einer Rolle nach dem damaligen Gebrauch, abzubilden, keineswegs aber knieend und vor einem kostbaren Betaltar, welches wider das Jüdische Kostum und die Armuth der Maria streitet; sie saß vermuthlich auf einem Teppich an der Erde, oder auf einem Küssen, aber auf keinem Stuhl nach unserer Art. Man könnte sie aber mit eben so vielem

*) Einige Maler bringen inzwischen den Joseph auf das Gemälde, der mir gar nicht dahin zu gehören scheint. Auf einem Stücke des Vermont arbeitet er in einem Nebenzimmer allerley Zimmerwerk. Daraus folgte, daß Maria und Joseph damals schon beysammen gewohnt, und verheurathet gewesen, welches noch nicht ausgemacht ist. Wäre es aber auch, so ist die Arbeit Josephs allemal ein Umstand, der gar nicht zur Sache gung der Maria gehört.

Anstande und Ausdruck stehend abbilden. Es ist lächerlich, ihr einen Rosenkranz zu geben, und gründet sich auf Fabeln, wenn die Maler Blumen auf dem Gemälde anbringen.

4) Die Verkündigung und Fleischwerdung sind zwey verschiedene Handlungen, und die Maler müssen sich dabey für allen sonderbaren Vorstellungen hüten. Die letzte ist ein Geheimniß, dessen sich die Maler enthalten sollten. Da sie solche aber einmal vorstellen, so sollten sie lieber statt des hellen Lichts eine dunkle Masse von Schatten dabey anbringen. Der heilige Geist in Gestalt einer Taube schickt sich gar nicht dazu, und dieser Einfall ist auf nichts gegründet; eben so anstößig ist es Gott den Vater einzuführen. Der Lichtstrahl, er mag von Gott dem Vater, oder aus dem Schnabel der Taube ausgehen, ist unschicklich, und der Embryo unanständig.

Ich merke nur noch am Schlusse dieses Kapitels an, daß viele neuere schon manche von diesen Fehlern vermieden haben, zum Exempel die Engel, Gott den Vater, den heiligen Geist, den kleinen Embryo. Hoffentlich wird man sich nach und nach von allen groben Fehlern der ältesten Maler zu reinigen suchen. Im vierzehnten Jahrhundert konnte man den Figuren noch nicht Ausdruck genug geben. Man ließ sie reden, und

lange

lange Rollen giengen zu ihrem Munde heraus. Im folgenden Jahrhundert nahmen allerley Emblemen, Symbole und Hieroglyphen den Platz jener Rollen ein. Man wuste noch keine Leidenschaft recht auszudrücken. Da wir aber jetzo diese herrliche Kunst verstehen, so wollen wir damit zufrieden seyn, und den Alten gerne ihre Symbolen lassen. Ein glücklicher Ausdruck der Ergebung in den göttlichen Willen bey der Maria giebt einen weit edlern Begriff von der Fleischwerdung des Heilandes, als alle Strahlen, Tauben und Embryonen.

Achtzehentes Kapitel.

Die Heimsuchung der Maria.

Nach der Geschichte von der Verkündigung berichtet uns der Evangelist, daß Maria die Elisabeth besucht habe. Die Umstände, die er dabey anführt, haben Gelegenheit zu einer Menge von Gemälden gegeben, die man mit dem Namen der Heimsuchung belegt. Die Maler lassen dabey ihrer Einbildungskraft freyen Lauf, und übergehen Dinge, die doch angezeigt seyn sollten. Diese Art der Gemälde verdienen die gewöhnliche Benennung gar nicht; ich sollte fast glauben, daß die ersten aus andern Quellen, als aus der heiligen Schrift hergenommen sind.

Was sieht man darauf? Ein paar Frauensperſonen, die ſich umarmen. Maria erkennt man an ihrem ſchwangern Leibe: Eliſabeth iſt aber ſo ſchmal im Leibe, daß man gar nicht glauben ſollte, ſie gienge im ſechſten Monate ihrer Schwangerſchaft. Die Scene trägt ſich auf der Gaſſe oder im Felde zu, indem man eine große Strecke Landes überſieht. Wie ſtimmt dieß mit der Erzählung des Lukas überein: **Maria kam in das Haus Zacharias**, welches in einer Prieſterſtadt auf den Bergen Juda lag? Was ſoll alſo die große Ebene im Gemälde? Statt einer angenehmen Landſchaft ſollte man Berge und eine Stadt vorſtellen. In Anſehung der Tageszeit iſt es glaublich, daß die Zuſammenkunft bey Tage geſchehen; die Ankunft bey der Nacht läuft vielmehr wider die Wahrſcheinlichkeit.

Das Feſt der Heimſuchung wird zwar den 2. Julius gefeyert; aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Maria ſo lange nach der Verkündigung gewartet, man glaubt vielmehr, daß ſie ſich gleich auf den Weg gemacht. Wenigſtens iſt es allemal ein Fehler der Maler, wenn ſie die Schwangerſchaft der Maria ſo ſehr ſichtbar machen. Mit der Eliſabeth war es ganz anders beſchaffen; dieſe gieng in dem ſechſten Monat, gleichwohl ver-

geſſen

gessen alle Maler dieses anzuzeigen, da die Schwangerschaft doch alsdenn nicht mehr verborgen seyn kann.

Um das Gemälde interessanter zu machen, bringen die Maler andre Personen, als den alten Zacharias, den Joseph, zuweilen auch Bediente und einen Esel in das Gemälde. Wir wollen unsre Gedanken über diese Zusätze sagen. Es ist eine sehr unnütze Untersuchung, ob Maria zu Fuß oder auf einem Esel zur Elisabeth gekommen. Nimmt man an, daß die erste Begrüßung vor dem Hause geschehen, so wäre der Esel allenfalls zu erlauben, da es aber besser ist, sie im Hause anzunehmen, zumal da der Evangelist es ausdrücklich sagt, so fällt solcher von selbst weg. Daß Zachas Gesinde gehabt, lassen wir gelten. Die Maler können auch allenfalls einige davon anbringen, aber nicht, als wenn sie den Esel abladen, sondern als wenn sie etwas in das Haus tragen oder sonst etwas verrichten.

Die Zusammenkunft dieser beyden Weiber war etwas außerordentliches. Elisabeth wurde des heiligen Geistes voll, beyde geriethen in eine Art von Begeisterung: sie preiseten Gott; dieß würde auf öffentlicher Straße den neugierigen Pöbel herbey gelockt, und in der Stadt, wo ohnehin

die Schwangerschaft der Elisabeth als etwas sonderbares angesehen wurde, viel Aufsehens gemacht haben. Aller dieser Umstände halben ist es weit schicklicher, die Zusammenkunft in einem Hause vorzustellen. Wollen sie aber ja die Gasse dazu nehmen, so müssen wenigstens viele Umstehende und Vorbeygehende davon entfernt seyn. Jouvenet hat daher offenbar gegen die Bibel verstoßen, wenn er viele Juden anbringet, die auf der Gasse sitzen, und der Unterredung der beyden Weiber mit Verwunderung zuhören.

Von der Gegenwart des Zacharias bey der ersten Zusammenkunft sagt der Evangelist nichts. Gott offenbarte der Elisabeth das Wunder, welches mit der Maria vorgieng, es heißt aber nicht, daß diese Gnade auch dem Zacharias wiederfahren. Es ist also besser, ihn wegzulassen. Daß Joseph die Maria damals begleitet, ist deswegen nicht wahrscheinlich, weil man glaubt, daß sie damals nur noch mit ihm verlobt gewesen, und erst nach der Reise zur Elisabeth an ihm verheurathet worden. Andre sagen, Joseph habe die Schwangerschaft der Maria erst nach ihrer Zurückkunft gemerkt: hätte er sie aber begleitet, so müßte er sie bey ihrer Zusammenkunft mit der Maria erfahren haben. Ich schließe hieraus,

daß

daß es ein Fehler sey, den Joseph bey der Heimsuchung anzubringen.

Verschiedene Schriftsteller sind der Meinung, daß Maria eine alte Verwandte oder Bekannte mit sich genommen. Dieß mag nun seyn, oder sie mag den Joseph bey sich gehabt haben, so halte ich es doch für das Schicklichste anzunehmen, daß Maria und Elisabeth bey der ersten Begrüssung allein gewesen. Soll Joseph ja dabey seyn, so kann man ihn in einer solchen Entfernung stellen, daß er wahrscheinlicher Weise nichts von der Unterredung hört.

Nachdem wir alle Umstände, die sich bey der Heimsuchung zugetragen haben möchten, durchgegangen sind, wollen wir die Haupthandlung, welche die Maler annehmen, erwegen. Man sieht zwey Weibspersonen, die sich umarmen. Manche treiben ihren Eifer so weit, und halten dieß für unanständig. Warum soll aber dieses Zeichen der Zärtlichkeit zwischen Personen, die das Band der Blutsfreundschaft mit einander verbindet, nicht erlaubt seyn? Allein dem ungeachtet bin ich doch der Meinung, daß der Gegenstand nicht genug dadurch charakterisirt wird.

Ich räume ein, daß bereits bey den Juden die Gewohnheit, sich zu umarmen, geherrscht habe: wer beweiset aber, daß es auch nicht bey der

Tren-

Trennung unter ihnen üblich gewesen? In diesem Fall könnte das Gemälde eben so wohl eine Trennung andeuten. Lukas sagt nur, daß Maria die Elisabeth gegrüßt habe; der Gruß bestund bey den Juden in einer Art von Glückwunsch oder einem Seegen. Er setzt hinzu, als Elisabeth die Stimme der Maria gehört, habe das Kind unter ihrem Herzen gehüpfet. Hier ist von keinem Kuß die Rede. Ueberdieß wird man mir einräumen, daß die Stellung zwoer Weibspersonen, die sich küssen, etwas sehr gemeines und nichts edles ist. Viel weniger läßt sich daraus das Wunder schließen, welches in ihnen vorgieng.

Ayala führt die Meinung eines Portugiesischen Geistlichen an, welcher behauptet, man müsse die Elisabeth vor der Maria kniend vorstellen, wie sie auch Champagne gemalt. Allein davon erwehnt der Evangelist nichts, das Knien war bey den Juden nicht üblich, und Maria war in Ansehung der Elisabeth als ein Kind anzusehen. Es ist unanständig, eine alte Frau vor einer jungen Person auf den Knien zu sehen, man müßte denn annehmen, daß Elisabeth den Heiland angebetet, welches das Evangelium aber nicht sagt.

Die Verwunderung, die zärtliche Freude der Elisabeth, das Vergnügen der Maria, ihre Begeisterung

geisterung bey dem Lobgesange, oder dem Magnificat, sollte sich das nicht auf der Leinewand ausdrücken lassen? Die Zusammenkunft der beyden Muhmen ist nichts besonders, aber was dabey vorgieng, das verdient die ganze Aufmerksamkeit des Malers. Maria dankt Gott mit gen Himmel gerichteten Augen für die ihr erwiesene Gnade: Elisabeth drückt der Maria Hand zwischen den ihrigen, in einer Stellung, die Vergnügen, Freude und Verwunderung anzeigt, dieß, dünkt mich, würde ein interessanteres Bild geben, als das ewige Umarmen zwoer Weibspersonen, wobey kein edler Gedanke angebracht werden kann.

Einige neuere haben dieß bereits zu thun gesucht, und sind darinn glücklich gewesen. Jouvenets Gemälde von der Heimsuchung im Chor des Doms zu Paris verdient Beyfall, wenn es gleich noch viele Unrichtigkeiten hat. Ihr jungen Künstler, die ihr seinen Fußstapfen folgen wollt, erinnert euch, daß niemand Zeuge der Zusammenkunft zwischen der Elisabeth und Maria seyn soll, daß sie allein nur an dem Wunder, welches mit ihnen vorgieng, Theil nahmen, daß sie im Hause des Zacharias, welches in einer gebürgischen Stadt lag, zusammen kamen: wenn ihr alle diese Umstände beobachtet, so werden eure Gemälde den doppelten Vortheil haben, daß sie angenehm

genehm sind, und mit der Wahrheit der Geschichte übereinstimmen.

Neunzehentes Kapitel.

Die Trennung der Maria und der Elisabeth.

Der Evangelist zeigt uns die Ursache des Besuchs der Maria, und ihres drey monatlichen Aufenthalts bey der Elisabeth nicht an. Es scheint auch nicht aus seiner Erzählung, daß bey der Trennung etwas besonders vorgefallen. So viel Zärtliches man sich auch bey einem solchen Abschiede gedenken kann, so hat doch kein Maler, so viel ich weiß, solche vorgestellt. Es würde auch vielen Schwürigkeiten unterworfen seyn, deren einige im folgenden Kapitel aus dem Wege geräumet werden.

Ich merke nur hierbey an, daß der lange Aufenthalt bey der Maria auch ein Beweis ist, daß sie die Reise ohne Joseph gethan habe, der als ein Handwerker seine Arbeit nicht drey Monate liegen lassen konnte. Einige geben vor, Joseph habe sie hingebracht und auch wieder abgeholet: dieß läßt sich aber nicht beweisen; wenigstens könnte es in keinem andern Falle geschehen seyn, als wenn sie zuvor verheurathet gewesen wären.

Maria

Maria gieng von der Elisabeth wieder nach Nazareth, wo sie hergekommen war. In der Folge wird sich zeigen, daß diese Anmerkung nicht gleichgültig ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Der erste Traum Josephs.

Den Traum Josephs und was dazu Gelegenheit gegeben, erzählt uns Matthäus im 1. Kap. V. 18. bis 25. Man kann daraus drey Abtheilungen machen: die erste, Joseph will die Maria, als er ihre Schwangerschaft merkt, verlassen; die andere, Gott erklärt ihm aber die Ursache davon im Traum; und die dritte, er nimmt Maria zu sich. Ob gleich dieß Kapitel eigentlich nur für die zwote Abtheilung bestimmt ist, so wird es doch nicht unnütze seyn, auch über die erste einige Betrachtungen zu machen.

Matthäus berichtet uns, daß Joseph die Schwangerschaft der Maria bemerkt, setzt aber nicht hinzu, wann und auf was Art. Wir übergehen die Unwahrheiten, welche davon im Protoevangelium des Jakobus stehen, und erinnern nur, daß man glaubt, es sey nicht lange nach der Zurückkunft der Maria, oder drey Monate nach der Verkündigung gewesen, und er habe es gemerkt,

merkt, weil die Schwangerschaft angefangen sichtbar zu werden. Er machte ihr keine Vorwürfe darüber, und ließ ihr seinen Verdacht auch nicht merken. Sie würde ihm sonst das, was mit ihr vorgegangen, erzählt haben, so aber wurde er, in Ansehung des Verdachts, den er gegen die Maria gefaßt hatte, nicht beruhigt. Hieraus folgt, daß Joseph weder von der Verkündigung, noch der Fleischwerdung, noch von dem, was bey der Heimsuchung der Elisabeth vorgegangen, etwas gewußt hat, ein Umstand, welcher den Malern nicht gleichgültig ist.

Wir kommen nun auf den Traum Josephs selbst. Es fragt sich, wo und zu welcher Zeit er solchen gehabt hat. Soll es den Malern nachgehen, so war es am Tage, als er in einem Winkel seiner Werkstatt schlief. Ob gleich ein Handwerker, der bey seiner Arbeit schläft, keine großen Begriffe erweckt, so streitet es doch nicht wider die Schrift, und ich will die Maler deswegen nicht tadeln, zumal da es eine anständige Art zu schlafen, und nicht so allgemein ist, als eine Person im Bette liegen zu sehen. Vielleicht hätten sie besser gethan, die Nacht zu wählen. Eine von einer Lampe erleuchtete finstere Werkstätte schickt sich fast besser zu einem Traum, als der

helle

helle Tag. Es ist auch wahrscheinlicher, daß einer bey der Nacht über der Arbeit einschläft.

Wenn Zeit und Ort bestimmt sind, so kommt es auf die Personen und auf die Handlung selbst an. Der Evangelist sagt: der Engel des Herrn erschien dem Joseph im Traum. Das sind zwey Personen: vom Joseph ist schon an einem andern Ort hinlänglich geredet, ich merke nur an, daß die Maler, wenn sie annehmen, daß Joseph bey der Arbeit eingeschlafen, ihn nicht, wie einige gethan, Feyerkleider, sondern schlechte, die zur Arbeit gehören, geben müssen.

In Ansehung des Engels ist die Schwürigkeit größer, denn hier erscheint er nicht in einer körperlichen Gestalt, wie bey dem Zacharias und der Maria, sondern im Traum. Die Maler stellen ihn körperlich vor, wie andre Engel. Mich dünkt, man würfe es ihnen mit Unrecht vor, daß sie dadurch gleichsam Erscheinungen als etwas wirkliches vorstellen, da es sich nicht anders thun läßt, und derjenige, dem der Engel erscheint, die Augen geschlossen hat, welches anzeigt, daß hier ein Traum und keine wirkliche Erscheinung vorgestellt wird.

Gegründeter scheint der Vorwurf zu seyn, daß der Traum, so wie ihn die Maler bisher vorgestellt, nicht den Gegenstand des Traums anzeigt.

Man sieht einen Engel, der zum Joseph redet, aber was sagt er, räth er ihm nach Egypten zu fliehen, oder giebt er ihm Nachricht vom Tode des Herodes, oder sucht er ihm den Verdacht wegen der Maria zu benehmen?

Einige Maler bringen deswegen Maria in das Gemälde. Ihre Schwangerschaft ist sehr kenntlich, gemeiniglich sitzt sie und nähet; sie scheint über die Erscheinung des Engels voll Verwunderung, und dieser sieht sie an, als wenn sie mit einander einig wären. Dieser Einfall ist höchst tadelnswürdig. Es setzt voraus, daß Maria damals verheurathet gewesen, und bey ihrem Manne gewohnt, welches gleichwohl sehr ungewiß ist. Wäre dieß auch, so kann man doch nicht annehmen, daß Maria gleichsam um den Traum Josephs gewußt, und daran Theil genommen, da der Traum nichts körperliches ist. Dieß wäre ein Wunder gewesen, wodurch Maria zugleich erfahren hätte, daß Joseph ihre Unschuld in Verdacht gehabt, dieses streitet wider die göttlichen Absichten.

Stellt man sich überdieses einen jungen Menschen vor, der einen schlafenden Mann betrachtet, dessen Frau darneben sitzt, und ihn freundlich ansieht, so sollte man das Gemälde eher für eine Liebesbegebenheit als für eine geistliche Geschich-

te halten. Wollen die Maler also diesen Traum Josephs durch etwas charakteristisches von den übrigen, die er auf göttliche Eingebung hatte, unterscheiden, so müssen sie es auf eine simplere und schicklichere Art thun.

Anstatt daß der Engel mit Joseph redet, könnte er ihm auf einem Pergamen eine Vorstellung der Fleischwerdung Christi zeigen; dieß würde den Traum besser charakterisiren, als der Engel, der auf allen Gemälden mit offenem Munde dasteht. Der Engel sagt, Maria wird einen Sohn gebähren, des Namen soll Jesus heißen. Man könnte ihm also auch eine Rolle in die Hand geben, darauf der Name Jesus stünde; der Zuschauer würde sich dabey des Traums sogleich erinnern, uud das Gemälde weit interessanter und mit dem Evangelium übereinstimmender werden.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Hochzeit der Maria.

Das dritte Stück, welches nach der im vorigen Kapitel gemachten Eintheilung bey dem Traum Josephs, oder vielmehr als eine Folge desselben, zu bemerken ist, betrift die Verheurathung der Maria. Er that, heißt es, wie ihm der Engel des Herrn befohlen hatte, und nahm

sein Gemal zu sich. Ueber die letzten Worte ist man nicht einig, einige glauben, es bedeute nichts anders, als daß Joseph sich entschloß, mit seiner Frau zu leben wie zuvor, und sich nicht von ihr zu trennen. Andere sagen, zuvor war Maria nur verlobet, und wohnte nicht bey dem Joseph, aber nach dem Traum sey die Ehe erst wirklich vollzogen worden. Ich werde mich darüber nicht weiter einlassen, sondern beziehe mich auf das, was im 15. Kapitel davon gesagt worden. Ich will hier nur noch etwas von den Hochzeiten der Juden beybringen.

Unter dem Worte Hochzeit versteht man insgemein, die damit verknüpften Lustbarkeiten, nämlich die Mahlzeit, Musik und das Tanzen. Diese sind von jeher bey allen Nationen und auch bey den Juden üblich gewesen. Vornämlich liebte dieß Volk die Mahlzeiten; ihre Begräbnisse endigten sich allemal damit. Sie waren so erpicht darauf, daß manche sich, nach dem Bericht des Josephus, lieber ruinirten, als es unterliessen. Man glaubt dem Verstorbnen durch Essen und Trinken eine Ehre zu erweisen. Einem Sohne wurde es als eine Geringschätzung gegen seinen Vater ausgelegt, wenn er bey dessen Grabe seine Verwandten und Nachbarn nicht bewirthete.

Bey den Hochzeiten war die Heimführung der Braut in die Wohnung des Bräutigams einer der vornehmsten Gebräuche. Dieß geschahe gleichsam im Triumph, mit Musik, und unter Begleitung der Hochzeitgäste, wenigstens der jungen Leute. Der Bräutigam empfieng die Braut, und führte sie in sein Haus. Im Buch der Makkabäer und im Josephus kommt eine Braut vor, die auf diese Weise heimgeführt wurde, aber in der Folge unglücklich war.

Wenn man das Gleichniß von den klugen und thörichten Jungfrauen im Evangelium hierauf anwenden will, so geschahe die Heimführung bey der Nacht, denn sie werden dort (Matth. 25.) mit Lampen, und als schläfrig vorgestellt. Wenn die jungen Leute, welche Braut und Bräutigam begleiteten, mit ihnen in das Haus gehen mußten, so ist es wahrscheinlich, daß die eingeladnen Verwandten und Freunde deswegen nicht dazu verbunden waren. Aus dem 9. Kap. Tob. und dem 22. Kap. Matth. kann man abnehmen, wie die Einladungen geschahen: aus dieser letzten Stelle will man auch schließen, daß die Gäste eine besondere Art von Kleidern anhatten, welche man Hochzeitkleider hieß.

Es erhellet auch daraus, daß die Juden in ihren Speisen nicht gar zu eckel waren. Der Kö-

nig sagt meine Ochsen, und mein Mastvieh ist geschlachtet. Bey der Zurückkunft des verlornen Sohnes wurde ein fettes Kalb geschlachtet, und Raguel ließ bey des Tobias Hochzeit zwey junge Kühe und vier Schöpse tödten. Heutiges Tages setzen die Juden einer Braut zuerst eine Henne und ein Ey vor; so bald sie solche nur angerührt, suchen die nächsten Gäste sich deren sogleich zu bemächtigen.

Der Wein belebte, wie jetzt, die Mahlzeit. Man zweifelt, ob sie ihn in gläsernen Gefäßen gehabt. Die gläsernen Flaschen waren damals zwar in Europa bekannt, und scheinen von einer dauerhaftern Materie gewesen zu seyn, als heutiges Tages; wir finden aber nicht, daß sie bey den Juden in Asien üblich gewesen. Es ist vielmehr wahrscheinlicher, daß sie Krüge von Stein, Thon, oder lederne Schläuche hatten. Dieß waren in dieser Absicht besonders zubereitete Bockshäute. Christus sagt zu den Juden, man fast keinen Most in alte Schläuche. Bey der Hochzeit zu Kanaan lernen wir einen Gebrauch, der dem unsrigen ganz entgegen ist, nämlich daß man zuerst den guten Wein gab, und nachgehends den schlechtern. Der Speisemeister wirft es dem Bräutigam dort vor, daß er es verkehrt gemacht.

Dieser

Dieser Speisemeister (Johannes 2.) hatte die Aufsicht bey der Hochzeit. Einige geben fälschlich vor, man habe allezeit einen Priester dazu genommen, der zugleich auf das neue Ehepaar Acht geben müssen. Der Speisemeister mußte für das Essen und dergleichen sorgen, daß nichts fehlte. Johannes sagt: Wer die Braut hat, der ist der Bräutigam, der Freund aber des Bräutigams stehet und höret ihm zu, und freuet sich über dessen Stimme. Einige halten diesen Freund des Bräutigams und den Speisemeister für einerley Person, andre unterscheiden sie, und glauben, unter dem Freunde werde einer der Brautführer verstanden. Die Brautführer waren junge Leute, welche dem Brautpaar vornämlich zur Aufwartung dienten. Manche glauben, einer der Brautführer habe vor der Thüre, wo die Neuverheuratheten die erste Nacht zubrachten, wachen müssen. Einige Nationen beobachteten diese Gewohnheit zwar, es läßt sich aber von den Juden nicht mit Gewißheit behaupten.

Nach heutigem Gebrauch fängt sich, wenn die Mahlzeit vorbey ist, der sogenannte Tanz des Gesetzes an. Der Bräutigam nimmt den Aeltesten unter den Gästen bey der Hand, und jeder Gast folgt seinem Beyspiel, darauf tanzen sie in der Runde herum. Die Braut nimmt die älteste

Frau bey der Hand, die andern thun desgleichen, und tanzen ebenfalls in der Runde. Die Rabbinen geben diesen Tanz so alt als Rosen aus, daß er solchen aber vorgeschrieben, ist wohl eine Fabel.

Ehemals dauerte das Hochzeitfest mehrere Tage, wie das Beyspiel des Tobias und Simsons beweiset. Letzterer gab den Hochzeitgästen Räthsel auf. Die damaligen Hochzeiten bestunden also darinn, daß man aß, trank, tanzte, und sich auf allerley Art belustigte, und darinn bestehen die Hochzeiten bey den Juden auch noch heutiges Tages. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Joseph und Maria sich als Juden nach solchen Gebräuchen richteten. Die Maler müßten solche also beobachten, wenn es ja einem einfallen sollte, die Hochzeit der Maria in einem besondern Gemälde auszuführen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Die Geburt des Johannes.

Meursius schreibet, daß die Athenienser, wenn ihnen ein Sohn geboren wurde, einen Kranz von Oelzweigen, bey einem Mädchen aber einen von Wolle im Hause aufzuhängen pflegten. Auf eben diese Weise trifft man unter allen Nationen

tionen bey der Geburt der Kinder gewisse Feyerlichkeiten und Freudensbezeugungen an. Der Geburtstag wurde im folgenden Jahr wieder gefeyert. Man opferte, man hieng Kränze auf, und feyerte ihn mit einer Mahlzeit.

Die Juden begiengen die Geburt ihrer Kinder, zumal der Knaben, ebenfalls mit einigen Feyerlichkeiten. Es scheint, daß zur Zeit der Patriarchen der Tag, da ein Kind von der Brust entwöhnt wurde, als ein Fest begangen wurde. 1. B. Mos. 11. Ich glaube, daß die Lustbarkeiten, welche jährlich am Johannisabend wiederholt werden, sich auf jene alten Gebräuche gründen. Die Kränze, welche man in verschiedenen französischen Provinzen an den Thüren aufhängt, sind Ueberbleibsel alter Gebräuche bey der Geburt der Kinder, die man am Johannisabend eingeführt hat.

Daß man die Geburt des Johannes feyerlich begangen, lernen wir aus dem Evangelisten Lukas: Als die Nachbarn und Freunde der Elisabeth es hörten, freueten sie sich mit ihr. Mich wundert, daß kein Künstler darauf sein Augenmerk gerichtet, da es doch mit dem, was jährlich am Johannisabende geschieht, so viel Verbindung hat. Ein Gemälde, daß eine Menge Verwandte vorstellt, die sich über die Geburt eines Kindes

erfreuen, und den Eltern dazu Glück wünschen, müßte, dünkt mich, einen so rührenden Anblick darstellen, daß ein Künstler sich dadurch ohnfehlbar Beyfall erwerben würde.

Die Maler könnten, um ihr Gemälde zu bereichern, von dem obgedachten Kranze, dessen Meursius gedenkt, Gebrauch machen. Einige junge Leute, die im Begriffe wären, solchen aufzuhängen, gäben eine angenehme Gruppe ab, die zugleich die Handlung charakterisirte. Bisher hat man sich aber damit begnüget; gleichsam nur die Wochenstube der Elisabeth, wie bey der Geburt der Maria vorzustellen. Elisabeth liegt in einem Bette nach heutiger Mode; und verschiedene Weiber sind beschäftigt, das Kind zu waschen, Suppe zu kochen, u. s. w.

Ich räume ein, daß das Waschen des Kindes bey diesem Gegenstande sehr natürlich ist. Bey den meisten Nationen ist dieß gebräuchlich. Sobald ein Kind geboren war, tauchte man es in kaltes Wasser:

--- --- Natos ad flumina primum
Deferimus, saevoque gelu duramus et undis.

Die alten am Rhein wohnenden Deutschen badeten ihre Kinder in diesem Fluß. Man sagt, sie bildeten sich ein, dadurch zu erfahren, ob sie auch rechtmäßig wären. Die Lacedemonier glaub-

ten,

ten, ihre Kinder durch dieß kalte Bad desto dauerhafter zu machen. Die Völker, welche von den Flüssen entfernt wohnten, tauchten sie vermuthlich in ein Gefäß, daß sie im Hause hatten: es scheint beynahe, daß man gemeiniglich nicht bloßes Wasser dazu genommen. Avicenna will, man soll der neugebornen Kinder ihren Leib mit stark gesalzenem Wasser waschen, um den Nabel zusammen zu ziehen, und die Haut hart zu machen.

Das Baden im gesalzenen Wasser scheint auch bey den Juden üblich gewesen zu seyn, wie man aus den figürlichen Worten des Ezechiels, Kapitel 16. Vers 4. schließt: so hat man dich auch mit Wasser nicht gebadet, daß du sauber würdest, noch mit Salz gerieben. Wenn dieß aber auch alles wahr ist, so folgt deswegen doch nicht, daß die Maler das Baden zur Hauptgruppe in ihrem Gemälde machen müssen.

Wir finden bey den alten Schriftstellern, daß das neugeborne Kind dem Vater hingegeben wurde, auf daß er es für das seinige erkennen und segnen möchte. Sollte diese Handlung nicht viel edler seyn als das Baden? Man würde dadurch ein Gemälde liefern, das eben so gefällig als erbaulich seyn würde. Aber anstatt dieser interessanten Gruppe lassen die Maler sich einfallen, die Maria mit in das Gemälde zu bringen,

und

und sie gleichsam zur Hebamme der Elisabeth zu machen. Die Maler werden darinn bestärkt, weil einige vorgeben, Maria habe Elisabeth erst nach der Geburt des Johannes verlassen: allein sie haben wenig Beyfall gefunden.

Lukas, der einzige Evangelist, welcher der Niederkunft der Elisabeth erwehnt, sagt weder, daß Maria bey der Geburt noch bey der Beschneidung des Johannes gegenwärtig gewesen, sondern giebt solche erst nach ihrer Abreise an. Nun könnte man zwar einwenden, daß Lukas seine Erzählung nur nicht unterbrechen wollen, und daß es nicht wahrscheinlich sey, Maria habe ihre Freundinn zu einer Zeit, da sie ihres Beystandes am meisten gebrauchte, verlassen. Allein dieß ist um deswillen nicht glaublich, weil es ihre Schamhaftigkeit nicht zugelassen haben würde, bey der Niederkunft gegenwärtig zu seyn. Aus diesem Grunde sind die meisten der Meynung, daß Maria, wenn sie sich auch noch bey der Elisabeth befunden, sich wenigstens während der Geburt entfernt hat.

Hieraus folgt, wie unanständig es ist, wenn einige Maler die Maria das nackende Kind baden, und gleichsam Hebammenstelle vertreten lassen. Die Sache selbst ist schon wider den Wohlstand, geschweige, wenn Maria sie verrichtet. In den

den alten Mysteres bringt Maria das neugebor-ne Kind aus dem Alkoven auf die Bühne, und übergiebt es dem Zacharias. Vielleicht haben die Maler ihre Vorstellung daher entlehnt, aber Maria bringt es hier schon gewickelt, und badet es nicht auf dem Theater.

Ich will mich hier nicht bey den kostbaren Kleidern der Elisabeth, bey ihrem Bette nach heutiger Art, bey ihrem und der Maria Alter aufhalten: die dabey vorgehenden Fehler der Maler sind schon an einem andern Orte getadelt worden. Doch ich muß noch eine Anmerkung über die Kamine in den Gemälden von der Geburt sowohl der Maria als der Elisabeth machen. Wenn man gleich Kamine malt, wie man sie auf den Dörfern hat, oder wie sie vor zwey hundert Jahren gebräuchlich waren, so müssen sie doch als etwas, das von unserm Kostum entlehnt ist, wegbleiben. Die Juden kannten sie vermuthlich nicht. Man wärmte sich selten, geschahe es ja, so brachte man ein Kohlfeuer ins Zimmer.

Man hatte keine Schorsteine, sondern der Rauch zog durch eine im Dach gemachte Oeffnung hinaus; es scheint sogar, daß ihre Häuser und die Palläste der Könige darinn einerley Bauart gehabt. Der König Joachim saß in seinem Winterzimmer, und hatte ein Kohlfeuer vor sich, als

man

man ihm das Buch des Jeremias brachte. Zuweilen machte man Feuer im Hofe, wie bey dem Hohenpriester, als Christus vorgeführt wurde. Die Küchen im Tempel bestunden aus großen Höfen, darinn man rings umher Feuer machte, und das Schlachtopfer dabey kochte. Die Kamine und Schorsteine müssen also gänzlich auf den Gemälden wegbleiben.

Man weiß nicht, ob Elisabeth bey Tage oder bey der Nacht niedergekommen. Die Maler nehmen den Tag an, der für die Malerey bequemer ist. Man sehe was oben bey der Geburt der Maria gesagt worden.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Die Beschneidung des Johannes.

Wir wissen aus der Schrift, daß Gott die Beschneidung als das Siegel seines Bundes mit den Juden, und als ein Kennzeichen seines Volks einführte. Abraham beschnitte sich zuerst selbst, und darauf auch seine Freygelassenen und Knechte. Es scheint inzwischen, daß dieß Gesetz nicht allemal genau beobachtet worden; weil Moses es selbst vernachläßigte, seine Kinder zu beschneiden. Paulus redet in seinen Episteln oft von der Beschneidung, die damals noch sorgfältig

fältig ausgeübt wurde, und Lukas berichtet uns, daß man den Johannes acht Tage nach seiner Geburt beschnitt.

Wir machen bey dieser Gelegenheit eine wichtige Anmerkung, nämlich, daß es nach damaliger Gewohnheit angieng, diese Ceremonie in einem Privathause in Gegenwart der Nachbarn und Verwandten, und durch einen derselben vornehmen zu lassen. Lukas sagt, daß sich die Nachbarn zu dem Ende in des Zacharias Hause versammleten. Es geschahe also weder im Tempel noch in der Synagoge oder an einem öffentlichen Orte, auch durch keinen Leviten oder Hohenpriester, sondern durch einen Verwandten. Ich werde noch von der Beschneidung unten bey Gelegenheit dieser Ceremonie mit dem Heilande mehr reden, wo uns diese Anmerkung auch wieder zu statten kommen wird.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Die Benennung des Johannes.

Man wird sich erinnern, daß der Engel bey der Erscheinung dem Zacharias verkündigte, er würde zum Zeichen, daß Elisabeth einen Sohn bekommen sollte, stumm werden. Dieß Zeichen hörte mit der Geburt nicht auf, sondern erst

erst als das Kind seinen Namen bekommen sollte. Lukas erzählt, daß die Verwandten ihn nicht Johannes, nach der Mutter ihrer Absicht, nennen wollten, weil keiner in der Familie diesen Namen führte. Zacharias schrieb deswegen auf eine Tafel, er soll Johannes heißen, und zugleich bekam er die Sprache zu aller Verwunderung wieder.

Aus der Erzählung des Lukas ergiebt sich, daß man bey der Namengebung gewisse Gebräuche hatte. Die alten Hebräer gaben Namen, die etwas bedeuteten, und bald auf die Mutter, bald auf das Kind, bald auf Zeit und Ort eine Beziehung hatten. Derselbe Gebrauch herrschte auch bey manchen andern Nationen, und der Aberglaube mengte sich zuletzt darein. Johann Chrysostomus berichtet, daß es damals einfältige Leute gab, welche verschiedene Fackeln von einerley Länge und Stärke anzündeten, jeder einen Namen beylegten, und nachgehends dem Kinde den Namen derjenigen gaben, die am längsten brannte.

Ich zweifle, ob dieser Aberglaube bey den Juden üblich gewesen. Es scheint vielmehr aus dem Evangelisten, daß man damals schon anfieng den Namen als erblich anzusehen, und daß sie das Kind nicht Johannes nennen wollten, weil keiner in der Familie so hieß. Als Zacha-

rias im Tempel Befehl erhielt, seinem künftigen Kinde diesen Namen zu ertheilen, wurde er bald darauf stumm, und konnte es also niemanden mehr sagen. Gleichwohl verlangte Elisabeth, er sollte Johannes heißen. Es wird vielleicht nicht ganz unnütze seyn, zu untersuchen, woher sie dieses erfahren.

Man fällt natürlicher Weise zuerst darauf, daß Zacharias es ihr so, wie seine ganze Erscheinung, schriftlich offenbaret habe. Gleichwohl scheint dieß der Schrift zu widerstreiten. Hätte Zacharias ihr die ganze Begebenheit schriftlich erzählt, so würde Elisabeth den Umstehenden entweder diese Schrift gezeigt, oder wenigstens so viel gesagt haben, daß Zacharias das Kind Johannes genennet haben wolle. Sie wenden sich aber alle an den Alten, als wenn sie zweifelten, daß dieß wirklich sein Wille wäre. Einige sind daher auf die Meynung gerathen, Elisabeth habe diesen Namen auf göttliche Eingebung gewählt.

Jedoch, wir wollen uns dabey nicht aufhalten, genug, die übrigen Umstände bey der Namengebung des Johannes, sind bekannt, und können in ein Gemälde gebracht werden. Das Ganze zusammen genommen, giebt hinlänglichen Stof, dabey ein Künstler seine Geschicklichkeit zeigen kann. Gleichwohl sind die meisten Vor-

stellungen sehr mittelmäßig. Dieß kommt daher, weil die Künstler einen Nebenumstand zur Hauptsache gemacht, oder vielmehr eine dreyfache Handlung hineingebracht haben. Anstatt daß das Bild dadurch interessant werden sollte, wird es zu voll, unwahrscheinlich, und stimmt nicht mit der heiligen Schrift überein.

Auf dem Vorgrunde, der am meisten in die Augen fällt, geht die Beschneidung vor sich, in einem Winkel schreibt Zacharias seinen Namen auf eine Tafel, und auf der andern Seite liegt Elisabeth im Bette. So sehen gemeiniglich die Gemälde von diesem Gegenstande aus. Man kann sich leicht vorstellen, daß diese Zusammensetzungen nicht besonders in die Augen fallen können. Das Frostige wenig interessante ließe sich durch gehörige Unterscheidung der Zeit, und der verschiedenen Handlungen vermeiden.

Die Beschneidung und Namengebung sind eigentlich zwey verschiedene Handlungen. Es geschahe zwar zu Johannes Zeiten auf einmal, doch gieng die Beschneidung allemal vorher, und darauf folgte erst die Namengebung. Johannes war also schon beschnitten, als man ihm den Namen gab. Es wäre folglich genug, solche durch Zeichen oder Attribute anzuzeigen. Sie aber zur Hauptgruppe zu machen, und zugleich den Zacharias,

rias, der den Namen aufschreibt, im Winkel anbringen, das heißt, die Dinge durch einander werfen. Zugleich verliert der Künstler dadurch den Vortheil, das Wunder, welches mit dem Zacharias vorgieng, zu nutzen.

Ich behaupte deswegen nicht, daß das Wunder sich erst nach der Beschneidung zugetragen, sondern glaube vielmehr das Gegentheil. Nach dem heutiges Tages bey den Juden eingeführten Gebrauche, fragt man die Aeltern vor der Beschneidung, welchen Namen sie ihrem Kinde beylegen wollen, und vermuthlich war dieß auch schon damals üblich. Da man indessen den Streit zwischen der Elisabeth und den Verwandten wegen der Benennung des Johannes, zur Zeit der Ceremonie der Namengebung annehmen kann, und dieses für den Künstler vortheilhaft ist, so ist es ihnen sehr zu verdenken, daß sie keinen Gebrauch davon gemacht haben.

Die Maler sollten sich gar nicht lange bedenken, ob die Benennung des Kindes zum Hauptvorwurfe zu machen ist, oder nicht. Das Wunder, welches dabey vorgieng, schickt sich besser für ein Gemälde als die Beschneidung. Zacharias, der auf einmal wieder reden kann, muß die Hauptperson der ganzen Handlung seyn. Die Gegenwart des beschnittenen Kindes, das nunmehr den

Namen bekommen soll, ist zwar dabey nöthig, aber doch nur das zweyte nach der Hauptperson. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf das, was Zacharias geschrieben, ihr Erstaunen, da sie ihn reden hören, die Freude des Vaters selbst, der wieder reden kann, und von Gott begeistert wird: das dünkt mich, wäre der Gegenstand, den die Maler ausführen sollten. Wenigstens wäre das eine Kopie der heiligen Schrift, und diese ist das schönste Muster für einen Maler, wenn er ein geistliches Gemälde liefern will.

In Ansehung verschiedener Nebenumstände, kann man unten das Kapitel von der Beschneidung und Namengebung des Heilandes nachschlagen. Bey der Kleidung fehlen die Maler auch in Ausführung dieses Gegenstandes. Die Figuren stehen alle mit entblößtem Haupte da, keine hat die Stirnbinden von Pergamen um, welche in der Schrift vorkommen, an ihren Mänteln fehlen die Quasten und Franzen, wovon wir schon an einem andern Orte gehandelt haben. Aus den Kleidern würde man nimmermehr schließen, daß es eine jüdische Geschichte ist.

Die Maler wählen allemal den Tag zu dieser Handlung, und dieß stimmt mit den jüdischen Gebräuchen überein. Die Beschneidung, welche vor

der

der Namengebung vorher geht, ist allemal eine Sache, welche Behutsamkeit erfordert.

Es fragt sich aber, wie war die Tafel beschaffen, welche Zacharias zum Schreiben forderte. Damals war die Kunst auf Pergamen oder dem Papyrus zu schreiben, längst bey den Juden bekannt. Sie bedienten sich einer schwarzen Materie, wie unsere Dinte. Aus dem Ezechiel im 9 Kap. scheint zu folgen, daß diejenigen, welche viel schreiben mußten, ihr Schreibezeug am Gürtel hängend bey sich führten. Johannes sagt in seiner Epistel, ich habe euch noch viel zu sagen, aber nicht durch Papier und Dinte u. s. w. Schon zu des Propheten Baruchs Zeiten schrieb man mit Dinte. Man muthmaßt aber, daß die Juden, wie die meisten andern Nationen, nicht nach unserer Art mit Federn schrieben, sondern mit feinem Rohr, welches dazu besonders geschnitten wurde, und eben die Dienste leistete.

Doch dieß können die Maler bey diesem Gegenstande nicht nützen; es heißt im Evangelium eine Tafel. Manche glauben, daß darunter die hölzernen mit Wachs überzogenen Täfelgen verstanden werden, welche so häufig bey den heidnischen Schriftstellern vorkommen. Allein es scheint nicht, daß solche bey den Juden unter ihrem heissen Himmelsstriche üblich gewesen. In der

Schrift geschieht deren nirgends Erwehnung, aber wohl eines eisernen Griffels, oder einer Diamantspitze. Ich sollte daraus beynahe schließen, daß die Tafeln der Juden aus einer Art Baumrinde, oder von Stein, oder sonst von einer harten Materie verfertigt waren, darauf Eisen und Diamant einen Einschnitt machten.

Uebrigens ist es gleichgültig, was für Tafeln sich die Maler vorstellen, wenn sie dem Zacharias nur kein Buch in die Hand geben. Man könnte ihnen auch keinen Vorwurf machen, wenn sie syrische Buchstaben darauf malten, weil sich die Juden solcher damals bedienten.

Es ist aber noch ein wichtigerer Umstand, in Ansehung unsers Gegenstandes, zu untersuchen übrig, als die Schreibtafel, nämlich ob die Maler Recht haben, Maria und Elisabeth auf ein Gemälde von der Beschneidung und Namengebung des Johannes zu bringen. In Ansehung der Maria, beziehe ich mich auf das, was in dem Kapitel von ihrer Trennung von der Elisabeth, und von der Geburt Johannes gesagt worden. Wäre sie auch noch bey der Elisabeth gewesen, so hätte sie doch die Schamhaftigkeit eben sowohl von der Beschneidung abgehalten, als bey der Niederkunft gegenwärtig zu seyn.

In Ansehung der Elisabeth ist die Sache nicht so leicht zu entscheiden. Gemeiniglich wohnten keine Weiber der Beschneidung bey: aber Elisabeth war die Mutter, und es geschah vielleicht in ihrer Wochenstube, zumal da ihr Mann stumm war, und sie also seine Stelle vertreten mußte. Aus diesen Gründen scheint es sehr glaubwürdig, daß sie zugegen gewesen. Ueberdieses streitet sie sich im Evangelium mit den Verwandten über den Namen des Kindes. Man könnte sich zwar auch die Handlung in einem Nebenzimmer gedenken, warum will man aber den Malern deswegen Vorwürfe machen, da die Gegenwart der Elisabeth vielmehr mit der Schrift übereinstimmt.

Man könnte sie eher tadeln, daß sie die Elisabeth auf eine so gemeine Art in dem Gemälde anbringen. Warum muß sie im Bette liegen? Elisabeth stillte ihr Kind vermuthlich selbst, und hatte mit dem achten Tage die Unbequemlichkeiten des Wochenbettes bereits überstanden. Man hätte der Elisabeth eine viel wichtigere Stellung dabey geben sollen, als im Bette zu liegen. Sie müßte die beschriebene Tafel in der Hand halten, die für sie ein Zeichen ihres Triumphs war, und die sie vermuthlich den Umstehenden zuerst zeigte.

Die Namengebung des Johannes ist einer der reichsten und erhabensten Gegenstände, die ein

Maler aus der geistlichen Geschichte wählen kann, und keiner hat sie noch bisher mit gehörigem Fleiße ausgeführt. Die Erzählung des Evangelisten giebt ihnen gleichwohl Stoff genug dazu. Man gedenke sich eine Menge von Freunden und Verwandten in dem Hause des Zacharias versammlet, um dem neugebornen Kinde den Namen zu geben. Die Beschneidung ist eben vorbey, und man macht sich zur Ceremonie der Namengebung fertig, es erhebet sich aber darüber ein Streit zwischen der Versammlung und der Mutter. Man fragt den Vater um Rath, dieser kann aber nicht antworten. Er fordert durch Zeichen eine Schreibetafel, und schreibt darauf: er soll Johannes heißen. Zugleich entsteht Stuffenweise eine große Veränderung unter allen Anwesenden. Zacharias bekommt auf einmal seine Sprache wieder, er hält eine Rede voll prophetischer Begeisterung an seinen Sohn, und verkündigt die Zukunft des Meßias. Freude, Verwunderung, Andacht, Aufmerksamkeit, mit einem Worte, alle erhabenen Ausdrücke lassen sich in diesem Bilde vereinigen. Es ist nur zu wünschen, daß die Maler alles dieses nicht aus der Acht ließen.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Die Reinigung der Elisabeth, und Lösung des Johannes im Tempel.

Das Evangelium sagt uns nicht, ob Zacharias ein reicher Mann gewesen oder nicht. Es heißt nur, daß er ein Priester von der Ordnung des Abia und folglich aus der achten von den sechszehn Klassen war, die David von den Söhnen des Eleasar als des ältesten Sohnes von dem Hohenpriester gemacht hatte.

Wir können hieraus einigermaßen auf die Umstände des Zacharias schließen. Moses hatte den Priestern, um sie von weltlichen Geschäften abzuhalten, verboten, liegende Gründe zu besitzen, er zeigte ihnen auch kein besonderes Land bey der künftigen Theilung des gelobten Landes an, sondern wieß ihnen gewisse Einkünfte von den Erstlingen, Zehenden, und was im Tempel dargebracht wurde, an. Es ist ungewiß, ob das Gesetz Moses wegen der liegenden Gründe zu des Zacharias Zeiten noch beobachtet wurde, aber sie erhoben die angewiesenen Einkünfte noch, welche seit Moses Zeiten sehr beträchtlich geworden waren. Die Leviten, und zumal die Opferpriester, waren daher vermuthlich in guten Umständen,

und durften, wegen ihres Auskommens, nicht besorgt seyn. War Zacharias gleich nicht reich, so konnte er doch bequem leben, und die Maler sind berechtiget, in den Kleidern und dem Geräthe einigen Pracht anzubringen.

In Ansehung der Reinigung können wir nur Muthmaßungen beybringen. Nach dem Mosaischen Gesetz mußte jede Wöchnerinn sich reinigen, und jeder neugeborne Sohn nach vierzig Tagen gelöset werden. Wir wissen aber nicht gewiß, ob dieß damals noch üblich war, vielmehr läßt sich das Gegentheil muthmaßen. Die Mutter Samuels gieng nicht vierzig Tage nach der Niederkunft, sondern erst, nachdem sie ihren Sohn entwöhnt hatte, zur Stiftshütte. Das Gesetz Moses wurde nur in der Wüste genau beobachtet, wo das Volk nicht so zahlreich, und um die Stiftshütte versammlet war. Nach der Eroberung des gelobten Landes waren die Israeliten zu weit entfernt, und wurden an der Erfüllung des Gesetzes verhindert.

Aus diesem sollte man schließen, daß die Maler die Reinigung der Elisabeth und Lösung des Johannes nicht in ein Gemälde bringen dürfen. Da Lukas solches aber erzählt, und eine alte Ueberlieferung sagt, es sey vierzig Tage nach ihrer Niederkunft geschehen, so ziehen wir die Fol-

ge daraus, daß wenn gleich die Weiber sich insgemein nicht an das Mosaische Gesetz banden, die Frommen, und die insonderheit nicht gar zu weit vom Tempel entfernt lebten, sich gleichwohl eine Pflicht daraus machten. Da nun Zacharias und Elisabeth als ein paar sehr gottesfürchtige Leute in der Bibel beschrieben werden, so können wir schließen, daß sie sich, so wie Maria und Joseph, am bestimmten Tage im Tempel eingefunden.

Weil Maria den Heiland im Tempel lösete und sich reinigte, so giengen vermuthlich auch viele andre Weiber und insonderheit Elisabeth nach Jerusalem. Diese Ceremonie bestund unter andern darinn, daß dem Herrn etwas geopfert wurde. Die Reichen gaben mehr, die Armen weniger. Zu den letzten gehörte Elisabeth nicht. Die Bemittelten gaben ein Lamm zum Brandopfer, und eine junge Taube oder Turteltaube zum Sündopfer. Man kann hierüber nachlesen, was oben bey der Reinigung der Anna gesagt worden, und was unten bey der Maria vorkommt. Ich erinnere nur, daß die Künstler die verschiedenen Arten der Reinigungen nicht verwechseln müssen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Schwangerschaft der Maria.

Wir kommen wieder auf Joseph und Maria. Man nimmt insgemein an, daß von dem Traum Josephs bis zur Geburt des Erlösers sechs Monate verstrichen sind. Die Schrift sagt nicht, was sie während der Zeit gemacht haben. Es heißt nur, Joseph nahm Maria zu sich, und erkannte sie nicht bis Christus geboren war. Man sehe das Kapitel von dem Bildnisse der Maria nach.

Man glaubt, daß sich mit der Maria in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft nichts besondres zugetragen habe. Nach der Zurückkunft von dem Besuche bey der Elisabeth blieb sie in Nazareth, und beschäftigte sich mit allem, was sie bey ihrer bevorstehenden Niederkunft gebrauchte. Joseph nährte sich inzwischen von seinem Handwerk, und beyde lebten in verträglicher Ehe bey einander. Das ist alles, was man mit einiger Wahrscheinlichkeit von ihnen sagen kann, aber nicht hinreichend, um den Künstlern Stoff zu einem Gemälde zu geben.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Die Probe des bitteren Wassers.

Wenn man dem Verfasser des Protoevangelium vom heiligen Jakob Glauben beymessen wollte, so mußte dieß Ehepaar während der Zeit allerley Verdrießlichkeiten ausstehen. Der Hohepriester ließ sie vor sich fordern, sie mußten sich wegen ihrer Aufführung rechtfertigen, und Maria eine der schimpflichsten Proben ausstehen. Es ist der Mühe werth, daß wir uns etwas bey diesen Umständen, die zum Leben der Maria und Josephs gehören, aufhalten.

Die Juden hegten, wie im Kapitel vom Gelübde der Maria erinnert worden, eine Art von Hochachtung für unverheurathete Mädchen; sie wurden allein verschont, wenn eine Stadt durch Sturm übergieng: Die Eltern mußten nach dem Mosaischen Gesetze gewisser maßen für die Jungferschaft ihrer Töchter bey den Männern stehen *). Hin und wieder halten die Juden noch darüber. Wenn die Israeliten aber genau auf die Ehre ihrer Töchter Acht gaben, so waren sie auch eben so eifersüchtig auf die Keuschheit der verheuratheten Weiber. Gott hatte bey ihnen die Todesstrafe, sowohl in Ansehung der Frau, als dessen,

der

*) 5. B. Mos. Kap. 22.

der sich mit ihr eingelassen, auf den Ehebruch gesetzt. Wodurch die Einigkeit und Treue in der Ehe sehr befördert wurde.

Weil aber eine lasterhafte Frau ihre Vergehungen verbergen, und eine unschuldige hingegen im Verdacht gerathen kann, so waren zur Erhaltung der guten Ordnung und Rettung der Unschuld besondere Gesetze von Gott vorgeschrieben. Dieß ist das sogenannte Eifergesetz, oder die bekannte Probe des bitteren Wassers. Das ganze Verfahren des Priesters gegen die angeklagte Frau, der göttliche Fluch, und die Folgen desselben, findet man weitläuftig im 4. Buch Mos. K. 5. V. 12. bis 31. Dieß Gesetz hatte für die schuldigen Weiber die schrecklichsten Folgen, und war zugleich ein Trost und Beruhigung für diejenigen, deren Gewissen rein war.

Das oben angeführte Protoevangelium giebt vor, Maria habe diese Probe des bitteren Wassers ausstehen müssen. Es heißt, ein gewisser Schriftgelehrter sey zu Joseph gekommen, und habe über die sichtbare Schwangerschaft der Maria gestutzt, weil er wohl gewußt, was bey ihrer Verheurathung im Tempel vorgegangen, und daß Joseph sich nur anheischig gemacht, ihr Beschützer und nicht ihr wirklicher Mann zu seyn. Er gab ihn also bey dem Hohenpriester an. Diesen kränkte

die

die Nachricht, er ließ sie vor sich fordern, und als sie sich nicht hinlänglich vertheidigten, mußten sie sich die Probe des bittern Wassers gefallen lassen. Die Probe that bey beyden keine Wirkung, sondern sie blieben von den schrecklichen Folgen frey. Der Hohepriester erstaunte über dieses Wunder, sprach sie loß, und ließ sie gehen.

Daß dieses erdichtet ist, sieht ein jeder leicht von selbst ein. Das Gesetz Moses legt diese Probe nur allein den Weibern auf, aber keinesweges den Männern. Eine Frau durfte nicht einmal ihren Mann anklagen, wenn er diese Probe der Unschuld von ihr bey dem Priester verlangte. Die Probe fand auch nur bey verheuratheten Weibern statt. Der Verfasser des Protoevangelium widerspricht sich also gewissermaßen selbst, denn er nimmt zuvor an, daß Maria nicht verheurathet gewesen. Wie konnte sie als eine Ehebrecherinn angesehen werden?

Moses hatte besondre Gesetze gegen diejenigen gegeben, welche Mädchen um ihre Ehre brachten. Da diese sehr bestimmt und deutlich sind, so würde der Hohepriester sich nicht erst lange bey der Probe des bittern Wassers aufgehalten, sondern den Joseph gleich nach jenen Gesetzen als einen Schänder der Ehre der Maria verurtheilt haben. Auf diese Gesetze müßte sich der Verfasser bezie-

hen,

hen, um seine Erdichtung einigermaßen wahrscheinlich zu machen, so aber widerspricht er sich selbst, indem er die Probe des bitteren Wassers annimmt.

Ueberdieses zweifelt man sehr, ob diese zu der Maria Zeiten noch üblich gewesen. Es ist wahr, daß die Geschichtschreiber, Josephus und Philo, davon in solchen Ausdrücken reden, daß man daraus schließen sollte, man habe sich ihrer noch bedient, und die Rabinen sind auch dieser Meinung; aber dieß sind Muthmaßungen, die sich nicht durch die heilige Schrift beweisen lassen.

Uebrigens wenn man auch gewiß wüßte, daß diese Probe damals noch üblich gewesen, daß die Männer sich derselben ebenfalls unterwerfen müssen, und daß man für unverheurathete andre gehabt, so rechtfertigt dieses keinen Maler, solches in einem Gemälde der Maria und dem Joseph anzudichten, da die heilige Schrift nichts davon sagt.

Zweyter Theil.

Erstes Kapitel.

Von den Druiden.

Die Gelegenheit zu diesem Kapitel giebt mir ein mittelmäßiges aber sonderbares Altargemälde in der Kirche der Väter von Nazareth in Paris. Man sieht einen Mann mit kurzem schwarzen Barte, langem hageren Gesichte, und einem großen Gewande um den Kopf, vor seinem Altar stehen. Er schlägt die Augen nach dem Himmel, daraus man schließt, daß er opfert. Ein junger Mensch mit einer Fackel und entblößtem Haupte, sieht ihm mit Verwunderung zu. Auf dem Altar liegen grüne Zweige. Zwey andere Gemälde von eben der Größe, stellen jedes eine einzelne Person vor; die eine zeigt auf eine Thüre, die andere auf eine Pflanze. Darunter lieset man Jesaias und Ezechiel, weil diese Propheten unter dergleichen Bildern, die Zukunft des Messias vorher verkündigt haben.

Ich vermuthete gleich, daß jenes Gemälde sich ebenfalls darauf beziehen würde. Bey genauerer Besichtigung fand ich am Fuße des Altars die Inschrift:

Virgini pariturae Druides.

folglich sollte das Gemälde ein Opfer der Druiden vorstellen: in der That ein sehr übel gewählter Gegenstand für eine Kirche. Ich forschte nach der Ursache desselben, und fand sie in des Advokaten Rouillard Geschichte der Kirche zu Chartres.

Dieser leichtgläubige Vertheidiger des Alterthums seiner Kirche, behauptet, daß die Druiden durch göttliche Eingebung von der Menschwerdung des Heilandes lange vor seiner wirklichen Geburt, Nachricht gehabt. Nach seinem Vorgeben versammleten die Druiden ohngefähr hundert Jahre, ehe Cäsar nach Gallien kam, die vornehmsten in Chartres, und der Oberpriester verkündigte ihnen nach verrichtetem Opfer, daß die Zeit heranrücke, da eine Jungfrau einen Sohn gebähren sollte, der die Hoffnung aller Nationen seyn, und das goldne Alter wieder bringen würde: zuletzt rathet er ihnen, deswegen einen Altar zu errichten. Dieß geschahe; man setzte die Statue einer Jungfrau, mit einem Kinde auf dem Arme, bey dem Altar, weihete solchen ein, und schrieb darauf: Er soll der Jungfrau, die gebähren wird, heilig seyn.

Dieß Mährgen erklärt zugleich obiges Kirchengemälde, wiewohl zwischen dem Geschichtschreiber und dem Maler, einiger Unterschied ist. Die

Haupt-

Hauptsache ist die Fabel von den Druiden. Bey dem Rouillard schlägt der Priester die Errichtung eines Altars in einer großen Versammlung vor, nachdem er Brod und Wein geopfert. In dem Gemälde ist der Druide allein in Gesellschaft des jungen Menschen, der die Fackel trägt; er opfert weder Brod noch Wein, sondern grüne Zweige. Man sieht auch die Statue mit dem Kinde nicht.

Um diesen Unterschied zu vergleichen, muß man seine Zuflucht zu den Gebräuchen der Druiden nehmen. In der Religion der alten Gallier, ist eine gewisse auf den Eichen wachsende Pflanze, (le Gui de chêne) sehr berühmt. Man suchte sie alle Jahre mit großer Feyerlichkeit, und vermuthlich gebrauchten die Druiden sie bey ihren Opfern. Aller Wahrscheinlichkeit nach, hat der Maler dieß Opfer vorstellen wollen. Da die ganze Sache eine Fabel ist, die man in keine geistliche Gemälde bringen soll, so will ich mich nicht länger dabey aufhalten. Man verzeiht es den unwissenden mittlern Zeiten, wenn dergleichen Bilder in den Kirchen angebracht wurden; aber der Kanzler, Seguier, welcher obiges Gemälde der Kirche geschenkt, hätte im vorigen Jahrhunderte, da man schon viel erleuchteter war, solches nicht dulden sollen.

Zweytes Kapitel.

Von den Sibyllen.

Die Gelehrten haben sich lange gezankt, ob es Sibyllen gegeben, und ob sie prophezeihet, die Sache wird aber wohl unentschieden bleiben. Die solche behaupten, geben bald zwölfe, bald weniger oder nur zwey an, ja manche wollen gar nur von einer wissen. Ueber ihre Prophezeihungen ist man ebenfalls uneinig, etliche geben sie für untergeschoben, andere für wahr aus. Die dritten ergreifen die Mittelstraße; sie nehmen Sibyllen an, ohne ihre Anzahl zu bestimmen, sie glauben, daß solche etwas geschrieben, halten aber ihre Prophezeihungen, zumal auf Christum, für untergeschoben.

Es ist nicht zu läugnen, daß man in den ältesten Zeiten der Kirche an die Sibyllen und ihren Prophezeihungen geglaubt. Man hielte sie wohl gar für Werkzeuge, deren Gott sich zur Offenbarung seines Willens bedient. Da die Heiden die sibyllinischen Orakel annahmen, so suchten die griechischen Kirchenväter sie durch Zeugnisse der Sibyllen, weil jene solche für wahr hielten, zu widerlegen oder zu bereden. Die lateinischen Kirchenväter gebrauchten diese Hülfsmittel nicht, ob sie gleich auch zum Theil glaubten, daß diese Weiber

ber göttliche Eingebungen gehabt. Die Sibyllen wurden erst im Occident durch die Kriege in der Levante recht bekannt. Man übertrieb die Sache gar bald; die Prophezeihungen derselben kamen in den öffentlichen Gebeten vor, und man setzte ihre Statuen in die Kirchen.

Heutiges Tages ist man nicht mehr so einfältig, jene Orakel zum Beweise unserer Religion anzuführen. Sollte man nicht also auch dergleichen Gemälde aus den Kirchen verbannen? Gleichwohl trifft man noch manche Kirchen an, wo die Sibyllen Nebenbilder der Propheten sind. In der Kirche des heil. Severins zu Paris, hat man bey der letzten Erneuerung derselben, alle alten Gemälde im Chore von dieser Art, weggeschafft. Es wäre zu wünschen, daß man diesem Beyspiele an mehrern Orten folgte.

Man findet bey verschiedenen Schriftstellern, daß die Sibylle von Cuma, dem Kaiser August die Geburt des Meßias verkündigt, und ihm in der Luft eine Jungfrau mit einem Kinde auf dem Arme, gezeigt habe. Peter von Cortona hat dieses in einem vortrefflichen Gemälde vorgestellt, welches im Pallaste von Toulouse hängt, gleichwohl ist der Meister zu tadeln, weil er aus unechten Quellen geschöpft, und die Religion mit der Fabel vermengt hat.

Drittes Kapitel.

Die Reise nach Bethlehem.

Der Evangelist Lukas berichtet uns, daß Maria sich mit ihrem Manne nach Bethlehem begeben, weil das Volk auf Augusts Befehl daselbst gezählt wurde. Diese Reise nach Bethlehem, ihre Ankunft daselbst, mit einem Worte, alles, was dazu gehört, wollen wir näher untersuchen, weil es für den Künstler merkwürdige Dinge sind.

Nazareth lag etliche zwanzig Meilen von Bethlehem entfernt, die Hin- und Herreise betrug also beynahe funfzig Meilen. Maria gieng im letzten Monate ihrer Schwangerschaft, und mußte sich also täglich ihrer Niederkunft versehen. Dabey muß sich der Künstler gedenken, daß es Juden sind, die im gelobten Lande reisen, daß man bey dieser Nation auf der Reise, nichts, als das bloße Dach fand, und daß ein jeder Reisender alles, was er zu seiner Nothdurft und Unterhalt gebrauchte, bey sich führte. Hieraus folgt, daß Joseph bey der Abreise von Nazareth, nicht nur alles, was sie zu ihrem Unterhalte bedurften, mitnehmen, sondern auch für das sorgen mußte, was Maria bey der Niederkunft für sich und ihr Kind nöthig hatte.

Die Gewohnheit, sich mit Viktualien auf der Reise zu versehen, war so allgemein bey den Juden, daß Josephus es als etwas besonderes anmerkt, daß diejenigen, welche zur Sekte der Essenier gehörten, unter Weges nichts, als ihre Waffen bey sich führten. Dieß erhellet auch aus der heiligen Schrift; wenn der Heiland seinen Jüngern, ihre Art zu reisen, vorschreibt, so sehen wir, daß dazu nicht nur das, was zum Kleide und zur Vertheidigung, sondern auch, was zum Lebensunterhalt erfordert wird, gehört. Matthäus berichtet, daß Maria das neugeborne Kind gleich in Windeln legte, folglich führte sie alles, was sie zu ihrem Kinde gebrauchte, bey sich.

Alles dieses müßten die Künstler wohl erwägen, wenn sie die Reise nach Bethlehem vorstellen wollten; der Nutzen davon wird sich auch im folgenden Kapitel zeigen. Kein Maler hat daran gedacht, das Gepäcke der Maria in die Gruppe zu bringen. Sie fallen auf andere Nebendinge, und vergessen darüber das nöthige, was seyn muß.

Der Evangelist läßt sich über die Abreise von Nazareth nicht weiter ein. Im Protoevangelium des Jakobs, weis Joseph nicht, ob er Maria als seine Frau bey der Schätzung angeben soll, oder nicht. Wir bekümmern uns um diese Unwahr-

heiten nicht, Lukas sagt sehr deutlich, Joseph machte sich auf, daß er sich schätzen ließ, mit seinem vertrauten Weibe, die war schwanger. In dem Protoevangelium nimmt Joseph seinen Sohn Simon, auch mit nach Bethlehem, da man aber sehr zweifelt, daß Joseph die Maria als Wittwer geheurathet, Lukas auch nichts davon erwähnt, so wären die Maler sehr zu tadeln, wenn sie dem Joseph einen Sohn auf dieser Reise andichten wollten.

Hierbey fällt einem natürlicher Weise die Frage ein, ob sie allein gereiset sind? Ich zweifle daran, weil die Straßen im ganzen jüdischen Lande von Räubern und unnützem Gesindel, sehr unsicher gemacht wurden. Diese hielten sich in Höhlen auf, und fielen die Vorbeyreisenden an. Ueber dieses sind die Reisegesellschaften oder so genannten Karavanen, von jeher in Asien üblich gewesen. Es heißt: und jedermann gieng, daß er sich schätzen ließe, ein jeglicher in seine Stadt. Joseph und Maria reisten also zugleich mit denen aus ihrer Stadt, welches höchst wahrscheinlich ist.

Ob Maria die Reise zu Fuß, oder auf einem Esel gethan, scheint ein sehr gleichgültiger Umstand zu seyn. Wir reden davon im nächsten Kapitel. In einem der alten Mysteres, giebt der Verfasser ihr, außer dem Esel, auch noch einen

Ochsen

Ochsen unter dem Vorwande zu, um im Nothfalle ein Stück Geld daraus zu lösen, welches zugleich eine Ursache ist, warum man bey der Geburt des Heilandes, diese beyden Thiere insgemein beysammen findet. Wenn man dieß mit den Sitten der Juden, und ihrer Art zu reisen, vergleicht, so ist der Einfall so unwahrscheinlich nicht; wenigstens könnte man ihn den Malern erlauben. Die Ankunft der Maria in Bethlehem ist mit ihrer Niederkunft so genau verbunden, daß wir sie in dem nächsten Kapitel zusammen betrachten wollen.

Viertes Kapitel.

Die Geburt Christi.

Unter den mancherley Meynungen, in welchem Jahre der Welt Christus geboren worden, nehmen die allermeisten an, daß es im Jahre 4000 geschehen. Lukas beschreibt uns diese merkwürdige Begebenheit also: Maria gebahr ihren ersten Sohn, und wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Diese wenigen Worte müssen den Malern den Stoff zu dem Gemälden von der Geburt Christi geben. Wir wollen solche untersuchen, und sehen, ob sie mit dieser Nachricht übereinstimmen.

Der Name aller dieser Gemälde ist uneigentlich; denn sie stellen nicht so wohl die Geburt selbst, als den neugebornen Heiland vor. Die Zeit der Niederkunft könnte den Maler einigermaßen interessiren, weil ein Unterschied zwischen Personen, die von der Reise ermüdet sind, und die sich bereits wieder erholet haben, zu machen ist. Das Protoevangelium giebt vor, die Niederkunft sey in einer Höhle unterweges geschehen; andere sagen, Maria sey gleich bey der Ankunft von den Schmerzen überfallen worden. Joseph habe eiligst ein Quartier suchen müssen; weil sein Aufzug aber etwas armselig gewesen, habe ihn niemand einnehmen wollen, und sie wären genöthigt gewesen, sich an einen elenden einsamen Ort zu begeben, wo Maria gleich darauf niedergekommen.

Das eine oder das andere mag nun wahr seyn, oder nicht, so ist es doch der Sache gemäß, Joseph und Maria in Reisekleidern vorzustellen. Man muß es ihnen ansehen, daß sie erst von einer weiten Reise ankommen, und nicht Zeit gehabt, ihre Kleider zu verändern. Die Maler haben hierauf nicht Acht gegeben. In manchen Gemälden erscheinen Joseph und Maria so munter, als stünden sie erst vom Bette auf, und so geputzt, als wollten sie einem großen Feste beywohnen.

Man

Man hätte Ursache, ihnen dieses als einen grossen Fehler vorzuwerfen, wenn obige Meynungen so gewiß ausgemacht wären. Zum Glücke kann man sie nicht beweisen; es heißt vielmehr, und als sie daselbst waren, kam die Zeit, daß Maria gebähren sollte. Sie kam also erst während ihres dasigen Aufenthalts nieder.

In Ansehung der Jahrszeit kann man die Maler vielleicht nicht so leicht entschuldigen. Ohne uns in die Streitigkeiten einzulassen, ob es im September oder Januar, oder Aprill, oder May geschehen, nehmen wir die Zeit an, da wir dieses Fest feyern, nämlich den 25sten December. Die Maler haben daher den Winter zwar richtig in ihren Gemälden beybehalten, sie fehlen nur zum Theil darinn, daß sie die Attribute des Winters übertreiben, und aus Judäa ein Lapland machen.

Ich läugne nicht, daß es im gelobten Lande gar keinen Winter giebt. Der Schnee, der auf den Bergen Juda fällt, beweiset das Gegentheil. Herodes verkaufte einmal den größten Theil seiner Kostbarkeiten, um den Juden wollene Kleider und Brod bey einem strängen Winter zu verschaffen. Josephus schreibt, daß er dadurch über funfzigtausend Unglücklichen das Leben rettete. Allein die Kälte ist doch keinesweges mit der unsrigen

in

in Vergleichung zu setzen. Jakob von Vitri erzählt, daß die Armee in einem gewissen Kreuzzuge an den Jordan gekommen, sich um Martini gebadet, und die schönsten Viehweiden gefunden. Zugefrorne Flüsse, und Bäume ohne Laub, schicken sich für diesen Himmelsstrich nicht. So bringt der Maler, welcher nicht nachdenkt, die Gebräuche seiner Zeit in die ältesten Jahrhunderte, und verwechselt die entferntesten Himmelsstriche mit dem, welchen er bewohnt.

Man glaubt, Christus sey den 6ten Jänner von Johannes getauft worden. Dieß ist ohngefähr vierzehn Tage nach Weihnachten; da nun der Getaufte damals ganz ins Wasser stieg, oder getaucht wurde, so muß die Kälte damals wohl nicht so heftig gewesen seyn, als die Maler sie oft vorstellen. Die meisten sind der Meynung, Christus sey bey der Nacht geboren worden. Dieß gründet sich theils auf eine alte Ueberlieferung, theils schließt man es aus den Worten des Lukas, weil der Engel den Hirten des Nachts auf dem Felde erschien, und dieses aller Wahrscheinlichkeit nach, gleich nach der Geburt des Erlösers geschahe.

Dieß hat vielen Malern Gelegenheit gegeben, ein künstliches Licht bey ihren Stücken zu wählen, und manche, sowohl alte als neue, haben dieß

auf

auf eine sonderbare Art ausgeführt. Die ersten geben dem Joseph ein brennendes Licht in die Hand, wodurch das Gemälde seine Erleuchtung, zugleich aber ein sehr armseeliges Ansehen bekommt. Die neuern erfinden ein Wunder, und das Kind Jesus ist gleichsam die Sonne, wovon Strahlen ausgehen, und das ganze Bild erleuchten. Wir finden blos in den apokryphischen Büchern, daß der Ort gleich nach Christi Geburt außerordentlich erleucht worden, daß das neugeborne Kind aber gleichsam ein glänzender Phosphorus gewesen, ist eine bloße Erfindung der Maler. Da Lukas bemerkt, daß die Hirten eine außerordentliche Klarheit umgeben, als der Engel mit ihnen redete, so würde er auch gewiß dieses Wunders erwähnt haben. Dieses Stillschweigen hätte die Maler davon abhalten sollen. Man muß die Wunder in der Religion nicht ohne Noth häufen, sie verlieren dadurch ihren Werth.

Ich billige deswegen aber die Stellung Josephs nicht, wenn er das Licht dazu hält. Der Gebrauch der Lichter von Inschlitt oder Wachs war zwar sehr alt. Aus dem Martial scheint zu folgen, daß die Römer in den ältesten Zeiten keine andere Art von Erleuchtung kannten.

Nomina candelae nobis antiqua dederunt
Non norat parcos uncta lucerna patres.

Aus

Aus dem Wort parcos folgt, daß die Reichen kein Licht von Inschlitt gebrauchten. Festus sagt bey der Gelegenheit, daß man den Reichen zu den Saturnalen Geschenke von Wachslichtern machte: Candelis pauperes, locupletes cereis utebantur. Was die Wachs- und Talglichter aber für eine Form gehabt, haben die Alterthumsforscher bisher noch nicht bestimmen können. Man findet keine Leuchter mit Tillen in den Sammlungen, und überhaupt nichts, daraus sich schliessen ließe, daß die alte Form mit der heutigen übereinstimme.

Wäre dieß auch von den Römern bewiesen, so läßt sich davon doch nicht auf die Juden schliessen. Cornelius a Lapide merkt vielmehr an, daß man damals im Jüdischen Lande nichts von Lichtern wußte, sondern sich der Oellampen bediente, die in der Mitte des Zimmers aufgehangen, oder auf Leuchter mit einem und mehrern Armen gesetzt wurden, der Leuchter mit sieben Armen, den Moses für die Stiftshütte machen ließ, ist ein deutlicher Beweis davon. In dem Evangelisten kommen beständig Lampen, aber niemals Lichter vor. Sie brannten nicht nur Lampen im Hause, sondern auch wenn sie auf der Gasse giengen, wie aus dem Gleichnisse der thörichten und klugen Jungfrauen erhellet. Nach

dem

dem Berichte der Reisebeschreiber ist dieß auch noch an vielen Orten Asiens üblich.

Die Maler sehen hieraus, wie sie den Ort, wo der Heiland geboren worden, erleuchten müssen. Die ganz alten haben mit dem Lichte in Josephs Händen wider das Kostum, und die neuern, welche das Gemälde durch einen von dem Kinde sich verbreitenden Glanz erleuchten *), wider die Wahrheit gefehlt.

Wir kommen auf den Ort wo der Heiland geboren seyn soll. Die meisten Maler haben sich in eine alte elende Hütte verliebt, welche in einem großen Theil von Gemälden dieser Art beybehalten wird. Andre fallen in einem gegenseitigen Fehler, sie versetzen die ganze Handlung in einen alten Pallast oder Tempel, dessen Ruinen seine ehemalige Pracht verrathen. Man sieht umgefallene Säulen, halb eingefallene Gewölbe, Wände und Karnissen, die ganz mit Moos bewachsen sind, und dergleichen sich für den Pinsel schicken de Ruinen. Noch andere machen aus der Hütte und den Ruinen ein sonderbares Gemische von ihrer eigenen Erfindung. Eine solche Verschiedenheit ist bey dieser Handlung sehr anstößig, man möchte beynahe sagen, sie verbreitet auch einen

*) Vermuthlich hat Corregio sie durch seine berühmte Nacht auf diesen Irrthum gebracht.

nen gewissen Grad der Ungewißheit über die Handlung selbst. Es wäre zu wünschen, daß die Maler sich in diesem Punkte vereinigten, und nachher bey einerley Art der Vorstellung blieben.

Wenn man die Umstände genau erwegt, so scheint mir keiner von diesen drey Orten zur Geburt Christi gut ausgesucht zu seyn. Da Maria während ihres Aufenthalts niederkam, so hielte sie sich nach aller Wahrscheinlichkeit an einem wohnbaren Orte auf. Wenn Joseph gleich nur ein Handwerksmann war, so hatte er doch kein solches armseeliges Ansehen, daß man ihn, nebst seiner hochschwangern Frau, an einem von allen Menschen entfernten Ort an der Erde, ohne Dach einquartiret hätte. War Maria vor ihrer Niederkunft an keinem solchen Ort, warum will man sie denn nach derselben dahin versetzen, zumal da die Juden keine Barbaren waren, sondern die Rechte der Gastfreyheit beobachteten. Es wäre sehr unbarmherzig, eine schwangere Frau im December in einem Hause, das einfallen will, und allenthalben offen ist, liegen zu lassen.

Daß man der Maria einen Ort allein anwieß, weil die Wöchnerinnen bey den Juden anfangs unrein waren, und mit niemand essen und trinken oder bey niemand schlafen durften, war der Ordnung und den Gesetzen gemäß. Dieser Ort war

aber

aber weder eine einfallende Hütte, noch ein Pallast, oder alter Tempel; sondern bedeckt, und groß genug, um ein Bette und das übrige nöthige Geräthe einer Wochenstube zu fassen. Dieß stimmt mit der Natur der Sache überein, welche die Maler nicht aus der Acht lassen sollten.

Das, was die Maler annehmen, stimmt auch nicht mit der heiligen Schrift überein: wo es heißt: Maria wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge. Es kommt hier auf die Erklärung der Krippe und der Herberge an; diese wollen wir untersuchen.

Die Gastfreyheit war vor Alters fast bey allen Nationen eingeführt. Verwandte und Freunde nahmen einander auf der Reise auf, weil man noch keine öffentliche Wirthshäuser hatte, wo Reisende für ihr Geld die nöthige Bequemlichkeit fanden. Vitruv merkt ausdrücklich an, daß die Griechen in ihren Häusern besondere Gaststuben mit allen Bequemlichkeiten für einkehrende Reisende hatten. Diese Sache ist so ausgemacht, daß ich mich nicht länger dabey aufhalten will. Die Juden beobachteten diese Gewohnheit sehr sorgfältig; daher die meisten das Wort Herberge, von solchen Gastzimmern erklären. Im 18. Kap. des Buchs der Richter, kommt ein solches

Gastzimmer vor, welches einer auf dem Gebürge Ephraim für einen jungen Leviten zurechte machen lassen. Im 4ten Kap. des 4ten Buchs der Könige, sagt die Sunamitin zu ihrem Manne, er soll dem Propheten Elisa eine Kammer einrichten, darinn er allemal bey ihnen einkehren könne.

Dergleichen Herbergen kommen auch im neuen Testamente vor. Aus diesem Gebrauche zieht man den Schluß, daß Joseph, der aus Bethlehem stammte, leicht einen Verwandten oder guten Freund haben konnte, bey dem er einkehrte. Weil dieses Zimmer aber nicht zum Wochenbette eingerichtet war, und es vielleicht auch an einer Wiege fehlte, so holte man eine Krippe aus dem Stalle, und legte, in Ermangelung eines andern schicklichen Platzes, das neugeborne Kind hinein.

Andere nehmen an, daß die Gaststube schon besetzt gewesen, und daß man der Maria einen besondern, mit allem versehenen Ort, im Hause angewiesen, den man die Krippe genannt. Sie suchen ihrer Meynung dadurch einigen Grund zu geben, daß die Hirten, denen der Engel die Krippe zum Kennzeichen angewiesen, sich sonst bey jedem Hause nach einer Krippe erkundigen müssen, hingegen wäre es ihnen viel leichter gewesen, wenn ein gewisser bestimmter Ort diesen Namen geführt hätte.

Diese

Diese beyden Erklärungen passen eben so wenig auf die Vorstellungen der Maler, als die dritte, welches die gemeine, und durchgängig angenommene ist; nämlich das Wort Krippe, im buchstäblichen Verstande zu nehmen, und unter Herberge ein Wirthshaus zu verstehen. Die Schätzung zog viele Juden nach Bethlehem, Maria konnte im Wirthshause nicht unterkommen, sie mußte also mit einem Stalle zufrieden seyn, und ihren Sohn in eine Krippe legen. Daß dieser Stall aber kein Dach gehabt, über den Haufen fallen wollen, oder aus Ruinen eines alten Pallastes bestanden, ist gar nicht glaublich. Die Ställe sind aller Orten verschlossen und bedeckt. Vielleicht bestand das Wirthshaus aus einem grossen viereckigen Saale, darinn alle Reisende bey einander waren, und wo Maria Wohlstands halber nicht niederkommen konnte; deswegen räumte man ihr einen Stall ein, darinn sie ihre Bequemlichkeit allein hatte.

Der Fehler der Künstler ist desto unerlaubter, weil man wegen des Ortes der Niederkunft der Maria einig ist. Man glaubt, daß es eine Art von Höhle, und also weder eine Hütte noch Ruinen eines Pallasts gewesen. Man zeigt diese Grotte noch heutiges Tages, aber die Quelle, welche gleich nach der Geburt darinn entsprungen

seyn, und der Maria ihr Kind darinn zu baden, gedient haben soll, ist vertrocknet. Ueber diese Grotte ist heutiges Tages ein Franciscanerkloster gebauet, wohin von einfältigen und frommen Seelen, viele Wallfahrten gethan werden. Wir rücken hier die Beschreibung dieser Höhle oder Grotte, aus einer Reise nach dem Berge Sinai ein, welche zu Toul 1704 gedruckt ist, und überlassen einem jeden von der Sache zu glauben, was er will.

„Die Grotte ist neun und dreyßig Fuß lang, „und an den breitesten Stellen funfzehn Fuß breit, „wird aber hinten etwas schmaler. Das Gewölbe „be ist in den Fels gehauen, neun bis zehn Fuß „hoch, aber durch die Menge der beständig bren„nenden Lampen so schwarz geworden, daß man „von dem alten Mosaik nichts mehr erkennt. „Man steigt in diese Höhle, vermittelst zweyer „Treppen von zwölf porphyrenen Stufen hinab. „Die beyden Thüren sind von gewöhnlicher Hö„he, aus Bronze, und mit Basreliefs geziert. „Der Fußboden und die Wände sind mit Mar„mor überzogen. Unten an der Treppe linker „Hand steht in gleicher Entfernung von beyden „Treppen, ein Altar an der Wand, in einer Nie„sche darüber liest man die Worte: hier ist Chri„stus geboren worden. Der Ort, wo die Wiege

„des

„des Heilandes stand, liegt noch um drey Stufen „tiefer. Die Krippe ist aus verschiedenen Stü„cken von Marmor zusammen gesetzt. Sie ist „größer als die, darinn Christus gelegen haben „soll, steht anderthalb Fuß über der Erde, und hat „vier Fuß in der Länge, und zwey in der Breite.“

Manche Maler dürften wohl ein gegründetes Bedenken tragen, bey einem Gemälde von der Geburt Christi, den Ort der Handlung nach dieser Beschreibung, oder nach dem Orte, den man heutiges Tages dafür ausgiebt, zu kopiren, und eben so wenig daran glauben, als an obgedachte Quelle, welche allerdings wegzulassen ist.

Einige Maler stellen Maria auf dem Bette liegend vor. Maria legte sich vielleicht bald nach der Niederkunft aufs Bette, und mußte so gut, wie andere Menschen schlafen, weil man aber glaubt, sie habe Christum ohne Schmerzen geboren, so ist besser, die Maria nicht liegend vorzustellen, weil man den Begriff der Krankheit oder der Schwäche damit verknüpft. Daß aber ein Bette an dem Orte gewesen, ist höchst wahrscheinlich; es scheint auch aus der Schrift zu folgen, wie wir unten bey der Abreise der Hirten sehen werden *).

*) Auf einem alten Basrelief im Chore der Domkirche zu Paris, wird die Geburt Christi also vorgestellt: Maria

Ich komme auf die Personen, welche die Maler in den Gemälden dieser Art anzubringen pflegen. Joseph, Maria und das Kind, sind die drey Personen, welche man allemal dabey sieht. Ich halte mich nicht bey den Fehlern auf, welche zuweilen in Ansehung der Kleider und des Alters begangen worden, davon ist schon oben gehandelt. Man könnte die Frage aufwerfen, ob sie wohl thun, den Joseph dabey vorzustellen: weil die Schrift nicht saget, daß Joseph bey der Niederkunft zugegen gewesen, und der Wohlstand es zu erfordern scheint.

Ich halte diese Gründe aber nicht für hinlänglich, den Joseph auszuschließen. Da Maria in der Nacht niederkam, so war Joseph natürlicher Weise zugegen, und dieß stimmt mit dem, was man insgemein glaubt, überein. Gesetzt aber auch, Joseph wäre nicht dabey gewesen, so hindert dieses nicht, daß er auf den Gemälden erscheint, weil diese nicht die Geburt selbst, sondern den Zeitpunkt gleich nach derselben vorstellig machen.

Hinge-

ria liegt im Bette, und auf demselben steht die Krippe mit dem Kinde vor ihr. Zwey Thiere blasen ihren Odem auf das Kind, um es zu erwärmen. Joseph steht zum Füßen des Bettes, und betrachtet diese sonderbare Gruppe.

Hingegen sind diejenigen zu tadeln, welche eine Hebamme in das Gemälde bringen, weil sich solches auf Fabeln gründet. In dem apokryphischen Buche von der Kindheit Christi, heißt es: Joseph sey, so bald Maria Geburtsschmerzen empfunden, zu einer Hebamme gelaufen, habe aber eine lahme geholet; bey ihrer Ankunft sey das Kind schon geboren gewesen, und kaum habe sie es angerührt, so sey sie genesen. Diese Mährgen verdienen nicht, daß wir uns dabey aufhalten.

Was den Hauptgegenstand betrifft, so muß man beständig, was schon mehrmalen erinnert worden, vor Augen haben, nämlich, daß nicht die Geburt selbst, sondern der Zeitpunkt gleich nach der Geburt vorgestellt wird. Man sieht gemeiniglich das Kind nackend in einer kleinen Wiege liegen. Maria und Joseph knien vor demselben und beten es an. Dieser Gedanke ist an sich löblich und erbaulich, aber keinesweges auf eine Nachricht in der heiligen Schrift gegründet. Wir wollen inzwischen diese Vorstellung genauer untersuchen, und sehen, ob nichts gegen die heilige Schrift läuft, und ob jede Person ihre gehörige Rolle spielt.

Daß das Kind in der Krippe liegt, dagegen ist nichts zu sagen, denn der Evangelist berichtet es ausdrücklich. In der Form und Stellung der

Krippe, sind die Maler aber nicht mit einander einig. Gemeiniglich besteht die Krippe aus einer kleinen Wiege, die aus einigen Latten oder Stangen zusammen gesetzt, oder von Brettern oder Weiden gemacht ist. Nach der gemeinen Sage war solche in Stein gehauen, man kann sich aber gedenken, daß in derselben noch eine hölzerne, oder ein Trog gestanden, darein Maria ihr Kind gelegt, wenigstens ist es den alten Ueberlieferungen gemäß.

Daß das Kind in allen Gemälden nackend ist, fällt einem bey dem ersten Anblicke gleich in die Augen. Nun heißt es zwar in den fabelhaften Revelationen der heil. Brigitta, Maria habe vor dem nackenden Kinde gekniet, doch dieß darf die Maler nicht bewegen, ins Unanständige zu fallen, und wider die Wahrheit des Evangelisten zu handeln.

Ist es nicht wider alle Regeln des Wohlstandes, bey einer Vorstellung einer der wichtigsten Wahrheiten unserer Religion, ein nackendes Kind aller Augen darzustellen? Die Concilien selbst verbieten bey Strafe, alle unanständigen Gemälde, und vorzüglich diejenigen, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, aus den Kirchen zu verbannen. Ist es nicht widersprechend, da die Maler einen starken Winter annehmen, überdieses eine

alte

alte Hütte ohne Dach malen, den Heiland nackend vorzustellen? Auf der einen Seite sieht man kahle Bäume und eine durchlöcherte offene Hütte, auf der andern ein Kind ohne die geringste Bedeckung liegen. Stimmt es mit dem Charakter einer zärtlichen Mutter, wie Maria war, überein, ihren Sohn so zu vernachläßigen?

Die Juden haben ihre Kinder allezeit vorzüglich geliebt: und die Gewohnheit andrer Nationen, die neugebornen Kinder weg zu legen und umkommen zu lassen, verabscheuet. Sie wünschten zu sehr, eine Nachkommenschaft zu haben, und der Stand einer Mutter gereichte einer Frau zur Ehre, daher die Eltern allemal sorgfältig auf die Erhaltung ihrer Kinder bedacht waren. Endlich ist diese Vorstellung der heiligen Schrift schnurstracks zuwider, welche ausdrücklich sagt, daß sie das Kind in Windeln wickelte, und in eine Krippe legte.

Wenn die Maler Maria vor ihrem nakenden Kinde knien lassen, so benehmen sie dem letztern die Wahrscheinlichkeit durch das erste. Nehmen wir das Knien als eine Wahrheit an, so wird Maria gewiß ihr Kind zuvörderst zugedeckt haben. Dieß erforderte ihre Zärtlichkeit und Sittsamkeit. Daß Joseph das Kind mit der Mütze oder dem Turban in der Hand anbetet, ist abermals ein

Fehler. Zur damaligen Zeit war dieß kein Zeichen des Respekts bey den Juden. Sie sahen vielmehr ein entblößtes Haupt als ein Kennzeichen der Unabhängigkeit an; wäre Joseph also vor dem Heilande auf die Erde gefallen, so würde er es mit bedecktem Haupte gethan haben.

Ueberhaupt ist der ganze Gedanke, die Eltern des Heilandes knieend vorzustellen, wie sie ihn anbeten, nicht auf die heilige Schrift gegründet, sondern bloß ein Einfall der Maler, den sie vielleicht aus ungewissen Erzählungen, oder gar von den Verfassern der alten Mysteres entlehnt, welche die Geburt Christi, wie man sich leicht gedenken kann, auch auf das Theater brachten. War es denn nicht möglich, für Maria und ihren Gemahl eine bessere Stellung, und die mehr mit der Wahrheit und den Sitten der Nation übereinstimmte, zu finden? Gleich anfangs heißt es: sie gebar ihren ersten Sohn und wickelte ihn in Windeln. Hätte man dieß nicht zur Handlung wählen können? Sollte das, was uns die Geschichte lehrt, nicht den eigensinnigen Einfällen der Maler vorzuziehen seyn?

Da man annimmt, daß Maria ohne Schmerzen entbunden worden, so würde dieß dadurch bestärkt, wenn man sähe, wie Maria alle Pflichten einer zärtlichen Mutter, und das Geschäfte

einer

einer Wärterinn gleich nach der Geburt selbst verrichtet. Die Maler hätten also nach der Wahrheit gemalt, und zugleich den Nebenbegriff der leichten Niederkunft ausgedrückt. Anstatt der Maria eine demüthige, respektvolle Miene zu geben, sollte man aus ihren Augen Freude, Bewunderung und Zufriedenheit lesen.

Hierbey hätte sich die Gruppe mit dem Gepäcke der Maria anbringen lassen, deren ich im vorigen Kapitel erwähnt habe. Joseph könnte daraus das benöthigte herausſuchen, und der Maria hinreichen: diese zärtliche Mutter hielt ihren Sohn auf dem Schoos, und wäre mit dem Wickeln desselben beschäftiget, und sähe ihn mit gefälligen Blicken an. Das würde meiner Einsicht nach ein interessantes Gemälde abgeben, und feine Empfindungen mit der Wahrheit der Geschichte verbinden.

Die Maler könnten auch noch einen andern gleichfalls mit der Geschichte übereinstimmenden Zeitpunkt wählen, nämlich den Augenblick, da beyde Eltern ihr Kind in die Krippen legen. Die Scene trägt sich bey der Nacht, in einer durch eine Lampe erleuchteten Grotte zu. Joseph hält solche in einer Hand, und zeigt der Maria mit der andern, daß die Krippe in Bereitschaft ist. Maria trägt das Kind auf dem Arme, sieht zu,

ob auch etwas fehlt, und ist im Begriff, es nie-
der zu legen. Bisher ist noch kein Maler auf
den Einfall gerathen, weder den ersten noch
den letzten Gedanken auszuführen. Eine Mut-
ter vorzustellen, die bey ihrem Kinde die vor-
nehmsten Pflichten erfüllt, welche die Natur von
ihr fordert; ist ein vortrefliches moralisches Bild,
und dient als ein Beyspiel zur Nachfolge: dieß
ist der Endzweck, den ein Maler durch geistliche
Bilder erreichen soll.

Ich muß noch etwas von den beyden Thieren
hinzusetzen, welche die Maler gemeiniglich in ih-
re Bilder von der Geburt Christi bringen. Die
ältesten Meister waren einfältig genug, den Och-
sen und den Esel bey der Krippe des Heilandes
hinknieen zu lassen. Dieß haben die neuern zwar
abgeschaft, aber gemeiniglich kehren diese Thiere
der Raufe den Rücken zu, und scheinen das Kind
Jesu durch ihr Hauchen zu erwärmen. Wir ha-
ben des Ochsen und Esels schon im vorigen Ka-
pitel gedacht. Daß Joseph einen Ochsen bey
sich geführt, kommt den wenigsten glaublich vor.
Den Esel läßt man, seines Nutzens halber, eher
gelten. Weil er aber doch die Reisekosten sehr
vermehrt hätte, so will man lieber annehmen,
daß beyde Thiere hier ihren Stall hatten.

Andere wollen sie lieber gar aus den Gemälden verbannen, weil es glaublich scheint, daß man diesen Thieren einen andern Platz gegeben, sobald man der Maria den Stall angewiesen; in der Bibel steht nichts, und in den ersten Zeiten der Kirche wußte man eben so wenig etwas davon. Erst im fünften Jahrhundert kommt bey einem gewissen Schriftsteller etwas davon vor. Da es inzwischen keine Unmöglichkeit ist, daß sich im Stall zu Bethlehem ein Ochse und ein Esel befunden, als Jesus geboren worden, so glaube ich, kann man es den Malern zu gute halten, daß sie dadurch ihr Gemälde bereichern.

Daß diese Thiere auf die Knie gefallen und den Heiland angebetet, gehört unter die Fabeln. Man hat zwar ein paar Schriftstellen aus den Propheten Habakuk und Jesaia dahin verdrehen wollen, aber die alten Ausleger wissen davon nichts, und unter den neuern nehmen die wenigsten sie an.

Fünftes Kapitel.

Die Anbetung der Engel.

Manche Künstler haben angenommen, daß die Engel, gleich nach der Geburt Christi, ihm auf allerley Weise ihre Ehrfurcht zu bezeigen

gesucht

gesucht haben, Sie malen deswegen eine Menge von Engeln, die vor der Krippe auf den Knien liegen und das neugeborne Kind anbeten. Meine Absicht ist keineswegs, die Sache selbst zu tadeln. Einige Kirchenväter behaupten, daß die Engel die ersten Kreaturen gewesen, welche den neugebornen Meßias dafür erkannt und angebetet haben. Dieß streitet also weder gegen die Schrift noch gegen die angenommene Meinung: ich will nur die Art, wie man es vorstellet, untersuchen.

Die Künstler versetzen diese Anbetung an den Ort, wo Jesus geboren worden. Die himmlischen Geister umgeben die Krippe in körperlicher Gestalt, und in Stellungen, welche ihre Empfindung ausdrücken. Die Wolken sind künstlich mit den Engeln zusammen gruppirt, und machen eine zusammenhängende Kette bis zu der obern Glorie, wovon Strahlen ausgehen, welche das Ganze erleuchten. Auf diese Weise sind die Gemälde von der Anbetung der Engel ohngefähr ausgeführt. Ueber dieses bemerkt man aber noch eine Gruppe, die mir nicht recht hieher zu gehören scheint, nämlich, Maria und Joseph auf den Knien; letztere scheint über das Anbeten der Engel voll Erstaunen zu seyn.

Die Anbetung der Engel war nur im Geiſte, und wir finden keine Spur, welche die Maler berechtigte anzunehmen, daß die Eltern des Heilandes etwas davon gewußt. Gott hätte ein Wunder thun müſſen, und dieſes dürfen die Künſtler ohne hinlänglichen Grund nicht hinzuſetzen. Sie können dieſen in der That für die Malerey ſchicklichen Gegenſtand beybehalten, wobey ſich viel Ausdruck, Bewunderung und zärtliche Empfindung anbringen läßt; und der dadurch ſehr intereſſant wird. Nur ſcheint es die Richtigkeit und Wahrſcheinlichkeit zu erfordern, Maria und Joſeph aus dem Gemälde zu laſſen.

Sollen dieſe aber ja bleiben, ſo gebe man ihnen wenigſtens Stellungen, daraus der Zuſchauer ſchließen kann, daß ſie keine Augenzeugen der Anbetung der Engel geweſen. Sollte ſich dieſes nicht thun laſſen, ohne die Wahrheit der Geſchichte zu beleidigen? Könnte man zum Exempel Maria nicht bey der Wiege ſitzend und ſchlafend abbilden? Dieß ſtreitet nicht wider die Wahrſcheinlichkeit, und kann alſo angenommen werden.

Sechstes Kapitel.

Die Erscheinung der Engel bey den Hirten.

Nachdem der Evangelist Lukas die Geburt Christi erzählt, setzt er hinzu, daß Hirten in dieser Gegend des Nachts ihr Vieh gehütet, daß plötzlich alles helle um sie geworden, weswegen sie sich sehr gefürchtet; ein Engel sey darauf zu ihnen getreten, und habe ihnen die Geburt des Heilandes verkündiget! alsobald sey bey diesen die Menge der himmlischen Heerscharen gewesen, welche Gott insgesammt gelobet. Die auf diese Erzählung gegründeten Gemälde nennt man die Erscheinung des Engels bey den Hirten, oder auch ein Gloria in excelsis, weil das Loblied der Engel sich anfängt, Ehre sey Gott in der Höhe ꝛc.

Diese Gemälde sind in geringer Anzahl, weil die Maler, ich weiß nicht warum, die Erzählung des Evangelisten verstümmeln, und einen Theil davon mit einer Erzählung, die erst folgt, vermengen, dadurch sind sonderbare Gemälde entstanden, die ich im folgenden Kapitel berühren will. Mich dünkt, die Erscheinung des Engels ist ein gefälliger und zugleich erhabner Gegenstand. Die Scene ist in einem Felde Asiens, wo

die Hirten bey der Nacht ihr Vieh hüten. Ein außerordentliches Licht umgiebt sie, und ein Engel verkündigt ihnen die Geburt des Heilandes, und ein Heer von andern Engeln, stimmt ein Loblied an. Dieß giebt ein interessantes Gemälde.

Die Maler haben den Gegenstand aber frostig behandelt, und in dem Wunder, welches sie vorstellen wollen, Veränderungen gemacht. Ich habe ihnen oft vorgeworfen, daß sie eine Sache übertreiben, hier sind sie unter ihrem Modelle; ihr Genie hat sie verlassen. Teniers hat diesen Gegenstand angenehmer und besser, als andere ausgeführt, aber doch nicht völlig nach der Wahrheit behandelt. Das Wunderbare überrascht den Zuschauer gar nicht, wie in der Erzählung des Evangelisten. Ein mit Strahlen umgebner Engel scheint sich aus den Wolken hervor zu drängen, und steht zwischen ein paar Bäumen, die voll von Obst und Früchten hängen; darinn besteht das ganze Wunder. Unten bemerkt man eine schöne Gruppe von Vieh; und die Hirten sind niederländische Bauern, dergleichen er allemal wählt.

Wir wollen dieß Gemälde genauer untersuchen, und sehen, in wie weit es von der Beschreibung des Lukas abweicht, und was man wahrscheinlicher Weise von diesem Gegenstande muthmaßen

kann. Daraus wird man zugleich auch die Fehler anderer Künstler beurtheilen können.

Es heißt in der Schrift, daß der Engel den Hirten bey der Nacht erschien, die Maler nehmen aber faßt durchgängig, wie Teniers, den Tag an. Der Evangelist setzt zwar hinzu, daß es plötzlich helle geworden, das entschuldigte die Künstler aber nicht. Sie könnten vielmehr durch den finstern Himmel, und die erleuchtete Erde einen trefflichen Kontrast anbringen, der die Maler bewegen sollte, ihn zu nutzen. Lukas sagt, daß der Engel unweit des Orts, wo Christus geboren wurde, erschien, ob dieß übrigens ein mit Hecken oder Mauern umgebner, oder ein freyer Ort war, läßt sich nicht bestimmen. Doch ist die gemeine Meynung, daß die Erscheinung in freyem Felde geschehen, wie sie die Maler auch annehmen. Sie malen insgemein eine angenehme Landschaft dazu.

Diese angenehme Landschaft hat aber zwey Fehler. Man muß sich allemal das Gelobte Land dabey gedenken: jedes Land hat seine besondere Eigenschaften, Bäume und Gewächse. Diese muß der Maler kennen, sonst vermengt er Rom mit Peckin, und Peru mit dem Lande der Juden. In unserm Falle muß die Gegend mit Cedern, Feigen, Wein- und Oelbäumen geziert seyn: vornehmlich

nehmlich darf der Palmbaum nicht fehlen; welcher so häufig im jüdischen Lande wuchs, daß die römischen Kaiser ihn als ein Sinnbild dieser eroberten Provinz auf ihren Münzen wählten. Wie groß ist also der Fehler eines Malers, der unsre Bäume bey einer Verkündigung der Hirten anbringt.

Der zweyte Fehler bey dieser Landschaft ist, daß die Maler den Winter vergessen, den sie doch bey der Geburt Christi oft übertreiben. Es ist wahr, daß Früchte und Blüthen nichts außerordentliches um diese Jahrszeit im Gelobten Lande sind. Der Geschichtschreiber Josephus sagt, daß die Luft um Cäsarea im Winter eben so mäßig ist, als die Hitze im Sommer unerträglich, und daß man um den See Genezareth zehn Monate frische Feigen und Weintrauben, und die übrigen Früchte das ganze Jahr durch hat. Da der Engel auch die Hirten im Felde bey der Nacht antraf, so muß die Luft freylich mäßig gewesen seyn; und eine reizende Landschaft scheint nicht wider die Natur der Sache. Allein die Maler soülten sich nur erinnern, daß sie sich selbst widersprechen, wenn sie zur Erscheinung des Engels bey den Hirten, die reizendste Landschaft mit blühenden Bäumen malen, und bey der Geburt Christi, welches doch einerley Zeitpunkt ist, eine rauhe Ge-

gend, die aller Anmuth des Frühlings beraubt ist, darstellen. Die Natur sollte auf beyden Gemälden denselben Anblick haben.

Der heil. Hieronymus, welcher sich eine Zeitlang zu Bethlehem aufgehalten, schreibt, daß der Engel den Hirten bey dem Thurme Eder, welches eine Heerde heißt, erschienen. Die Reisebeschreiber versichern, daß man eine halbe Meile von Bethlehem auf der Seite nach Jerusalem, eine reizende Ebene antrifft, wo ehemals der Thurm Eder stand, und wo man den Pilgrimmen die Ruinen einer Kirche zeigt, die ehemals den Hirten, welchen der Engel erschienen, gewiedmet gewesen seyn soll. Dieser Thurm war sehr alt, es heißt schon im ersten Buch Moses, daß Jakob, wie er Ephrata verließ, wo ihm seine geliebte Rahel gestorben war, seine Zelter bey dem Thurme Eder aufschlug. Bey demselben zog sich auch Ruben durch die Blutschande des Vaters Fluch zu.

Der Prophet Micha, welcher tausend Jahre später lebte, redet auch von diesem Thurme, und die Ausleger der Schrift glauben, daß Bethlehem darunter verstanden werde. Die Maler könnten also diese Tradition, in Ansehung des Orts, wo der Engel den Hirten erschienen, nutzen, um sie übereinstimmender und richtiger zu machen. Man

muß

muß aber das Wort Thurm recht verstehen. Bey den Juden hatte dieses Wort eine viel weitläuftigere Bedeutung, als bey uns. Man begriff nicht allein die Befestigungswerke darunter, welche von den unsrigen sehr unterschieden waren, sondern auch Schlösser und Palläste, ferner Gebäude, welche aus mehrern Stücken bestunden, als Pachthöfe u. d. gl. Vielleicht war der Thurm der Heerde von der letztern Art. Christus vergißt in dem Gleichnisse von dem Hausvater, der einen Weinberg anlegt, die Wohnung der Winzer, und alles, was dazu gehört, nicht; und dieß Gebäude wird auch ein Thurm genannt.

Eine wichtigere Anmerkung, in Ansehung des Orts, wo der Engel den Hirten erschienen, ist, daß die Juden auch Horden hatten, darinn sie ihre Schaafe einschlossen, wie man aus der Rede des Heilandes schließet: Wer nicht zur Thür in den Schaafstall hineingehet, sondern steiget anderswo hinein, der ist ein Dieb ꝛc. Vielleicht war der Thurm Eder eine solche Schäferey, und die Maler könnten ihre Gemälde darnach einrichten.

Einige haben den Einfall gehabt, daß das Wort Hirte, nicht nach den Worten zu verstehen sey, sondern daß darunter die Schutzengel, welche die Menschen beschützen, gemeinet werden. Diese Meynung hat aber keinen Beyfall gefun-

den, sondern man hält sie für wirkliche Hirten. Wie groß ihre Anzahl gewesen, läßt sich nicht bestimmen; einige stellen zwey, andere drey, viere und mehrere vor. Diese Ungewißheit sollte billig bey geistlichen Gemälden nicht statt finden. Ein altes griechisches Manuscript eines Unbekannten, welches Casaubonus anführt, giebt vier Hirten an, und nennet solche so gar. Nach der alten Tradition waren es nur drey, und die Reisebeschreiber melden, daß obgedachte Kirche, die nunmehr eingegangen, die Kirche der drey Hirten hieß. Wenn die Maler bey dieser Anzahl blieben, so würde sich in ihren Gemälden desto mehr Uebereinstimmung finden.

Die Frage, von was für einem Stande diese Hirten gewesen, ist eben so wichtig, als die vorhergehende. Unter den damaligen Juden, und den heutigen, muß man einen großen Unterschied machen. Sie hatten Landgüter, und die Landwirthschaft war eine ihrer vornehmsten Beschäfftigungen. Josephus redet von einer Stadt, deren Einwohner insgesammt Landwirthe waren, welche sich dem Feinde freywillig ergaben, aus Furcht, er möchte ihre Saaten verwüsten, und die Heerden wegnehmen. In einem Gleichnisse des Heilandes, entschuldigt sich einer, daß er ein Joch Ochsen gekauft, solche versuchen muß, und deswegen

wegen nicht zur Hochzeit kommen kann. Die Juden wußten von unserm großen Unterschiede zwischen dem Adel und den Bauern, nichts; ein jeder bauete sein Land, und hütete seine Heerden.

So beschreibt Fleury die Lebensart der Juden, doch muß man dieß nicht als eine Regel, ohne Ausnahme, festsetzen. Wenn die Juden gleich den Landbau selbst trieben, so hatten sie doch auch ihre Knechte. Abraham hatte Knechte und Freygelassene beyderley Geschlechts. Als die Israeliten Besitz von dem Gelobten Lande genommen hatten, wurde auch der Unterschied der Stände bey ihnen eingeführt. Die Priester, Schriftgelehrten, Kaufleute, Landleute und Handwerker, machten besondere Klassen aus. Endlich entstand auch ein Adel; Josephus bemerkt, daß der Statthalter Florus der erste gewesen, der Männer vom Ritterstande vor seinem Richterstuhle geißeln und kreuzigen lassen, die, wie er hinzusetzt, Juden waren, aber von den Römern mit dieser Würde beschenkt worden.

Dieser Unterschied machte die Sklaven immer gemeiner; sie kommen im neuen Testamente, insonderheit bey den vom Landbaue hergenommenen Gleichnissen, häufig vor. Aus dem Gleichnisse von dem guten Hirten und dem Miethlinge, läßt sich insonderheit schließen, daß die Juden da-

mals, wenn sie auch gleich ihre Landgüter selbst verwalteten, doch die Gewohnheit angenommen hatten, ihre Heerden hüten zu lassen. Wenn man nach dem Josephus *) schließen soll, war das Hüten keine Beschäfftigung, die sehr geehrt wurde. Er erzählt, daß ein gewisser Atrong nach Herodes des Großen Tode, König zu werden gesucht, weil er den Tod nicht fürchtete, groß und stark war, dieses wären aber auch seine ganzen Verdienste gewesen, denn er war übrigens, setzt er hinzu, von so niedriger Abkunft, daß er zuvor nur das Vieh gehütet.

Dieß trug sich einige Monate vor Christi Geburt zu, also hatten die Juden besondere Männer, denen das Hüten des Viehes oblag, und die von schlechter Abkunft, und also nichts besser, als unsere heutigen Hirten waren. Des Nachts vereinigten sie sich, und einige schliefen, während der Zeit, daß die andern wachten. Dieß sind die Begriffe, welche man sich nach der Geschichte von den damaligen Hirten machen muß.

Ueberhaupt giengen die Juden mit ihren Bedienten und Sklaven nicht hart um, wie man auch unter andern aus ein paar Stellen des Gleichnisses von dem verlornen Sohne schließen kann. Einer der ältesten und getreuesten Bedienten hat-

*) Jüdische Alterthümer B. 17. Kap. 10.

te ohne Zweifel die Aufsicht über die andern, und theilte ihnen ihre Speisen aus, welches wir gleichfalls aus den Gleichnissen des Heilandes lernen. Die Juden unterhielten aber ihre Sklaven nicht nur mit Lebensmitteln, sondern auch in Kleidern. Salomon sagt, daß die tugendhafte Frau gute Kleider, aber ihrem Gesinde doppelte Kleider giebt. Die Sklaven mußten sich fast bey allen Nationen den Bart abscheeren: vermuthlich herrschte dieser Gebrauch auch bey den Juden, und die Maler können ihre Figuren aus diesem Stande dadurch charakterisiren.

Ob sie die Hirten, denen die Geburt Christi angekündigt wurde, auf diese Art malen dürfen, das läßt sich schwerlich entscheiden. Weil die Juden aber damals Sklaven und Miethlinge hatten, wodurch sie ihr Vieh hüten ließen; und hier von Wächtern des Nachts die Rede ist, so glaube ich, kann man eher solche Miethlinge als die Eigenthümer des Viehes selbst annehmen. Sie mögen nun aber das eine oder das andere gewesen seyn, so kann man doch glauben, daß keiner prächtige Kleider, sondern solche, die sich für die Zeit und den Ort schickten, getragen. Die Nächte sind im gelobten Lande kühl, es fällt ein starker Thau, wodurch die Hitze gemäßigt wird. Man darf sich die Hirten also weder mit dem bloßen Kopfe, noch

sehr wenig bekleidet, vorstellen. Die Maler nehmen selbst eine große Kälte an, bey der es nicht schicklich ist, die Hirten halb nackend zu malen.

Unter dem Worte Heerde werden hier nicht blos Schaafe verstanden, sondern der Maler kann allerley Arten von Thieren, die man hüten läßt, wählen. Man könnte ihnen aber den Vorwurf machen, daß sie ihr Vieh mit der Haupthandlung nicht gehörig verbinden; indem sie es ungestört weiden lassen. Sollte es bey der plötzlichen Erscheinung, da alles auf einmal helle ward, nicht schüchtern geworden, und eben sowohl, als die Hirten, in Schrecken gerathen seyn? Sie hätten durch eine in Unordnung gerathene Heerde die Handlung in ihrem Gemälde desto wichtiger und lebhafter machen können.

Ich sage hier nichts weiter von den übrigen Engeln, welche das Ehre sey Gott in der Höhe anstimmten, weil die meisten Maler dieß von der Erscheinung des Engels bey den Hirten trennen, und andere Gemälde damit schmücken, wovon im folgenden Kapitel gehandelt wird. Ich bemerke nur noch, daß die Künstler, welche die Erscheinung des Engels vorstellen wollen, den Zeitpunkt zur Haupthandlung ihres Gemäldes wählen sollten, da alle Engel sich vereinigen, um den neugebornen Erlöser zu verherrlichen. Dieser Umstand

stand ist nicht nur weit malerischer als die bloße Erscheinung eines Engels, sondern auch unmittelbar damit verbunden; er verdient also auch nicht aus der Acht gelassen zu werden.

Siebentes Kapitel.

Die Anbetung der Hirten.

Nach der Erscheinung des Engels, heißt es beym Lukas, giengen sie hin, und funden beyde, Maria und Joseph, und das Kind in der Krippe liegend -- -- -- und die Hirten kehrten wieder um, preiseten und lobeten Gott. Die Sache, welche hier erzählt wird, ist von der in dem vorigen Kapitel gänzlich unterschieden. Die eine trug sich im Felde, die andere in Bethlehem selbst zu. Darauf geben aber die wenigsten Maler Acht, sondern verwechseln beyde Handlungen. Sie mengen Engel, Hirten, Joseph und Maria mit dem Kinde unter einander, und verstoßen also wider die Einheit des Orts, der Zeit und der Handlung.

Die Erscheinung des Engels, und das Ehre sey Gott in der Höhe, wovon die Luft erscholl, sind zwey Wunder, welche das dritte bekannt machen. Beyde geschahen bey der Nacht auf dem Felde, und die Hirten waren allein dabey zugegen:

gen: Es ist gar nicht wahrscheinlich, daß sie sich in der Grotte und in Gegenwart Josephs und Maria zugetragen. Lukas sagt ausdrücklich, daß die Hirten erst nach der Erscheinung des Engels nach Bethlehem giengen. Die Maler haben kein Recht, dergleichen Dinge nach Belieben zu verändern.

Als die Hirten in der Grotte ankamen, erzählten sie, was ihnen auf dem Felde begegnet war. Annehmen, daß die Engel bey dieser Erzählung selbst zugegen gewesen, und während der Zeit auch geredet, das heißt aus den Wundern der Schrift, die unverständlichsten Gemälde machen. Die Art, wie sie dieses Wunder abbilden, ist eben so verwerflich als der falsche Ort. Sie verwandeln den Lobgesang; Ehre sey Gott in der Höhe, in ein vollständiges Concert. Die Engel sind reihenweise geordnet, sie sitzen auf einer Reihe von Wolken, und die andere dient ihnen statt der Notengestelle. Der Engel, welcher den Hirten erschien, hat seinen Platz in der Mitte, und führt gleichsam auf. Man sieht allerley Arten alter und neuer Instrumente, jeder Engel hat sein eignes. Dieß liebliche Concert ist noch ein Ueberbleibsel des gothischen Geschmacks unsrer Vorfahren, wohin auch der lange Streifen Papier

gehört, welchen ein Paar Engel halten, und darauf die Worte stehen, welche musicirt werden.

Von diesem Concert sagt die Schrift nichts. Es heißt, sie lobten Gott und sprachen, aber nicht sie sangen. Gesetzt auch, sie hätten die Worte abgesungen, so bleiben die Instrumente doch allemal etwas sehr abgeschmacktes. Solche Erdichtungen sollte billig kein Maler wagen. Warum machen sie die Engel nicht lieber zu Soldaten, denn das Ehre sey Gott ist ein Siegslied, weil der Erlöser den Fürsten dieser Welt überwinden sollte? Heißt es nicht eine Menge der himmlischen Heerscharen? Wenigstens würden sie auf diese Art dem Wortverstande näher kommen, als mit ihren Baßgeigen und Violinen.

Man bilde sich nicht etwa ein, daß die Engel durch ihre schöne Musik die Aufmerksamkeit Josephs, Maria, und der Hirten auf sich ziehen. Diese bekümmern sich gar nicht darum, und machen eine ganz besondre Handlung für sich aus. Die Engel musiciren aber auch wieder für sich, und geben nicht auf das Acht, was unter ihren Füßen vorgeht. Es sind gleichsam Blinde, welche den Tauben vorspielen. Doch was halte ich mich länger bey solchen Kindereyen auf; wir wollen vielmehr sehen, was die Hirten in der Grotte machen, denn dieß soll eigentlich der ein-

zige

zige Gegenstand eines Gemäldes von der Anbetung der Hirten seyn.

Die zu Anfang des Kapitels angeführte Erzählung des Evangelisten hat den Künstlern zu simpel geschienen. Jeder Künstler hat sich die Hirten nach seinen Einfällen gebildet. Bald sieht man Hirten von unedler Figur, mit zerrissenen Kleidern, und die ein elendes Ansehen haben; bald erblickt man den Auftritt eines galanten Pastorals: Alle Hirten sind jung, artig, vergnügt und geputzt, sie bringen dem neugebornen Kinde kleine Geschenke, Blumen, Milch und ein Lamm, einige junge Hirtinnen thun dasselbe, und die artigste unter ihnen giebt eine Turteltaube.

In Ansehung der gar zu schlechten Kleidung der Hirten beziehe ich mich auf das, was im vorigen Kapitel von dem Stande der Hirten gesagt worden. Auch bey Personen von niedriger Abkunft muß der Maler eine gewisse Art von Anstand beobachten. Die geputzten Hirten schicken sich eben so wenig in ein Gemälde von einem so heiligen Gegenstande. Der Engel erschien bey der Nacht im Felde, wo die Hirten ihre Weiber wohl schwerlich bey sich hatten. Und wenn dieß auch wäre, so folgt nicht, daß sie die Männer nach Bethlehem begleiteten. Der Evangelist gedenkt keiner Weiber, und man hat es auch nie

geglaubt.

geglaubt. Eben so wenig sagt er, daß sie dem Heilande allerley Geschenke gemacht.

Die Stellungen, welche die mehresten Maler den Hirten geben, sind eben so sonderbar. Sie knieen mit entblößtem Haupte, falten die Hände und beten den Heiland an. Dieß sieht zwar sehr andächtig aus, ich weiß aber nicht, woher die Maler es nehmen. Es scheint, sie glauben, daß die Hirten den Heiland für einen Gott gehalten. Dieß steht aber nicht in der Bibel, und streitet auch wider die Begriffe der Juden von dem Messias. Sie wußten, daß er aus dem Stamm Juda kommen sollte, stellten sich aber vor, daß er ein weltliches Reich stiften und sein Volk von dem fremden Joche befreyen würde.

Der Engel verkündigt einigen Juden die Geburt des Meßias, sie gehen nach Bethlehem, finden dieß Kind, wie er gesagt hatte, in Windeln und in einer Krippe. Sie erstaunen, freuen sich, preisen Gott, erzählen das Wunder, was sie gehört und gesehen, allen, die sie antreffen. Hier ist von gar keinem Anbeten die Rede. Die Neubegierde trieb sie hin: die Maler dürfen ihnen also keine Empfindungen beylegen, die sie nicht hatten, und die ihnen die Schrift auch nicht beylegt.

Wenn das Anbeten der Hirten zu tadeln ist, so ist es auch wohl mit eben dem Rechte die Stellung, wenn Maria und Joseph dabey knieend abgebildet werden. Ich habe solche schon bey den Gemälden von der Geburt Christi getadelt. Maria war in der Grotte, als die Hirten den Heiland an den ihnen vom Engel gegebenen Kennzeichen erkannten. Maria behielte, heißt es, alle diese Worte, und bewegte sie in ihrem Herzen. Hier steht nichts von Knieen und Anbeten. Man sollte vielmehr daraus schließen, daß Gott der Maria das göttliche Wesen des Kindes Jesu nicht geoffenbaret, oder daß sie solches als ein Geheimniß bey sich behalten.

Auf einigen Gemälden, wo Maria nicht knieet, hebt sie ein Tuch von dem Kinde Jesu auf, und zeigt ihnen dasselbe ganz nackend. Ich möchte wohl wissen, was die Maler mit diesem Einfall sagen wollen? Es läuft wider allen Wohlstand und wider die Sittsamkeit der Maria. Welche Mutter wird so unvernünftig seyn, und ihr Kind fremden Personen nackend zeigen, zu geschweigen Maria, deren Schamhaftigkeit besonders gerühmt wird? Der Engel hatte die Windeln als ein Kennzeichen angegeben, warum wollen die Maler solche dem Kinde nehmen?

Etliche Maler legen das Kind auf Stroh *) an der Erde, andere geben es der Maria auf den Schooß: ohne sich darum zu bekümmern, daß es wider die Bibel streitet, und daß die Hirten es daran erkennen sollten, daß es in Windeln in der Krippe liegen würde. So getreu kopiret man die Geschichte. Wollte man die Maler damit entschuldigen, daß die Hirten es bereits erkannt hatten, als Maria es entblösset; so lassen sie doch das Charakteristische weg, welches die Haupthandlung des Gemäldes ausmacht, nämlich den Augenblick, da die Hirten den Heiland an den ihnen gegebnen Merkzeichen erkennen.

Der Engel erschien den Hirten in der Nacht; die Schrift sagt, sie machten sich eilends auf den Weg,

*) Die Maler handeln wider das Kostum, wenn sie Stroh anbringen, es mag nun dem Heilande zum Lager, oder dem Viehe in den Rauffen zum Futter dienen. Man drischt im Gelobten Lande nicht mit Flegeln, so, daß das Stroh unbeschädigt bleibt, sondern läßt durch Ochsen eine große schwere Tafel, darinn Steine und Stückgen Eisen befestigt sind, über die Aehren und das Stroh hin und herziehen, wodurch das Stroh zerrissen, und die Körner zugleich herausgebracht werden. Man sehe den Pater Naud in seiner neuen Reise ins Gelobte Land. Diese Gewohnheit ist sehr alt, sie kommt bereits in den Büchern Moses vor. Christus redet davon in einem Gleichnisse, und sie hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Weg, nach Bethlehem; nun waren sie nicht weit von der Stadt entfernt, folglich wird es sehr wahrscheinlich, daß sie bey der Nacht, oder mit Anbruch des Tages ankamen. Diesen Umstand lassen die Maler auch aus der Acht. Einige nehmen das Wunder wieder an, dessen bey der Geburt Christi erwehnt worden, und geben dem Körper des Kindes einen hellen Schein, der alles erleuchtet; andre wählen das gemeine Tageslicht, welches sich für eine Grotte, wie die zu Bethlehem war, nicht wohl schickt, zu geschweigen, daß der Tag viel später in selbige dringt, und man also gar wohl glauben kann, daß es noch nicht Tag darin gewesen, als die Hirten in solche gekommen.

Die meisten dieser Fehler hätten die Maler gewiß vermeiden können, wenn sie anstatt ihre Vorgänger gleichsam zu kopiren, selbst die Bibel gelesen, und darüber nachgedacht hätten. Ich stelle mir hinten in einer Grotte ein Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegend vor; es brennt eine Lampe darin, und drey Männer, deren Stand man ohngefähr aus ihren Kleidern beurtheilen kann, kommen eiligst und halb außer Athem hinein. Sie betrachten das Kind mit Erstaunen, sie reden mit einer Art von Begeisterung. Ein Mann steht und hört ihnen mit Vergnügen

zu;

zu; und eine junge Frau sitzt und heftet voll Gedanken ihre Augen auf das Kind ꝛc.

Ein solches Gemälde entwerfe ich mir, wenn ich die Erzählung des Evangelisten lese. Vielleicht kann man den Gegenstand auch noch auf eine weit interessantere Art ausführen; ohne daß man weder ein Concert von Engeln, noch Hirten, welche das Kind beschenken, noch Maria und Joseph den Heiland anbeten siehet. Dergleichen Erdichtungen machen uns nur bey der Nachwelt lächerlich.

Achtes Kapitel.

Der Abschied der Hirten.

Wir haben erinnert, daß manche Maler den Ort der Geburt Christi als eine alte den Einsturz drohende und durchlöcherte Hütte vorstellen, die zu nichts weniger als zu einem Wochenbette tüchtig ist. Würden die Hirten, wenn sich dieses so verhielte, nicht über ein so barbarisches Verfahren der Einwohner von Bethlehem geschrieen, und Maria einen bessern Ort und mehrere Bequemlichkeiten zu verschaffen gesucht haben? Davon sagt aber der Evangelist nichts; sie preiseten vielmehr Gott auf dem Rückwege. Daraus ziehe ich die Folge, daß die Abbildung

der Maler keinesweges mit der Schrift übereinstimmen.

Uebrigens giebt der Abschied der Hirten keinen Gegenstand an die Hand, welcher durch den Pinsel ausgeführt zu werden verdiente. Wir wollen uns aber bey der Erzählung, welche die Hirten von den Wundern machten, die sie gehört und gesehen, einen Augenblick aufhalten. Die Hirten theilten den Eltern des Heilandes ohne Zweifel die Nachricht von dem ihnen erschienenen Engel mit. Maria war insonderheit auf alles, was vorgieng, sehr aufmerksam. Es läuft auch nicht wider die heilige Schrift, daß bey der Erzählung der Hirten einige Fremde in der Höhle zugegen gewesen, und die Maler begehen in diesem Stücke keine Fehler.

Nachdem die Hirten wieder bey ihre Heerden zurückgekommen waren, erzählten sie die wunderbaren Begebenheiten allen, die es nur hören wollten. Dieß ist nicht nur der menschlichen Natur gemäß, sondern wird auch um desto wahrscheinlicher, weil der Engel ihnen kein Stillschweigen aufgelegt hatte. Sie erzählten es also einer Menge von ihren Verwandten, Freunden und Nachbarn, daher ein Maler, der dieses in ein Gemälde bringet, wohlthut, nichts als Landleute anzunehmen. Die Scene ist nicht weit von dem

Thurm

Thurm Eber, auf der Ebne weidet eine Menge Vieh, und drey Hirten, aus deren Zügen man Vergnügen liest, erzählen ihre Begebenheit mit Affect. Sie sind mit vielen Personen von allerley Alter und Geschlecht umringt, welche begierig und voll Verwunderung zuhören.

Daß dieses Wunder sich aber gleich außer der Gegend verbreitet, und den Priestern zu Ohren gekommen, und daß diese nach Bethlehem schickten, um sich nach der Beschaffenheit der Sache zu erkundigen, davon haben wir keine glaubwürdigen Nachrichten. Dahin gehören auch viele andere vorgebliche Wunder, welche sich bey der Geburt Jesu zugetragen haben sollen, als der Einsturz des Friedenstempels zu Rom, die Erscheinung dreyer Sonnen in Spanien, und was dergleichen mehr ist, das die Maler aus ihren Gemälden verbannen müssen.

Boucher nimmt zwar keine solche Fabeln an, er gedenkt sich aber eine Episode, die nicht viel besser ist. Verschiedene Weiber nebst ihren Kindern beten das Kind Jesus gleich nach der Geburt an, und beschenken es mit einer Turteltaube, mit einem Hahn von prächtigen Federn u. s. w. Die Ausführung gefällt als etwas angenehmes, ist aber auf nichts in der Wahrheit gegründet. Ein Beweis, daß man oft das nützliche und wah-

re aus der Acht läßt, wenn man das angenehme zu sehr sucht.

Neuntes Kapitel.

Die Beschneidung des Kindes Jesus.

Nach meinem Plane muß ich auch über diesen Gegenstand einige Anmerkungen machen. Die erste betrifft die Göttlichkeit des Erlösers. Bisher haben wir gesehen, daß die Maler auf solche beständig ihr Augenmerk gerichtet, indem bald Maria und Joseph, bald die Hirten das Kind anbeten: in den Gemälden von der Beschneidung vergessen sie solches auf einmal, und man kann den Heiland von jedem andern Kinde nicht im geringsten unterscheiden. Die Schrift sagt zwar nicht, daß diejenigen, welche den Heiland beschnitten, um das Geheimniß gewußt, aber sie sagt eben so wenig, daß Maria, Joseph und die Hirten Nachricht davon gehabt, und deswegen das Kind angebetet haben. Da die Künstler das letztere annehmen, warum nicht auch das erste? Hier ist also keine Uebereinstimmung.

Ferner bemerke ich, daß sich die Maler die Beschneidung unrichtig vorstellen. Sie glauben, daß die Beschneidung ein Sakrament wie bey uns die Taufe gewesen, und daß solche durch Prie-

ster verrichtet worden. Sie bringen daher Tempel, Altar, Priester, Rauchgefäße, und alles was den Begriff einer sakramentlichen Handlung erwecken kann, in ihre Gemälde. Die Priester hatten gar nicht damit zu thun; die Beschneidung ist auch viel älter als der ordentlich eingerichtete Gottesdienst der Juden. Gott befahl solche dem Abraham, sie unterblieb aber eine Zeitlang, bis Josua solche wieder ordentlich einführte. Seit der Zeit scheint sie beständig beybehalten zu seyn, jedoch so, daß die Priester niemals etwas damit zu schaffen hatten.

Man sollte beynahe schließen, daß man zur Zeit, wovon wir handeln, die Ursache, warum die Beschneidung eingeführt worden, vergessen. Philo, der gelehrte Jude aus Alexandrien führt für diejenigen, welche sich über die Beschneidung der Juden aufhielten, als einen Grund an, daß man dadurch eine gewisse Krankheit abhalte, der die Unbeschnittenen unterworfen waren, und daß dadurch die Bevölkerung befördert werde. Man hielt die Beschneidung also für keine geistliche Handlung, wie die Maler sich vorstellen.

Die meisten von ihnen nehmen an, daß Christus im Tempel zu Jerusalem beschnitten worden; sie sind unter sich aber nicht einig, in welchem Theile desselben es geschehen. Einige malen einen Tem-

pel von ihrer Erfindung dazu, andere wählen den Ort, wo der Leuchter stund, und noch andere, das Allerheiligste. Ja ich habe sogar eine Zeichnung von einem neuen Meister gesehen, wo die Bundeslade und der Leuchter zusammen stehen, welches vollends ein grober Fehler ist, weil man das Heilige mit dem Allerheiligsten vermengt, und die Bundeslade damals längst verloren war. Wir haben oben gesehen, daß der Hoheprieſter jährlich nur einmal in das Allerheiligste gieng, und daß bloß die Priester in das Heilige gehen durften, folglich fehlen die Maler allemal. Dieß ist noch nicht genug, sie lassen die Ceremonie durch den Hohenpriester, und zwar in Gegenwart der Aeltern, und einer großen Menge Zuschauer beyderley Geschlechts verrichten.

Julius Romanus macht eine reiche Zusammensetzung von diesem Gegenstande. Das innere des Tempels ist besonders prächtig. Auf dem Vorgrunde steht der Hoheprieſter in feyerlicher Kleidung vor einem runden Altare, und verrichtet die Beschneidung, indem Maria das Kind hält. In einiger Entfernung stützt Joseph sich auf seinen Stab. Den übrigen Raum nimmt eine Menge Zuschauer ein. Eine Beschneidung von dem Hohenpriester, in Gegenwart der Mutter, und vieler Personen beyderley Geschlechts, ist ein seltsames

sames Gemische von Irrthümern und Widersprüchen.

Die Priester hatten überhaupt nichts, und noch viel weniger der Hoheprieſter etwas damit zu thun. Wäre das letzte gewesen, so würden die Evangelisten einen so merkwürdigen Umstand nicht verschwiegen haben. Julius Romanus und seine Nachfolger fehlen auch, wenn sie Personen beyderley Geschlechts an einem Orte des Tempels anbringen, wo bloß die Priester hinkommen durften: überdieses hatte jedes Geschlecht seinen angewiesenen Platz im Tempel. Ein noch ärgerer Fehler ist es, daß Maria sich unter den übrigen Weibern befindet. Wissen sie denn nicht, daß sie als eine Jüdin, sechs Wochen lang unrein war, und vor ihrer Reinigung nicht in den Tempel kommen durfte? Feyern wir nicht jährlich ihre Reinigung? Sie konnte also acht Tage nach der Niederkunft nicht im Tempel seyn.

Mignard hat diese Fehler zum Theil eingesehen, die Beschneidung geht bey ihm in einer Synagoge vor sich. Diese scheint nach der heutiges Tages bey den Juden üblichen Art eingerichtet zu seyn. Im Hintergrunde sieht man einen großen Schrank, und in der Mitten zwo Rollen von Pergamen, darauf das Gesetz geschrieben ist. Zur Seite bemerkt man eine Krone, und dieß Attri-

but zeigt an, daß dieses die Synagoge von Bethlehem ist, daraus der König David, aus dessen Blut Christus stammte, gebürtig war. Unter den Figuren unterscheidet man vornehmlich zweene Männer, deren Kleidung einen Privatstand anzeigt. Der eine steht, und hält das Kind auf einem Tische, darauf eine Decke liegt, der andere sitzt und will das Kind beschneiden.

Dieses Stück verräth einen erstaunlichen Widerspruch der Maler unter einander. Auf einigen Gemälden wird Christus im Tempel, und so gar im Allerheiligsten beschnitten: Hier geschieht es in einer Synagoge zu Bethlehem. Dort hält die Maria das Kind, und der Hoheprieſter verrichtet das Amt, hier sind es zwey gemeine Juden. Wir wollen suchen den Malern bey einer solchen Verwirrung einiges Licht zu geben.

Maria und Joseph waren von Nazareth nach Bethlehem der Schätzung halben gereiset, am letztern Orte kam Maria nieder, und nach acht Tagen wurde das Kind beschnitten. Es ist zwar nicht ganz unwahrscheinlich, da Maria ohne alle Schmerzen entbunden worden, und ihr Kind selbst stillte, daß sie sich gleich nach der Entbindung wieder auf den Weg gemacht, und also nicht mehr in Bethlehem war. Warum sollte sie aber nicht weiter als Jerusalem gekommen seyn, da beyde

Orte

Orte nicht über anderthalbe Meilen von einander liegen, und da ihre häuslichen Geschäffte ihre baldige Zurückkunft nach Nazareth erforderten?

Allein so wahrscheinlich dieses scheint, so streitet es doch wider die Schrift, und gegen die allgemein angenommene Meynung. Man glaubt nämlich, daß Christus nicht lange zuvor beschnitten war, ehe die drey Weisen ihn anbeteten, und diese kamen zu ihm nach Bethlehem; folglich läuft die geschwinde Rückreise der Maria nach Nazareth, wider alle Wahrscheinlichkeit. Eben so wenig ist es glaublich, daß sie deswegen ausdrücklich nach Jerusalem gereiset, da kein Gesetz erforderte, die Kinder zur Beschneidung nach dem Tempel zu bringen. Aus allen diesen Ursachen folget, daß man die Beschneidung nirgends anders, als in Bethlehem annehmen muß, womit auch alle Schriftsteller und Ueberlieferungen aus den ältesten Zeiten übereinstimmen.

Es fragt sich nunmehr, wo die Handlung in Bethlehem vor sich gieng, ob an einem öffentlichen oder Privatorte? Die Juden hatten nur einen einzigen Tempel zu Jerusalem, folglich fehlen Julius Romanus und alle seine Nachfolger, wenn sie einen Tempel malen. Es fragt sich ferner, ob damals schon eine Synagoge zu Bethlehem war? Mit Gewißheit kann man es nicht verneinen,

neinen, ob gleich die Juden sehr lange ohne solche gelebet; und vermuthlich viele Jahrhunderte lang keine öffentlichen Oerter hatten, wo sie ihre Gebete verrichteten. Nach der Erbauung des Tempels reisten sie bey großen Festen nach Jerusalem, und brachten ihre Opfer daselbst, sonst beteten sie in ihren Häusern. Sie wußten nichts von kleinen Tempeln und Priestern, welche darinn den Dienst verrichteten. Jeder Hausvater war gleichsam der Priester seines Hauses. Er stieg mit seinen Kindern und Gesinde täglich auf das platte Dach; und sie verrichteten ihr Gebet stehend, mit aufgehabnen Händen, und mit dem Gesichte gegen Jerusalem gekehret.

Diese Gewohnheit erhielte sich lange bey den Israeliten. Insgemein nimmt man an, daß die Synagogen unter der Herrschaft der Makkabäer entstanden. Es scheint daß sie sich in kurzer Zeit sehr vermehrten. Die meisten Städte in Gallilea hatten eine, wie wir aus der heil. Schrift lernen: und vermuthlich waren sie im jüdischen Lande ebenfalls, und auch eine in Bethlehem. Wenn gleich der Prophet Micha uns Bethlehem als eine kleine Stadt beschreibt, so folgt deswegen nicht, daß sie keine Synagoge gehabt. Wir wollen inzwischen eine annehmen, und sehen, ob Mignard Recht hat, die Beschneidung in derselben zu ma-

len.

len. Nach den heutigen Gebräuchen ist es wahrscheinlich, wenigstens versichert Leo von Modena, daß es in den Synagogen geschieht. Aber laßt uns untersuchen, ob es in den alten Zeiten auch üblich gewesen?

Die Ursache, warum diese öffentlichen Oerter angelegt wurden, ist schon wider den Mignard. Ihr erster Endzweck war, das Gesetz darinn zu lesen und zu erklären. Dieß geschahe insonderheit am Sabbath, wie aus dem neuen Testamente erhellet, wo wir finden, daß Christus am Sabbath das Gesetz in den Synagogen erklärt. Diese Schulen stunden damals unter einer gewissen Anzahl von Lehrern, deren Anzahl nach Proportion der Stadt größer oder kleiner war. Gegen die Heucheley und spitzfündigen Auslegungen dieser Schriftgelehrten, predigte Christus beständig, daher sie ihm so sehr nachstellten. Diese Lehrer hatten aber nichts mit der Beschneidung zu thun.

Die jüdischen Gebräuche sind gleichfalls wider Mignard. Aus dem alten und neuen Testamente kann man nicht anders urtheilen, als daß das Beschneiden allemal im Hause der Aeltern, und in Gegenwart der Familie geschehen. Zacharias war ein frommer Mann, der gewiß nach den Gesetzen lebte, er ließ gleichwohl den Johannes in seinem Hause beschneiden. Wenn also Bethlehem auch

eine

eine Synagoge gehabt hat, so ist Christus doch nicht in derselben beschnitten worden.

Da die Beschneidung also an keinem öffentlichen Orte geschehen; so entsteht hierbey die Frage, ob man die Grotte oder ein besonderes Zimmer dazu gewählt. Mir scheint das erste am wahrscheinlichsten. Man kann nichts dagegen einwenden, als daß sie nicht bequem genug dazu gewesen. Dieß fällt aber weg, wenn man erwegt, daß sie keine solche, dem Einsturze drohende Hütte, sondern zur Bequemlichkeit der Maria, mit allem versehen war, daß sie sich die ganze Zeit darinn aufhalten konnte. Es ist auch überhaupt schicklicher, wenn man annimmt, daß Christus an dem Orte seiner Geburt, auch beschnitten worden. Die Maler thun also am besten, wenn sie sich künftig in diesem Stücke vereinigen, und dabey bleiben.

Da also der Ort bestimmt ist, so wollen wir noch auf die Person sehen, welche dieß Amt verrichtet. Ich habe schon gesagt, daß man keinen Priester dazu nahm. Wir finden keine deutlichen Spuren in der Schrift, wer die Ceremonie verrichten müssen, und was für Gebräuche dabey beobachtet worden. Gott zeigte dem Abraham nur den Tag an, gab aber keine weitere Vorschrift dabey. Im Mosaischen Gesetze wird auch nichts

weiter

weiter und genauer bestimmt. Wir wollen suchen solche aus den Exempeln, die in der heiligen Schrift vorkommen, und aus den heutigen jüdischen Gebräuchen, genauer zu bestimmen.

Einige nehmen gar an, Maria habe die Beschneidung selbst verrichtet, sie führen das Beyspiel der Frau des Moses an, welche es gleichfalls an ihrem Sohne gethan. Allein dieser Fall, und etliche andere, sind Ausnahmen von der Regel, vermöge welcher, die Männer allein dazu bestimmt waren. Bey dem Sohne Moses war Gefahr vorhanden, es kam auf sein Leben an, man konnte es also der Mutter nicht verdenken, wenn sie das Gesetz überschritt. In diesem Falle war Maria nicht, sie hatte die Freyheit, sich nach dem Gesetze und den üblichen Gebräuchen zu richten.

Kein Maler hat, so viel ich weiß, Maria in dieser Verrichtung vorgestellt, sondern die meisten lassen ihr das Kind dabey halten, welches mir sehr unanständig scheint, und auch den jüdischen Gebräuchen ganz entgegen läuft. Einige Gelehrte glauben, Joseph habe die Beschneidung selbst verrichtet, so wie Abraham seinen Sohn Isaak beschnitten. Allein zu geschweigen, daß hierzu einige Geschicklichkeit erfordert wird, die nicht ein jeder, und am wenigsten ein Handwerker, wie Joseph hatte, so war es auch bey den Juden üb-

lich.

lich, gewisse erfahrne Männer dazu zu nehmen, wie noch heutiges Tages geschieht. Man nennt solche Mohels.

Die Künstler lassen die Beschneidung nun zwar nicht durch den Joseph verrichten, sie machen aber einen Hohenpriester daraus, welches ein noch gröberer Fehler ist, wie bereits erinnert worden. Derjenige, welcher beschneidet, muß das Blut aus der Wunde saugen, damit solche desto geschwinder wieder zuheilet, in dieser Verrichtung hat Carl Maratti den Joseph vorgestellt. Er hat solches zwar so wenig unanständig gemalt, als möglich ist, aber es bleibt allemal tadelnswürdig.

Nach einigen war das Messer, mit welchem man die Beschneidung verrichtete, von Stein, nach andern von Eisen. Beyde haben nicht unrecht, allein wenn ersteres auch gleich zuweilen geschahe, so sind doch die eisernen Messer von undenklichen Zeiten am meisten dazu gebraucht worden; die Maler thun also am besten, ein solches zu wählen.

Doch ich wende mich zu einem wichtigern Umstande, nämlich, ob Joseph und Maria auf einem Gemälde, von der Beschneidung, erscheinen dürfen? Joseph muß allerdings dabey seyn, weil es in der Schrift heißt, daß er dem Kinde zugleich den Namen Jesus gegeben, wie ihm der Engel befoh-

befohlen hatte. In Ansehung der Maria läßt es sich so genau nicht bestimmen. Insgemein entfernten sich alle Weiber, und wir können dieses um so mehr wegen der Keuschheit der Maria, und weil sie noch eine Jungfrau war, behaupten. Soll sie ja gegenwärtig seyn, so entferne man sie von der Haupthandlung, gebe ihr eine ihrem Charakter angemessene Stellung, und lasse sie während der Zeit, z. E. mit in die Höhe geschlagenen Augen, ein Gebet zum Himmel verrichten.

Es ist schon gesagt worden, daß Maria das Kind nicht halten darf: ich erinnere nur noch, daß die Juden bey dieser Feyerlichkeit gleichsam einen Pathen bitten; dieser hält das Kind während der Ceremonie, und muß dabey sitzen. Sie haben auch weibliche Pathen, diese bringen das Kind nach dem Orte, wo die Beschneidung vor sich gehen soll, übergeben es dem männlichen Pathen, und nehmen es ihm nachgehends auch wieder ab. Mignard hat in dem angezogenen Gemälde, diese beyden Personen angebracht, und wie mich dünkt mit Recht. Es giebt gewisse Gebräuche, die von jeher bey einer Nation heilig gewesen sind; vermuthlich haben sich bey den Juden die Gebräuche der Beschneidung vom Vater auf den Sohn fortgepflanzt, und man kann also die heutigen in ein Gemälde bringen.

In des Mignard Gemälde steht der Pathe vor einem Tische, und hält das Kind. Der die Beschneidung verrichtet, sitzt; auf seiner Seite steht ein lediger Stuhl; etwas weiter bemerkt man einen jungen Menschen, der mit einem Knie kniet, eine Fackel hält, und zugleich was zur Beschneidung nöthig ist, in einer Schüssel überreicht. Ein paar andere Figuren scheinen aus einem aufgeschlagenen Buche etwas herzulesen. Auf der Seite faltet Maria die Hände und betet. Die Pathinn steht an der Thüre und giebt Acht, was vorgeht. Wenn man den Ort der Handlung ausnimmt, so ist dieß eines der richtigsten Gemälde über diesen Gegenstand, ob es gleich noch verschiedene Mängel hat.

Leo von Modena berichtet uns, daß die Juden bey der Beschneidung allemal zweene Stühle hinsetzen, den einen für den Propheten Elias, welcher ihrer Einbildung nach allen Beschneidungen beywohnt, und den andern für den Pathen. Man hat auch zwey Gefäße dabey, deren eines mit Wein angefüllet ist, und das andere das zur Ceremonie benöthigte enthält. Die Eingeladenen finden sich zur gesetzten Stunde ein, und singen Lieder bis die Pathinn das Kind bringt. Der Pathe nimmt es ihr an der Thüre ab, weil keine

Weibsperson dabey seyn darf. Die Anwesenden sagen insgesammt Baruch abu, sey willkommen.

Der Pathe setzt sich, und nimmt das Kind auf den Schooß. Der Mohel kniet auf einem Knie nieder, nimmt dem Kinde die Windeln ab, und ergreift das Messer mit den Worten: Gelobet sey Gott, der die Beschneidung eingesetzt hat. Zu gleicher Zeit vollzieht er solche, und der Vater verrichtet indessen ein Dankgebet, daß Gott ihm einen Erben seines Namens geschenkt hat. Darauf wünschen ihm die Anwesenden Glück, und seinem Kinde vielen Seegen. Der Mohel läßt ein paar Tropfen Blut aus der Wunde in das Gefäße mit Wein fallen, legt die Windel des Kindes wieder in Ordnung, und die ganze Ceremonie endigt sich mit der Namengebung des Kindes.

Zehntes Kapitel.

Der Name Jesus.

Die Maler haben den Namen Jesus bisher auf eine sehr simple Art vorgestellt. Das Monogramm besteht aus drey Buchstaben, und über dem mittelsten bemerkt man ein Kreuz, auf diese Art

†
IHS.

Es ist gemeiniglich mit Strahlen umgeben: wozu die Maler verschiedene Gruppen von Engeln

setzen, welches zusammen eine sogenannte Glorie ausmacht.

Man glaubt, daß der heil. Bernhardin, der ein eifriger Verehrer des Namens Jesus war, zuerst Anlaß zu dieser oder einer ähnlichen Erfindung gegeben. Ich halte obiges Monogramm aber für älter, und glaube, daß es sich von den Griechen herschreibt. Denn die Charaktere sind, wenn man das S in ein griechisches Σ verwandelt, ganz Griechisch, und zeigen die erste Hälfte des Namens Jesus an. Ueberdieses bezeichnen die Griechen seit undenklichen Zeiten ihr geheiligtes Brod auf diese Art.

Der Verfasser des Lebens vom heil. Bernhardin erzählt, daß solcher den Namen Jesus mit Strahlen auf ein Papier malen lassen, und unter seinem Habite getragen, um ihn während der Predigt den Zuhörern zu zeigen, und sie von der Größe dieses Namens zu unterhalten. Der gemeine Mann, der eine Sache insgemein zu weit treibt, verlangte Kopien davon, und legte ihnen gar bald eine wunderthätige Kraft bey. Dieß gieng so weit, daß Pabst Martin der Fünfte dem Bernhardin verbot, von diesem Papier nicht weiter Gebrauch zu machen. Es verstrichen hundert Jahre, ehe man wieder daran gedachte. Endlich baten sich die Minoriten, als Nachfolger des gedachten

dachten Heiligen, vom Pabste die Erlaubniß aus, in ihrem Orden das Fest des Namens Jesus zu feyern, welches ihnen Clemens der Siebente im Jahre 1550 auch erlaubte.

Meine Absicht ist hier nicht, zu tadeln, daß manche dieses Monogramm in den Kirchen anbringen, oder daß eine ganze aus vielen Reichen nunmehr verbannte Gesellschaft es zu ihrer Devise gewählt, ich bemerke nur, daß man zu sehr bey diesen Buchstaben stehen geblieben, und nicht darauf gefallen ist, die Handlung selbst, da man dem neugebornen Heilande einen Namen beylegt, vorzustellen. Es ist sonderbar, daß man diesen Gegenstand nicht lieber gewählt, als die Beschneidung, da doch verschiedene Gründe die Künstler dazu bewegen sollten.

Matthäus erwähnt der Beschneidung nicht einmal, sondern bloß der Namengebung, und Lukas zeigt letztere vorzüglich an, indem er hinzusetzt, daß das Kind nach der Vorschrift des Engels, Jesus genannt wurde. Die Eltern vollstreckten bloß den göttlichen Befehl, sonst war dieß kein bey den Juden gebräuchlicher Name, und keine von den Vorfahren des Josephs und der Maria, hatten ihn geführt. Die Beschneidung eines Kindes ist überdieses kein erbaulicher Gegenstand, hingegen ist die Namengebung weit gefälliger und an-

ständiger. Alle diese Umstände sollten den Maler bewegen, die letztere der erstern vorzuziehen. Wir wollen den Künstlern einiges Licht für diesen Gegenstand geben.

Die Namengebung folgte gleich unmittelbar nach der Beschneidung. So halten es die heutigen Juden, und so verfuhren sie aller Wahrscheinlichkeit nach auch damals. Hieraus folgt einmal, daß Christus seinen Namen auch in der Grotte empfieng, und daß sich bey der letztern Ceremonie dieselben Personen befanden, welche bey der erstern waren. Folglich darf Joseph, der Pathe, und der Mohel, wie auch die beyden im vorigen Kapitel erwähnten Stühle und Gefäße nicht wegbleiben. Das letztere sind Nebendinge, die der Maler aber nicht aus der Acht lassen muß.

Vermuthlich sind die Worte des Matthäus nicht so ganz eigentlich zu verstehen, wenn er sagt: Joseph nannte das Kind. Er gab dem Mohel nur seine Gesinnung zu erkennen, dieser aber verrichtete die eigentliche Ceremonie, wie es noch bey den Juden üblich ist. Dieß wird auch aus der Namengebung des Johannes wahrscheinlich. Weil Zacharias stumm war, so zeigte seine Frau den Namen an, weil solcher aber den Anwesenden, und dem Mohel, sehr fremde und ungewöhnlich vorkam, so wandten sie sich an den Vater, und

verrichteten die Ceremonie nicht eher, als bis sie dessen Willen erfahren hatten.

Bey der Namengebung verfährt man folgender Gestalt: Der Mohel, und der das Kind hält, stehen auf, man bringt das Gefäß mit Wein, darein man ein paar Tropfen von dem Blute des beschnittenen Kindes fallen lassen. Der Mohel spricht den Seegen über das Gefäß und über das Kind, und nennt es zugleich. Darauf tunkt er die Finger in den Wein, und sagt die Worte aus dem Ezechiel dazu: Zu dir sprach ich, da du so in deinem Blute lagest, du sollst leben. Er bestreicht die Lippen des Kindes damit: und fängt nebst den Anwesenden an, den 128 Psalm zu singen: Wohl dem, der den Herrn fürchtet. Nach Endigung desselben, giebt der Pathe das Kind der Pathin zurück, diese bringt es der Mutter: jedermann wünscht dem Vater Glück, und geht zu Hause.

Mich dünkt, ein Gemälde, darinn eine geschickte Hand diese Gebräuche auf die Namengebung des Heilandes anwendete, würde unsern Kirchen nicht zur Unzierde gereichen. Das simple Monogramm, dessen man sich seit langer Zeit bedient, hat zwar seinen Werth: aber der Gegenstand, den ich vorschlage, ist weit interessanter, und stellt eine ganze Handlung dar.

Eilftes Kapitel.

Die Zählung der Juden.

Bisher haben wir uns bey dem aufgehalten, was bey der Geburt Christi, und kurz darauf vorgieng: wir wollen etwas wieder zurück gehen, und untersuchen, was zur Reise von Joseph und Maria Gelegenheit gegeben hatte. Sie giengen auf kaiserlichen Befehl nach Bethlehem, weil August alle Einwohner des römischen Gebiets zählen ließ. Lukas sagt zwar nicht ausdrücklich, daß sie sich einschreiben lassen, weil er zu sehr mit der Erzählung der Geburt des Heilandes beschäfftigt ist. Da dieß aber der Zweck ihrer Reise war, so ist gar nicht daran zu zweifeln.

In der ersten Kirche haben einige Schriftsteller, unter andern der heil. Justin, dieß als einen Grund, wider die Heiden, welche die Geburt des Meßias in Zweifel zogen, angegeben. Sie berufen sich auf das in Rom befindliche Register, wo Joseph und Maria als Abkömmlinge des Stammes Juda durch den König David angegeben waren, um sie dadurch von der Wahrheit dessen, was die Evangelisten sagen, zu überzeugen. Es kommt also nur darauf an, wann und wie solches geschehen.

In Ansehung des ersten Punkts ist es möglich, daß Joseph und Maria sich vor der Geburt des Heilandes aufzeichnen lassen, da sie sich einige Zeit vor der Niederkunft in Bethlehem aufhielten, aber auch eben so möglich, daß es in den acht Tagen vor der Beschneidung geschehen. Das letztere scheint mir wahrscheinlicher; man ließ Christum zugleich mit aufschreiben, damit man künftig seine Abkunft vom Stamme David, aus dem der Messias kommen sollte, nicht in Zweifel ziehen möchte. Ich würde sogar annehmen, daß es nach der Beschneidung geschehen, weil Maria vermuthlich selbst bey der Aufschreibung zugegen seyn mußte, dieses aber nicht wohl angieng, weil eine Wöchnerinn bey den Juden in den ersten acht Tagen, als sehr unrein angesehen, und von der menschlichen Gesellschaft gleichsam ausgeschlossen wurde.

Laßt uns nunmehr untersuchen, wie dieses Einschreiben geschahe. Nach dem Tertullian verrichtete Sentius Saturninus diese Handlung, den auch Josephus als Statthalter in Syrien angiebt, und sagt, daß ihm Quintus Varus ein Jahr vor Herodes Tode gefolgt sey. Er ist aber der einzige, der ihn so nennt, denn in der Bibel heißt es, der Landpfleger Cyrinus. Der Name kann dem Künstler gleichgültig seyn. Genug Syrien war eine römische Provinz, und die Statthalter wur-

den aus den vornehmsten Officiers gewählt; sie hatten ein zahlreiches Gefolge, und waren beständig mit den Merkmalen ihrer Würde umgeben. Dieß ist etwas, das den Maler angeht.

Vermuthlich schickte er dem Edicte des Augusts zu Folge in gewisse Städte Bevollmächtigte, und die Aufzeichnung geschahe in mehrern Orten auf einmal. Dieß scheint wenigstens aus den Worten des Evangelisten, ein jeglicher gieng in seine Stadt, daß er sich schätzen ließe, zu folgen. Diese Gevollmächtigten waren Fremde, und keine Juden, denn diese mußten sich selbst in ihre Städte begeben, und ihre Namen aufzeichnen lassen. Es kann aber auch seyn, daß der Statthalter von Syrien eine Stadt nach der andern durchreisete, die Aufzeichnung vornehmen ließ, und also bey der Einschreibung der Maria zugegen war.

So viel mir bekannt ist, hat kein Maler dieses vorgestellt, da man doch eine reiche Zusammensetzung daraus machen könnte. Die Schreiber sitzen und zeichnen auf, vor ihnen stehen Privatpersonen, die ihren Stand und Abkunft angeben. Die Neugierde lockt eine Menge Zuschauer herbey, und die Wache sucht die Unordnung zu verhindern. Der römische Statthalter ist mit seinem ansehnlichen Gefolge umgeben. Joseph und Maria mit

ihrem Kinde fallen besonders unter denen in die Augen, die sich aufschreiben lassen.

Man könnte dem Gemälde durch den Unterschied der Kleider zwischen den Römern und Juden einen merklichen Kontrast geben. Auf der einen Seite sähe man Männer mit bloßem Kopfe, kurzen Haaren, geschornem Barte, in großen Gewändern, welche die Römer togas nannten, eingehüllt. Die Juden hätten hingegen eine Art von Turban auf dem Haupte, einen langen Bart, und einen länglichen viereckigen Mantel mit Franzen, und an den Zipfeln mit Quasten versehen.

Zwölftes Kapitel.

Erste Erscheinung des Sterns bey den heiligen drey Königen, oder Weisen.

Ich will in diesem Kapitel nur untersuchen, wenn der Stern, wovon Matthäus redet, den Weisen zum erstenmal erschien, und ob die damit verknüpften Umstände sich für den Maler schicken. Man trägt sich mit vielen Meinungen, wie die Weisen die Ursache des Sterns erfahren. Der heilige Augustin muthmaßt, daß sie eine göttliche Offenbarung gehabt, der heil. Leo sagt, sie wären durch einen Strahl der Wahrheit, der in ihr Herz gedrungen, erleuchtet worden. Man

könnte

könnte dieses zur Noth in ein Gemälde bringen; allein dergleichen Muthmaßungen gehören nicht in geistliche Stücke.

Die übrigen Umstände der Erscheinung sind sehr einfach. Die Weisen sahen diesen Stern im Morgen. Einige geben vor, die Weisen wären damals auf einem Berge gewesen, welcher den Namen des Siegesberges geführt. Die Weisen befanden sich vielleicht eben an einem erhabnen freyen Orte, der zu astronomischen Beobachtungen tüchtig war. Sie sahen den Stern also zu erst bey der Nacht. Der heilige Augustin und viele andere Kirchenlehrer sind der Meynung, der Stern sey zur Zeit der Geburt Christi erschienen, folglich zuerst bey der Nacht. Diesen Zeitpunkt müßten die Künstler also wählen, wenn sie die erste Erscheinung des Sterns in ein Gemälde bringen wollten.

Es mag nun aber das Geheimniß des Sterns den Weisen auf diese oder eine andere Art verkündigt worden seyn, so ist wahrscheinlich, daß sie den neuen König der Juden, den sie nunmehr bald sehen sollten, gleich im Geiste anbeteten, und dieses Anbeten müßte zur Haupthandlung in einem Gemälde dieser Art genommen werden.

Dreyzehntes Kapitel.

Die drey Weisen in Jerusalem.

Es kamen die Weisen vom Morgenlande, heißt es bey dem Evangelisten Matthäus, nach Jerusalem, und fragten nach dem neugebornen König der Juden; sie hatten seinen Stern gesehen, und kamen ihn anzubeten. Da das der König Herodes hörte, erschrak er, und mit ihm ganz Jerusalem. Wir ziehen aus diesen Worten verschiedne den Künstlern nicht gleichgültige Anmerkungen. Die Weisen wußten also, daß durch diesen Stern die Geburt eines Kindes, das ein geborner König der Juden war, angedeutet wurde. Es fehlten ihnen aber nähere Nachrichten, weil sie nach Jerusalem kamen, um genaue Erkundigungen einzuziehen.

Hieraus ist die Frage entstanden, ob die Weisen der Syrischen Sprache, welche die Juden damals redeten, kundig gewesen. Dieß scheint glaublich, weil sie Weisen, das ist, Gelehrte nach damaliger Art waren, überdieses werden sie beym Matthäus selbst redend eingeführt, und Herodes besprach sich heimlich mit ihnen. Sie waren auch allein als sie den Heiland anbeteten, und sich mit der Maria unterredeten.

Die letzte Anmerkung, welche ich über die Erzählung des Evangelisten mache, betrifft die Unruhe, welche diese Nachricht in Jerusalem erweckte. Um dieses desto besser einzusehen, muß man sich einen Begriff von dem damaligen Zustand dieser Stadt machen. Die Juden waren zu der Zeit Sklaven eines Königs, den ihnen eine fremde Macht aufgedrungen hatte. Sie seufzten also nach einem Erretter, der ihnen durch viele Weissagungen versprochen war. Der gemeine Mann glaubte insonderheit, daß der Meßias alle Augenblicke erscheinen müßte. Wer das Herz hatte, sich für einen Befreyer des Volks auszugeben, fand gleich Anhänger. Die Beyspiele von solchen Gährungen sind so häufig in der Geschichte, daß ich mich nicht dabey aufhalten will. Sie währten so lange, daß der Geschichtschreiber Josephus sie unter die vornehmsten Ursachen von dem Untergange seines Vaterlands setzet.

Wollte ein Künstler also die Unruhe der Juden bey der Ankunft der Weisen schildern, so müßte er sie nicht erschrocken und niedergeschlagen vorstellen. Die Nachricht that vielmehr eine ganz entgegen gesetzte Wirkung. Jederman freuete sich darüber, man lief zu den Weisen, hörte ihre Erzählung voll Verwunderung, und freuete sich darüber.

Vierzehntes Kapitel.

Herodes läßt die Juden zusammen fordern.

Aus den jetzt erwähnten Umständen kann man denken, wie unangenehm diese Neuigkeit dem Herodes, gewesen seyn muß. Allein er wußte sich zu verstellen, um erst den Grund der Sache zu erforschen: Er berief deswegen, wie Matthäus sagt, alle Hohepriester und Schriftgelehrten zusammen, und erforschte von ihnen, wo Christus sollte geboren werden. Sie verwiesen den König auf die Weissagung des Propheten, daß der Herzog des Volks aus Bethlehem stammen sollte.

Diese Versammlung könnte den Malern ein weites Feld geben, um ihre Kräfte zu üben. Ich will mich bemühen, ihnen solches zu erleichtern, und sie zu dem Ende mit dem Herodes, mit den Juden, die er zusammen berief, und mit der Haupthandlung, die sie vorzustellen haben, bekannt machen. Aus der Geschichte muß man sich den Herodes als einen König von starker und gesunder Leibesbeschaffenheit vorstellen, seine kriegerische Regierung ist ein Beweis davon. Er liebte die Pracht und sparte solche nicht in der Kleidung.

Wir können wenig zuverläßiges von der Tracht der Jüdischen Könige sagen. Man glaubet, es sey ein langer schleppender Rock oder Talar von weißer Farbe gewesen. So gieng Salomon gekleidet, wenn er öffentlich erschien, und darauf zielt Christus, wenn er sagt, daß alle Pracht desselben nicht mit dem Schmuck der Lilien zu vergleichen ist. Als Archelaus nach seines Vaters Herodes Tode eine Anrede an die Juden hielt, legte er die Trauer ab, und zog ein weißes Kleid an. Es erhellet jedoch aus andern Beyspielen, daß auch Privatpersonen weiße Kleider trugen. Der Unterschied bestund vermuthlich in der Art des Zeuges. Vielleicht kleideten sich nur die Könige in Seide und feiner Leinewand.

Ueber das weiße Kleid hiengen die Jüdischen Könige einen purpurnen Mantel; wenigstens war der Mantel, den die Soldaten dem Heilande zum Spott umhiengen, von dieser Farbe. Aus eben dieser Leidensgeschichte lernen wir auch, daß die Könige Kronen und Zepter trugen, weil sie Jesu eine Dornenkrone aufsetzten, und ein Rohr in die Hand gaben. Außer der Krone, Zepter und Mantel hatten die Könige ein Diadem an der Stirne und einen Ring am Finger. Wenigstens beschreibt Josephus die Königliche Leiche des Herodes auf diese Weise, und an einem an-

dern Orte sagt er, Herodes habe einige Zeit vor seinem Tode seinen Königlichen Ring an den Kaiser August geschickt.

Ich habe bereits bey Gelegenheit der Kleidung der Juden angemerkt, daß Herodes in den letzten Jahren sein Haar schwarz färbte, hieraus folgt, daß er es wachsen ließ. Hingegen ist es glaublich, daß er den Bart scheeren ließ. Man glaubt, Herodes sey drey und dreysig Jahr alt gewesen, als die Weisen nach Jerusalem kamen. Die meisten sagen, es sey im letzten Jahre seines Lebens geschehen. Nach dem Josephus regierte Herodes sieben und dreysig Jahre, und erlangte ohngefähr im zwey und dreysigsten Jahre seines Alters zu Rom den Titel eines Königs der Juden: daraus würde folgen, die Weisen wären im acht und sechszigsten Jahre des Herodes nach Jerusalem gekommen. Manche sind der Meinung, er sey damals bereits mit der grausamen Krankheit, die seinen Tod verursachte, behaftet gewesen. Er mußte lange entsetzliche Schmerzen ausstehen, und starb zuletzt an einem Krebs, der beynahe alle Theile seines Körpers angefressen hatte.

Die Künstler müssen den Herodes also als einen fast siebenzig jährigen Mann abmalen, dessen hageres Gesicht, und ausgemergeltes Ansehen bey

aller Königlichen Pracht seinen siechen Körper verräth. Er liegt auf einem Ruhebette, weil er keine Kräfte mehr hat, sich auf dem Throne zu erhalten. Bey allen Leiden müssen seine Blicke Falschheit und Rachsucht zeigen.

Matthäus sagt, Herodes habe die angesehensten Priester und Schriftgelehrten zusammen fordern lassen. Die erstern waren entweder die Häuptrer der vornehmsten von David ausgezeichneten Priesterfamilien, oder die ehemaligen Hohenpriester selbst, oder überhaupt die vornehmsten vom geistlichen Stande. Die Jüdischen Priester hatten ihre Amtskleidung zwar nur während ihrer Verrichtungen im Tempel an, weil dieses aber eine außerordentliche Versammlung war, und Herodes sehr auf das Ansehen seines Throns hielt, so können die Maler annehmen, daß die Priester dieser Versammlung in feyerlicher Kleidung beygewohnt haben.

Unter Schriftgelehrten werden diejenigen verstanden, die sich mit Erklärung der heiligen Schrift einließen, und daher auch den Namen führten. Sie stunden bey dem Volke in großem Ansehen, und lenkten es wie sie wollten. Von ihrer Kleidung wird im 37. Kap. gehandelt. Die Versammlung ward zusammen berufen, um zu sagen, wo Christus geboren werden sollte: und

man

man wieß den König auf die Prophezeyung des Micha. (Kap. 5. V. 1.) Der Hauptgegenstand in einem solchen Gemälde wären also einige Schriftgelehrte, welche dem Herodes das Gesetzbuch vorhalten, und die Stelle des Micha zeigen.

Funfzehntes Kapitel.

Herodes läßt die Weisen heimlich zu sich kommen.

Herodes ließ, nach dem Bericht des Mathäus, die Weisen heimlich zu sich fordern, um sich zu erkundigen, wenn ihnen der Stern eigentlich erschienen wäre, und befahl ihnen sich sorgfältig nach dem Kinde in Bethlehem zu erkundigen, und es ihm anzuzeigen, damit er auch hingehen und es anbeten könnte. Die Maler finden im vorigen Kapitel, was ihnen etwa bey Vorstellung dieses heimlichen Gehörs zu wissen nöthig seyn könnte, ich will hier nur noch eine Anmerkung hinzusetzen.

Einige sind der Meynung, daß die Weisen bey der großen Versammlung der Schriftgelehrten nicht zugegen gewesen, weil Herodes ihnen besonders Gehör gab, mich dünkt aber, daß die Maler Grund haben, dieses anzunehmen. Wir finden nicht, daß Herodes die Weisen deswegen zu sich berufen, um ihnen den Ausspruch der Ver-

sammlung der Schriftgelehrten kund zu thun, sondern nur um Erkundigung wegen des Sternes einzuziehen, und ihnen aufzutragen, Nachricht von dem gefundenen Kinde zu geben.

Ueberdieses war die große Versammlung kein Geheimniß, sondern wurde unter dem Vorwande gehalten, den Weisen nähern Unterricht zu geben, es ist also sehr wahrscheinlich, daß sie selbst zugegen gewesen, da ihnen so viel an der Entscheidung gelegen war. Durch die Gruppe dieser Weisen werden die Gemälde, welche wir im vorigen Kapitel entworfen haben, desto reicher.

Sechszehntes Kapitel.

Die zwote Erscheinung des Sterns.

Bethlehem liegt noch nicht zwey Meilen von Jerusalem: man glaubt, daß der Weg durch das Thal Rephaim geht, welches durch die Siege Davids über die Philister berühmt ist. Die Weisen unterredeten sich vermuthlich auf diesem Wege, auf was Art sie das Kind ausforschen wollten, als sie auf einmal fanden, daß der Stern, den sie im Morgenlande gesehen, vor ihnen hergieng, bis solcher über dem Orte, wo das Kind war, stehen blieb. Wenn den Erzählungen der Reisebeschreiber zu glauben ist, so trifft man an dem

dem Orte, wo der Stern den Weisen wieder erschien, einen Brunnen an, welcher noch heutiges Tages der Brunnen der Könige heißt.

Weil die Maler sich leicht vorstellen können, was bey einem Gemälde von der zweyten Erscheinung des Sterns anzubringen ist, so will ich nur noch einige Anmerkungen von dem Stern selbst machen. Man kann schon aus der heiligen Schrift abnehmen, daß dieß kein gewöhnlicher Stern des Firmaments war. Alle Sterne gehen von Morgen gegen Abend, dieser gieng aber von Mitternacht gegen Mittag. Dieser Stern erschien auch am Tage, hatte keinen bestimmten Lauf wie andre, sondern stund bald stille, bald gieng er vorwärts. Von andern Sternen läßt sich bey ihrer Höhe unmöglich schließen, ob sie diesen oder jenen Ort anzeigen. Der Stern der Weisen deutete hingegen den Ort des Aufenthalts des Kindes an, und war also eine außerordentliche Erscheinung.

Es läßt sich leichter bestimmen, was der Stern nicht war, als etwas gewisses von der Beschaffenheit desselben angeben, da die Schrift nichts weiter davon sagt. Man hat daher viele Meynungen erdacht, bald giebt man den Stern für den heiligen Geist in dieser Gestalt aus, bald soll es der Engel seyn, der den Hirten erschienen,

bald ein Komete, bald ein ausdrücklich von Gott dazu erschaffener Körper. Weil aber die heilige Schrift einmal sagt, daß es ein Stern gewesen, so thun die Maler am besten, dabey zu bleiben. Einige lassen es aber nicht bey einem bloßen Sterne bewenden, sondern malen verschiedene Engel dabey, die dem Stern gleichsam den Weg weisen, welches keine Nachahmung verdient.

Um inzwischen diesen Stern doch einigermassen mit der Haupthandlung, nämlich, der Anbetung der Könige, zu verbinden, malen die Künstler zuweilen einige Juden, welche ihn aufmerksam betrachten; da dieses aber ein bloßer Zusatz von ihrer Erfindung ist, so verwirft man solche billig. Der Stern sollte das Kind nur den Weisen allein anzeigen, und sonst niemand den Aufenthalt desselben wissen: er war also ihnen vermuthlich allein sichtbar. Einige Maler nehmen an, daß ein Strahl aus dem Stern auf das Kind Jesu herabfährt, weil sie glauben, die Weisen hätten sonst kein sichtbares Zeichen gehabt, daß dieß wirklich der neue König der Juden wäre.

Allein der Evangelist sagt blos, daß der Stern über dem Orte, wo der Heiland war, stille stund, und daß die Weisen daraus schlossen, dieß müßte der bestimmte Ort seyn. Was nachgehends aus dem Sterne geworden, wissen wir nicht. Die

Fabeln

Fabeln des Origenes, daß solcher beständig über dem Haupte Christi, als ein Zeichen seiner Gottheit geblieben, oder des Gregorius von Tours, daß er in einen Brunnen gefallen, wo ihn fromme Seelen noch sehen können, verdienen keine Achtung, und also auch nicht von den Malern angenommen zu werden.

Siebenzehntes Kapitel.

Die Anbetung der Weisen oder der drey Könige.

Die Maler wählen zur Vorstellung dieses Gegenstandes allemal den Tag: da wir aber nicht finden, daß die Ankunft der Weisen in Bethlehem das geringste Aufsehen gemacht habe, so könnte man auch schließen, sie sey bey der Nacht geschehen. Der Stern war ihnen zum andern mal erschienen, um ihnen den wahren Aufenthalt des Heilandes zu offenbaren. Das Anbeten geschahe überhaupt mit so geheimnißvollen Umständen, daß man schließen sollte, es sey in der Nacht gewesen, und der Künstler charakterisire daher diese Gemälde besser, wenn er die Nacht dazu wählt. Die Anbetung bey der Nacht hätte zugleich angezeigt, warum die Weisen nicht gleich wieder umkehrten, um dem Herodes Bericht zu erstatten, und die

Begebenheit, welche die Absichten des Tyrannen vereitelte, wäre dadurch besser vorbereitet worden.

Die Maler entfernen sich auch, in Ansehung des Orts der Anbetung, von der Wahrscheinlichkeit. Es heißt, sie giengen in das Haus und beteten ihn an, die Maler lassen es hingegen oft an einem öffentlichen Orte, oder auf der Gasse geschehen, welches um so mehr ein Fehler ist, da die Anbetung nicht bekannt werden sollte. Weil der Evangelist von einem Hause redet, so folgt auch daß es keine Hütte oder keine Ruinen waren. Eben daraus hat man auch wieder die Folgerung gemacht, daß Maria damals bereits in einem ordentlichen Hause gewohnt, und die Grotte oder den Stall, wo Christus die Welt erblickte, verlassen gehabt. Es scheint mir aber glaublich, daß unter dem Worte Haus blos eine verschlossene Wohnung zu verstehen sey, und daß Maria sich noch an dem Orte ihrer Niederkunft aufgehalten, zumal da solcher, wie wir gezeigt haben, bequem dazu eingerichtet war, und viele Juden überhaupt in solchen Grotten wohnten.

In der oben beschriebenen Grotte, die man noch für den Geburtsort des Heilandes ausgiebt, zeigt man der Krippe gegen über eine steinerne Bank, darauf Maria damals gesessen ha-

ben soll. Einige Maler scheinen dieß anzunehmen, Maria sitzt und hält das Kind, während der Zeit daß die Weisen es anbeten. Ich weiß nicht warum man diese simple und natürliche Stellung nicht durchgehends annimmt, sondern sie bald stehen, bald gar knieen läßt? Alle drey Stellungen sind freylich nur wahrscheinlich, da das Sitzen aber der alten Sage gemäß ist, so handeln die Maler besser, wegen der Uebereinstimmung, die in geistlichen Gemälden herrschen soll, dabey zu bleiben.

Eben diesen Vorwurf verdienen auch die verschiedenen Stellungen Josephs, bald knieet er, und betet das Kind mit den Weisen zugleich an, bald steht er und sieht mit gefaltenen Händen nach dem Himmel, bald unterredet er sich mit einem der drey Weisen, bald ist er bey seinem Esel beschäftigt u. s. w. Ein jeder folgt seinen Einfällen, so daß man fast so viel Stellungen als Gemälde von der Anbetung annehmen kann. Aber sollte Joseph nicht lieber ganz davon wegbleiben? Ich bin dieser Meynung: denn man kann diese Anbetung nur aus zwey Gesichtspunkten betrachten, und in beyden Fällen scheint mir Joseph eine überflüßige Person zu seyn.

Den Weisen war entweder die Menschwerdung geoffenbart, und sie wußten, daß der neue König

der Juden ein Sohn Gottes war, oder sie sahen ihn als einen blos weltlichen Prinzen und als einen Propheten an, den die alten Gesetzgeber Asiens vorher verkündiget hatten. In beyden Fällen glaube ich, daß sie den Joseph nicht gesehen haben. Hatte Gott den Weisen das Geheimniß offenbart, so wußten sie auch vermuthlich, daß Christus von einer Jungfrau geboren werden, und Joseph würde, als der Mann der Maria, bey ihnen nur Verdacht erweckt haben.

Sahen die Weisen das Kind aber auch nur als einen weltlichen Fürsten an, oder als einen von den Propheten, dergleichen Zoroaster vornämlich drey prophezeyet hatte, und die seine Anhänger noch heutiges Tages erwarten, so war ihnen Joseph eben so verdächtig, denn diese sollten alle drey nach einander von Jungfrauen geboren werden. Man mag also annehmen, daß die Weisen eine göttliche Eingebung gehabt, oder daß sie nach ihrem heidnischen Aberglauben urtheilten, so ist Joseph eine überflüßige Figur. Matthäus gedenkt auch nur der Maria und des Kindes, als die Weisen in das Haus kamen. Sein Stillschweigen sollte den Malern schon ein hinreichender Grund seyn, den Joseph bey dieser Anbetung nicht anzubringen.

In Ansehung des Alters, welches die Maler dem Kinde Jesu geben, begehen sie gleichfalls einen Irrthum. Einige glauben, die Weisen wären zu Christo am Tage seiner Geburt gekommen, andere etliche Tage nach der Beschneidung, und noch andre erst zwey Jahre nach seiner Geburt. Das erste glaubt die griechische, das andre die lateinische Kirche, aber die letzte Meynung hat wenig Beyfall gefunden, gleichwohl nehmen sie die meisten Maler an, denn man sieht insgemein ein starkes Kind auf diesen Gemälden, das ohngefähr ein paar Jahre alt ist.

Die Künstler konnten diesen Irrthum vermeiden, wann sie das Kind nicht nackend, welches ohnehin wider den Wohlstand ist, sondern in Windeln malten. Wir wollen nun noch, wie viel Weisen gewesen, ihr Alter und ihren Stand untersuchen.

Poußin stellt alle drey Weisen auf den Knieen vor, und dieß scheint mir anständiger und mehrere Ehrfurcht anzudeuten, als die gewöhnlichen Vorstellungen der Maler. Sie waren mit einander und in einer Absicht gekommen; sie verrichteten also das Anbeten auch auf einmal: dadurch daß einer nach dem andern das Kind anbetet, wird die Handlung matt und getheilt. Einer auf den Knieen, und die beyden übrigen stehend,

das

das macht einen unnatürlichen Kontrast. Ueberdieses hat es die Maler verleitet, die Handlung zu theilen, und einem jeden gleichsam eine besondre zu geben, wodurch die Achtung, welche die Weisen für den Heiland hatten, gemindert wird.

Bald sieht man einen der Weisen seinen Sklaven Befehle ertheilen, oder den Stern betrachten, oder mit dem Joseph reden, bald richtet der andre seine Augen so heftig auf Maria, als wenn er sich in sie verliebte. Die Vorstellung des Poussin, ist nicht nur wahrscheinlich, sondern stimmt auch mit der Schrift überein, denn es heißt, sie fielen nieder und nicht einer; und dieß bedeutet noch viel mehr als Knieen. Denn nach asiatischem Gebrauch fiel man vor den Königen auf das Angesicht nieder, wie noch heutiges Tages geschieht, da die Stirne den Staub der Füße der Regenten berühren muß. Bey den Persern mußte jedermann die Hände, in Gegenwart des Monarchen, verstecken, sie frey zu tragen war ein besondres Vorzugsrecht.

Die geistliche und weltliche Geschichte verbindet die Maler also, den Weisen eine so ehrfurchtsvolle Stellung als möglich zu geben. Die lüsternen Blicke eines Mohren, und das zerstreute Ansehen des andern Weisen, sind wider

die

die Würde des Gegenstandes, und wider die Wahrheit.

Nachdem die Weisen das Kind angebetet hatten, beschenkten sie es mit Gold, Weyrauch und Myrthen. Dieß war der Gebrauch bey den Asiatern, sie erschienen niemals vor ihren Großen ohne Geschenke. Maundrell versichert in seiner Reise von Aleppo nach Jerusalem, daß diese Gewohnheit noch üblich ist, und setzt hinzu, daß sogar der gemeine Mann, wenn er zu vornehmern kommt, fast allemal eine Blume, eine Zitrone, oder etwas dergleichen zum Zeichen des Respekts bringt. Man glaubt insgemein, daß die Geschenke auf die drey Haupteigenschaften des Kindes zielten, und deutet das Gold auf seine königliche Würde, den Weyrauch auf die Gottheit, und den Myrthen auf die Menschheit.

Uebrigens sind die Meynungen über die Art, wie die Weisen ihre Geschenke gebracht haben, getheilt. Einige glauben, die Weisen haben das Geschenke gemeinschaftlich gemacht, andre daß jeder eines von gedachten drey Stücken gegeben. Mir scheint das erste am wahrscheinlichsten, da sie zusammen gekommen waren, so machten sie auch ihre Geschenke in Gemeinschaft. Aus dem Evangelisten läßt sich dieses nicht erklären, denn es heißt: sie thaten ihre Schätze auf, welches sehr unbe-

unbestimmt ist. Viele Künstler nehmen dieß nach den Buchstaben an, und geben den Weisen viele Sklaven, welche große Kasten und Gefäße mit allerley Kostbarkeiten herbey schleppen. Dadurch giebt der Maler seinem Gemälde zwar ein Ansehen, es läuft aber gegen alle historische Wahrheit.

Dieser prächtige Aufzug ist um desto unnöthiger, da die Maler einem jeden Weisen eines von den dreyerley Geschenken in die Hand geben. Das erste besteht aus einer gewissen Anzahl von Goldstücken, die in einer Schüssel liegen. Mirthen wird durch einen goldnen mit Steinen besetzten Kasten angedeutet. Der Weyrauch wird bald in einem Rauchgefäße, das an Ketten hängt, bald in einem Kästgen nach alter Art getragen. Die Maler sind auf diese zum Theil wunderbaren Einfälle dadurch gerathen, daß sie jedes Geschenk von dem andern durch besondre Umstände kenntlich machen wollen. Das Rauchgefäß zeigt das Räuchern selbst an, da doch der Evangelist ausdrücklich sagt, daß sie Weyrauch gaben, und nicht, daß sie räucherten.

Auf einigen Gemälden streckt das Kind Jesu die Hände nach den Goldstücken aus, die ihm einer der Weisen überreicht. Dieß ist wider alle Wahrheit, weil Christus damals kaum sechs Wo-

chen alt war, und also nicht wie ein Kind von zwey Jahren handeln konnte. Verschiedene Maler lassen zwar der Maria die Hand des Kindes führen, es fällt aber wegen der zarten Jugend des Heilandes ebenfalls weg. Es heißt zwar, daß die Weisen dem Kinde die Geschenke machten, allein dieß kann so buchstäblich nicht genommen werden, man muß sich allemal gedenken, daß Maria sie annahm.

Manche Maler halten die Begierde des Kindes nach dem Golde für etwas unanständiges, sie suchen ihm daher eine edlere Stellung zu geben, als wenn er mit aufgehabner Hand die Weisen segnet. Dieß wäre bey einem Kinde von sechs Wochen ein Wunder gewesen, von dem uns die heilige Schrift nichts sagt, und daß der Maler nicht nach seiner Willkühr annehmen darf. Wenn man aber auf etlichen Bildern einen der Weisen dem Heiland die Füße küssen sieht, so ist solches an sich nicht unschicklich, weil es ehemals in Asien und zumal bey den Parthern üblich war, den Königen zum Zeichen der Ehrfurcht die Füße zu küssen: allein es ist doch allemal eine Folge davon, daß die Maler den Heiland schon ein paar Jahre alt und nackend abbilden, da er in Windeln liegen sollte.

In dem Gemälde der Kapelle zu Bellevue legt das Kind Jesus die Hand auf die Stirn des einen Weisen, welches ein Sinnbild einer unumschränkten Gewalt ist; und sich ohne ein Wunder anzunehmen, eben so wenig von einem Kinde gedenken läßt. Man hat an diesem Gemälde auch die Laterne von Horn getadelt, welche man hängen sieht. Dieß ist eine Kleinigkeit, weswegen der Maler aber keinen Vorwurf verdient, weil der Gebrauch der Laternen sehr alt ist. Die Nothwendigkeit, das Licht im Freyen zu erhalten, und von einem Orte zum andern zu tragen, hat die Menschen gar bald genöthigt, auf eine solche Erfindung zu sinnen.

Die Alten hatten verschiedene Arten der Laternen. Die gläsernen waren sehr selten; und man glaubt, daß sie spät aufgekommen. Die ältesten waren von Horn. Mit einer solchen Laterne sucht Sosia seinen Herrn im Amphitruo des Plautus: Merkur fragt ihn: quo ambulas, tu qui Vulcanum in cornu conclusum geris? Die Laternen von Horn waren damals nicht so verachtet, die Reichen bedienten sich derselben, der gemeine Mann nahm Blasen dazu. Daher Martial sagt:

Cornea si non sum, nunquid sum fuscior?
Aut me
Vesicam contra, qui venit esse putet?

Man

Man machte sie aber nicht mit Tillen zum Dachte, sondern so daß eine Lampe hinein gesetzt werden konnte. Daß die Juden bereits damals auch Laternen hatten, erhellet aus dem Johannes; die Kriegsknechte, welche Christum im Oelberge gefangen nahmen, hatten Fackeln und Laternen.

Ich muß nur noch ein paar Worte von dem Ochsen und Esel hinzusetzen, welche man in den meisten Gemälden von der Anbetung der Weisen antrifft. Die Maler halten solche für nothwendige Stücke, und manche zeigen den Esel, wenn er selbst nicht Platz hat, wenigstens durch einen Sattel an. Ich würde keinen Maler deswegen tadeln, wenn er diese Thiere, welche dem Anstande und der Würde der übrigen Handlung so sehr entgegen sind, wegließe. Es ist zwar wahr, nach der Erklärung, welche man den Worten des Matthäus insgemein giebt, sind die Weisen zum Heilande in den Stall gekommen, aber wir haben schon in einem andern Kapitel gezeigt, daß wenn der Ort der Niederkunft der Maria auch in einem Stalle gewesen, solcher doch zuvor ordentlich dazu zubereitet und diese Thiere folglich weggeschaft worden. Matthäus sagt sogar: sie giengen in das Haus, und also nicht in einen Stall, wo Ochsen und Esel stunden.

Achtzehntes Kapitel.

Anmerkungen über die Weisen.

Die Fremden, welche erschienen, um den Heiland anzubeten, heißen bey den Evangelisten Weisen, die vom Morgenlande kamen. Aus dieser kurzen Nachricht kann der Maler nicht viel zu seinem Gebrauch nehmen; er lernt daraus weder die Zahl, noch das Alter und die persönlichen Umstände der Weisen kennen. Wir wollen die Ueberlieferungen zu Hülfe nehmen, und die wahrscheinlichsten Nachrichten von ihnen zu geben suchen.

Wenn man dem Verfasser des unvollkommnen Werks, über den Evangelisten Matthäus, trauen wollte, müßte man zwölf Weisen annehmen, weil seit Bileams Zeiten zwölf Astronomen jährlich nach der Erndte auf den Siegesberg stiegen, um auf den Stern Jakobs Acht zu geben, welchen dieser Prophet verkündigt hatte. Dieses erbte vom Vater auf den Sohn, bis endlich der rechte Stern erschien, welcher ihnen den Weg nach Bethlehem zeigte, wo sie den Stern Jakobs anbeteten. Ein jeder sieht leicht ein, daß dieß eine Fabel ist; inzwischen sagt die Schrift nichts gewisses von ihrer Anzahl, der Verfasser der gemeinen Glosse

setzt

setzt hinzu, daß ihrer eine große Anzahl gewesen, aber gemeiniglich nimmt man nur drey an, wozu vielleicht das dreyfache Geschenk Anlaß gegeben. Ob die drey Körper, welche man in Köln für Leiber der heiligen drey Könige ausgiebt, sich als ein Beweis anführen lassen, davon mag ein jeder glauben was er will.

Die Schrift sagt uns nichts von dem Alter der Weisen. Die Maler geben ihnen ein verschiedenes Alter, um desto mehr Abwechselung in ihre Gemälde zu bringen. Den einen stellen sie gemeiniglich in einem Alter von sechzig, den andern von vierzig, den dritten von zwanzig Jahren vor: vielleicht folgen sie in diesem Stücke dem Peter de Natalibus, welcher ihnen solches jedoch ohne Beweis beylegt. Da dieses gleichsam eine einmal angenommene Meynung ist, so thun die Maler wohl, dabey zu bleiben, damit sich in ihren Ausführungen, wenn man sie gegen einander hält, nicht zu viel Widerspruch zeigt.

Das Land, daraus die Weisen waren, führt uns auf ihre Gesichtsfarbe und Kleidung. Orosius erzählt, daß sich ein gewisser Indianischer König in seine Schwester verliebt, bald darauf aber deswegen Gewissensbisse bekommen, und voll Unruhe viele Länder durchstrichen habe. Endlich wären ihm zwey Weisen begegnet, welche ihm

erzählt, daß eine Jungfrau ein Kind geboren, von dem so viel prophezeyet worden, und daß sie hingiengen es anzubeten. Der König habe sich entschlossen mit ihnen zu gehen, und kaum das Kind gesehen, so sey er von seiner Gewissensangst befreyet worden. Nach der Zurückkunft habe er eine Kirche in Indien gebauet, und der Maria eine Statue darin errichten lassen.

In den alten Mysteres der französischen Dichter kommen die Weisen aus drey verschiedenen Orten, der erste aus Saba, der andre aus Tharsus, und der dritte aus Arabien. Sie erzählen sich einander die Ursache ihrer Reise, und verstehen sich, ob sie gleich aus verschiedenen Ländern waren. Die Maler machen den letzten Umstand noch ärger, der eine Weise ist als ein Europäer, der andre als ein Asiater, und der dritte als ein Afrikaner gekleidet. Der Europäer trägt bald Griechische, bald Römische Kleidung. Kann man sich etwas widersinnigeres und groteskeres gedenken? In den ältesten Zeiten wußte man von dieser Meynung nichts, und alle neuern Ausleger der Bibel haben solche verworfen.

Matthäus sagt ausdrücklich, daß sie aus dem Morgenlande, das ist, aus einer Gegend kamen, die den Juden gegen Osten lag, folglich nicht aus drey verschiedenen Welttheilen. Es heißt, sie

kehrten

kehrten auch wieder in ihr Land zurück, welches wohl niemand auf drey Welttheile deuten wird. Die Absicht ist nicht, wenden vielleicht einige ein, zu behaupten, daß die Weisen wirklich aus drey verschiedenen Welttheilen stammten, sondern sie sollen solche nur vorstellen, wie Beda und andre geglaubt haben. Dieß möchte vor der Entdeckung von Amerika gelten; wenn man aber andeuten will, daß jeder Welttheil dem Heiland erkannt habe, warum soll Amerika als der größte von allen ausgeschlossen seyn?

Derjenige Weise, welcher Afrika vorstellt, wird insgemein als ein Mohr abgebildet. Nach dem Zeugnisse des Johann Molan ist dieser Einfall nicht alt. Er führt ein Kunstwerk an, welches der heilige Bernhard der Abtey Gembloux geschenkt, darauf man die Anbetung der Weisen, und diese insgesammt von einerley Farbe sieht. Die Neuern sind erst auf diesen wunderlichen Einfall gerathen, denn Paul Veronese hat alle drey Weisen in dem Gemälde, welches im Luxenburgischen Pallast zu Paris hängt, weiß gemalt. Die schwarze Farbe des einen ist auf nichts gegründet, und also zu verwerfen.

Der Stand der Weisen ist das letzte Stück, welches uns noch übrig ist, zu untersuchen. Die Maler machen solche, wie man aus den Gemäl-

den sieht, zu Königen; es fragt sich, ob man dieses annehmen kann, und ob die Maler ihnen die Attribute dieser Würde geben dürfen? Das Wort Magus, womit Matthäus die Weisen belegt, wird in der Bibel allezeit im schlimmen Verstande genommen. Moses verbietet den Juden, sich nicht mit den Zauberern abzugeben, Saul verjagte solche ebenfalls, Pharao hatte auch seine Zauberer, und an allen diesen Stellen wird das Wort Magus gebraucht. So hat man auch dieses Wort bey dem Matthäus vor Alters erklärt, und geglaubt, daß es wirklich Wahrsager und Zeichendeuter gewesen, die zu dem Heilande gekommen.

Einige Gelehrte halten die Weisen für Anbeter des wahren Gottes, die zwar von dem geschriebenen Gesetz der Juden nichts gewußt, aber doch eine richtige Kenntniß von dem höchsten Wesen hatten, und auf die Zukunft des Meßias hofften. Andre glauben, daß die Weisen wirklich Philosophen und Gelehrte nach damaliger Art gewesen, dergleichen viele in der Persischen Geschichte vorkommen, und welche für die Erziehung der königlichen Prinzen sorgen, gewisse Lieder für die Nation verfertigen, oft den Berathschlagungen bey Hofe beywohnen mußten, und bey den Persern Magi hießen. Man mag nun von diesen

sen Meynungen annehmen welche man will, so erhellet, daß sie Privatpersonen, und gar nicht das gewesen, wozu die Maler sie machen.

Diejenigen, welche die Weisen zu Königen machen wollen, sind entweder aus der neuern Zeit oder ziehen unrichtige Schlüsse aus den ältern Schriftstellern. Unter den Griechen giebt ihnen zwar Theophilactes den Königlichen Titel, aber Nicephorus, der eher lebte, sagt bloß, daß sie durch ihre Wissenschaft berühmte Männer gewesen. Aus der Stelle des Tertullians: Nam et Magos Reges fere habuit Oriens et Damascus, will man schließen, daß jene Weisen Könige gewesen. Aber wie läßt sich das beweisen?

Der erste Schriftsteller, welcher deutlich sagt, daß die Weisen Könige gewesen, ist Radbert aus dem neunten Jahrhunderte: Magos reges extitisse nemo qui historias legit Gentilium ignorat. Er irret aber gewaltig, denn kein alter geistlicher und weltlicher Schriftsteller hat sie jemals dafür ausgegeben. Seit Radberts Zeiten sind verschiedene seinem Beyspiel gefolgt, die Poeten haben es in den Mysteres auch angenommen, und nach und nach hat sich der große Haufe daran gewöhnt, sie ebenfalls als Könige anzusehen. Man hat das Fest Epiphaniä mit dem Feste da man sagt, der König trinkt (le Roi boit) verwechselt,

jener wirkliche Name ist in Vergessenheit gera-
then, und man sagt insgemein, das Fest der hei-
ligen drey Könige.

Die Kirche hat den Satz, daß die Weisen Kö-
nige gewesen, niemals angenommen; Theodor
Beza irret, wenn er behauptet, es gehöre unter
die Glaubensartikel. Zu diesen Gründen kann
man noch andre hinzusetzen, warum die Maler
die Weisen nicht als Könige und noch viel weni-
ger unter den gewöhnlichen Attributen, die sie ge-
brauchen, vorstellen dürfen.

Die weltliche Geschichte ist den Malern schon
zuwider; sie nehmen an, daß sie aus drey Welt-
theilen gekommen, und sich mit aller Pracht der
Königlichen Würde gezeigt haben: Was für Kö-
nige sollten es aber gewesen seyn? Der damali-
ge Kaiser August war es nicht, diesen hätte He-
rodes, als einen seiner grösten Wohlthäter, un-
ter den Weisen kennen müssen. Diejenigen, wel-
che den einen Weisen in Griechischer Kleidung
malen, erwegen nicht, daß alle damaligen Grie-
chischen Könige dem Herodes ebenfalls bekannt
seyn mußten, er hatte sie auf seiner Reise durch
Griechenland kennen lernen, und aus dem Be-
tragen des Herodes gegen die Weisen läßt sich
gar nicht annehmen, daß er einen von ihnen ge-
kannt habe.

Man kann einen dieser Könige eben so wenig für einen Gallier oder Deutschen ausgeben, denn die Leibwache des Herodes bestund aus 400 Mann, die theils aus Gallien, theils aus Deutschland waren, und ihn gewiß erkannt hätten. Wie konnte einer der Weisen ein Afrikanischer König seyn, da Egypten und die ganze Küste von Karthago den Römern gehörte, und August bis in Ethiopien vorgedrungen war, wobey ihm Herodes und sein Vater Antipater wichtigen Beystand geleistet, und also die Könige kennen gelernt hatten. Der Verschnittene der Königinn in Ethiopien, welcher eine Reise nach dem Tempel in Jerusalem that, ist ein Beweiß, daß diese Länder, ihrer Entfernung ungeachtet, in einiger Verbindung standen, und daß man keinen Afrikanischen König in Jerusalem erscheinen lassen kann, von dem Herodes keine Kenntuiß gehabt hätte.

Asien widerlegt den Königlichen Stand der Weisen eben so sehr als Afrika und Europa. Herodes hatte seine Residenz in diesem Welttheile, er war in Bithynien, Pontus, Kappadocien, und allen angrenzenden Ländern gewesen, und hatte die Römischen Statthalter und Regenten zu Freunden. Die Parther hatten zu viel Einfluß in die Händel Asiens, um dem Herodes unbekannt zu seyn. Er hatte selbst wider sie ge-

fochten, ehe er König wurde, und nach der Zeit waren die Juden durch die Siege des Caßius und Marcus Antonius mit dem Namen der entferntesten Könige bekannt geworden. Die Mutter des Herodes war aus einem vornehmen arabischen Hause, er stund daher mit allen Königen in dieser Gegend in Verbindung.

Mit einem Worte, man mag sich wenden auf welche Seite man will, so findet man eine Verbindung zwischen den Nationen, die es unmöglich macht, daß Könige mit den Zeichen ihrer Würde nach Jerusalem gekommen seyn sollten, die dem Herodes unbekannt gewesen wären.

Ziehen wir die Wahrscheinlichkeit und die heilige Schrift zu Rathe, so läßt sich gar nicht annehmen, daß die Weisen Könige gewesen. Was würde es nicht für ein Aufsehen erregt haben, wenn drey Könige mit ihrem Gefolge zu dem neugebornen Heilande gekommen wären? Einen so merkwürdigen Umstand hätte der Evangelist gewiß angedeutet, Herodes würde in einem andern Tone mit ihnen geredet haben. Daß drey Privatpersonen Christum anbeten, ist sehr möglich; daß andern Geschichtschreibern nichts davon erwehnt wird, und daß diese drey Männer aus Bethlehem abreisen, ohne daß man weiß wo sie hingerathen, ist der Sache gemäß. Nimmt

man

man aber drey Könige an, so ändern sich alle Umstände. Daß drey Regenten bey Erscheinung eines Sterns ihre Reiche verlassen, um in einem entfernten Lande einen von einer Jungfrau gebornen König anzubeten, ist eine so außerordentliche Begebenheit, daß man sich eben so wenig vorstellen kann, die Geschichte sey wahr, als daß kein weltlicher Geschichtschreiber derselben mit einem Worte gedenkt.

Die Könige hatten in Asien sowohl als in Europa einen geheiligten Charakter, sie bezeigten sich einander eine Art von Achtung, die ihr Stand erfordert. Dieß würde Herodes nicht aus der Acht gelassen haben, wenn sie wirklich Könige gewesen wären, zumal da man weiß, wie stolz er war, und wie sehr er die Pracht liebte. Man weiß, wie er dem Marcus Antonius, der Cleopatra, dem Agrippa und andern hohen Standespersonen begegnete, die durch sein Reich giengen.

Als die Weisen in Bethlehem ankamen, war man mit der Zählung des Volks beschäftiget. Dieß mochte nun durch Römer oder Juden geschehen, so hatten die Aufseher dieses Geschäfts eine gewisse Gewalt in Händen, und würden nicht unterlassen haben, den Weisen, wenn sie anders wirkliche Könige gewesen wären, die ihnen gebührende Ehre zu erweisen. Wäre es endlich wohl

der

der Klugheit gemäß, wenn drey Könige zu dem Könige der Juden gekommen wären, um sich nach dem Aufenthalte eines Kindes zu erkundigen, das als König der Juden geboren seyn sollte?

Diese Anmerkungen sind desto nöthiger, weil die Maler sich gleichsam um die Wette bemühen, wider alle Wahrscheinlichkeit zu handeln; sie geben den drey Weisen alle Zeichen der königlichen Würde, und ein zahlreiches Gefolge, bey dem sie unmöglich unerkannt bleiben konnten. Sie müssen sich bey den Gemälden von der Anbetung der Weisen, der Wahrscheinlichkeit und Einförmigkeit bestens befleißen. Hat man gleich nichts bestimmtes über ihre Anzahl und Alter, so ist es doch einer sehr alten Sage gemäß, ihrer nur drey anzunehmen, und sie in verschiedenem Alter vorzustellen.

Sie waren aus einem Lande, und nicht aus drey verschiedenen Gegenden, und noch viel weniger Welttheilen. Ihr Land lag den Juden gegen Morgen, man darf sie also weder Römisch, Griechisch oder Afrikanisch kleiden. Ihr Gewand muß beynahe einförmig seyn, und einen Einwohner Asiens verrathen. Daß einer ein Mohr gewesen, ist ein Einfall neuerer Maler, und auf nichts gegründet, auf alten Gemälden sind sie alle weiß. Aus allen Umständen erhellet, daß sie keine Könige gewesen, folglich müssen alle die Sklaven, Bediente,

diente, Wagen, Kameele, ja so gar Elephanten, welche Raphael dabey angebracht hat, wegbleiben. Dieß schickt sich für keine Privatpersonen, es würde so wohl bey den Römern, als bey dem Herodes, Verdacht erweckt haben.

Die großen Gefäße und Kasten, welche die Geschenke enthalten, müssen gleichfalls wegbleiben. Die Asiater trugen damals weite Gürtel, welche ihnen an statt der Tasche dienten. In diesen hatten die Weisen die Geschenke, welche sie dem Heilande darboten. Ein Gemälde von der Anbetung der Weisen, muß also ohngefähr nach diesem Plane entworfen werden: Im Hintergrunde einer Grotte sitzt eine junge Frauensperson, welche ein Kind in Windeln auf dem Schooße hält. Die drey Weisen liegen vor demselben auf den Knien, und reichen ihre Geschenke dar. Eine bloße Lampe erhellet den Ort nur halb, und verbreitet ein gewisses geheimnißvolles Wesen über das Ganze. Eine richtige Zeichnung, und erhabner Ausdruck, muß die vielen Nebensachen, wodurch die Maler sonst ihre Gemälde bereichern, ersetzen. Ein simples Gemälde wird allemal gefallen, so bald alles nach der Wahrheit angeordnet ist.

Neunzehntes Kapitel.

Der Traum der Weisen.

Herodes trug den Weisen auf, ihm von dem Orte des neugebornen Kindes Nachricht zu geben. Es scheint, daß sie das Verlangen des Tyrannen nicht erfüllt haben; und daraus schließt man, daß sie zu spät in Bethlehem ankamen, um noch an eben dem Tage nach Jerusalem zurück zu kehren, wo der blutdürstige Herodes auf sie warkete. Gott vernichtete aber seine Absichten, und offenbarte ihnen, daß sie nicht dahin gehen sollten; welchem Befehle sie auch gehorchten. Aus der heil. Schrift scheint zu folgen, daß die Weisen diesen Befehl bey der Nacht erhielten, wenigstens heißt es im Traum.

Es läßt sich aber nicht so leicht bestimmen, auf was Art dieses geschahe. Die Alten glaubten den Willen der Götter im Schlafe zu erfahren. Sie schliefen zum Exempel wenn sie krank waren, im Tempel des Esculaps, damit er ihnen im Traume die Mittel wider ihre Krankheit andeuten sollte. Man schlief auch im Kapitol, um dadurch den göttlichen Willen bey dieser oder jener Unternehmung zu erfahren. Dieß hieß incubare Jovi. Man wickelte sich in Thierhäute ein, um dem ältesten Zustande der Menschen desto näher zu kommen,

welche

welche auf solchen Fellen schliefen. Wir finden diesen Gebrauch sehr schön im 7ten Buche der Eneide beschrieben.

Huc dona sacerdos
Cum talit, et caesarum ovium sub nocte silenti
Pellibus incubuit stratis, somnosque petivit,
Multa modis simulacra videt volitantia miris,
Et varias audiit voces, fruiturque Deorum
Colloquio.

Daß dieser heidnische Gebrauch den Weisen in Asien bekannt gewesen, daran ist nicht zu zweifeln. Diese sogenannten Weisen rühmten sich der Kunst, Träume ausdeuten zu können; und der Leichtgläubige legte ihren Deutungen Glauben bey. Es gab so gar Philosophen, welche nach Arabien und Chaldäa reiseten, um sich dort mit den Genien oder gewissen Geistern zu unterreden, und die Kunst des Traumdeutens zu erlernen.

Die drey Weisen waren sogenannte Magi, daher viele glauben, daß sie sich mit Erklärungen der Träume eingelassen, und auch gewußt, solche hervor zu bringen, ja daß sie sich dieses Kunststücks bedient, um den Willen des Höchsten zu erfahren. Allein da die Schrift davon nichts erwähnt, so müssen die Maler sich auch nicht darauf einlassen, und diesen Traum nicht anders abbilden, als sie andere Träume vorstellen. Wir finden einmal

mal nicht, daß diese Weisen, die gewöhnlichen abergläubischen Meynungen der andern geheget; und Gott konnte ihnen seine Absichten offenbaren, ohne daß man Ursache hat, zu glauben, daß sie ihn dazu gleichsam aufgefordert hätten. Ferner finden wir, daß Gott die Engel gemeiniglich als Boten gebraucht, um seinen Willen im Traume zu offenbaren, wir können dieses also auch hier bey den Weisen annehmen.

Ich sage mit Fleiß drey Weisen, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß Gott nicht einen, sondern allen dreyen Anbetern seines Sohnes, seinen Willen offenbaret habe. Nimmt man die Offenbarung nur bey einem an, so hätten die andern es in Zweifel ziehen können. So aber mußte sie die Einförmigkeit desto eher überzeugen, und bewegen, das dem Herodes gegebne Wort zu brechen. Der Evangelist redet auch überhaupt von allen, welches unserer Meynung den stärksten Beweis giebt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Abreise der Weisen.

„Gott befahl ihnen im Traum, daß sie nicht „sollten wieder zu Herodes lenken. Und „sie zogen durch einen andern Weg, wieder in ihr „Land.“ Weiter sagt uns der Evangelist nichts von

von ihrer Abreise. Der jüngere Arnobius, welcher im fünften Jahrhunderte lebte, ist der erste, welcher uns einige Umstände davon erzählt. Er sagt über den 9ten Vers des 48sten Psalms: Du zerbrichst Schiffe im Meer durch den Ostwind, Herodes habe geglaubt, die Weisen wären auf der See entflohen, und habe ihnen nachsetzen lassen. Die meisten Schriftsteller sind aber der Meynung, daß sie durch unbekannte Wege abgereiset, sich des Nachts in Höhlen verborgen gehalten, und daß Herodes sie deswegen nicht ausfindig machen können.

Dieß sind alles Muthmaßungen, die möglich sind, aber durch nichts bewiesen werden können; ein Schriftsteller kann solche als wahrscheinlich vortragen, aber der Künstler darf solche nicht als wahrhaft annehmen. Ueberdieses giebt die Abreise keinen Stoff zu einem interessanten Gemälde, weswegen wir uns auch nicht länger dabey aufhalten wollen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Die Reinigung der Maria.

Lukas beschreibt uns solche folgendermaßen:
„Und da die Tage ihrer Reinigung nach dem „Gesetz Mosis kamen, brachten sie ihn gen Jeru-

„salem, auf daß sie ihn darstellten dem Herrn.
„Wie denn geschrieben steht: Allerley Männlein,
„das zum ersten die Mutter bricht, soll dem Herrn
„geheiliget heißen. Und daß sie gäben das Opfer,
„nach dem gesagt ist im Gesetz des Herrn, ein
„paar Turteltauben, oder zwo junge Tauben.„
Einige haben geglaubt, daß hier nicht von der Maria, sondern von der Reinigung des Kindes die Rede sey; andre, daß sowohl von der Maria als auch dem Kinde und dem Joseph geredet wird, und noch andre, daß das Fest der Juden, welches die Reinigung hieß, darunter zu verstehen sey.

Dieß sind aber alles gezwungene Erklärungen, welche man nicht annehmen kann, so bald man bey dem simplen, natürlichen Wortverstande bleibt. Das Opfer, dessen Lukas gedenkt, ist dasjenige, welches Moses bey der Reinigung der Weiber vorschreibt: da nun Maria solches darbringt, so ist auch zu schließen, daß Lukas von ihr redet, und weder von ihrem Kinde noch von Joseph, noch von dem Versöhnungsfeste der Juden überhaupt. Wenn des Kindes gleich dabey Erwähnung geschieht, so ist doch von seiner Reinigung nicht die Rede. Gott hatte das Reinigen der Kinder ausdrücklich verboten. Die Beschneidung vertrat die Stelle aller Reinigung,

aber

oder Lustration, welche andre Völker mit ihren Kindern vornahmen. Die Darbringung des Heilandes beschreibt der Evangelist besonders in dem 27. Verse; diese Ceremonie war von der Reinigung der Weiber ganz verschieden, wie wir im folgenden Kapitel zeigen werden.

Anstatt die Beschreibung des Evangelisten deutlich vorzustellen, haben die Maler solche vielmehr verwirrt. Die meisten machen aus den beyden jetztgedachten Gebräuchen eine; verschiedene haben noch einen Zufall, der sich damals mit dem Simeon im Tempel zu Jerusalem zutrug, damit verknüpft, folglich sind die Gemälde nicht einmal wahrscheinlich, geschweige denn der Wahrheit gemäß Bey dieser Verwirrung ist die Reinigung der Maria ganz verunstaltet; es scheint, als wenn die Künstler gar keine Kenntniß von dieser Ceremonie gehabt hätten. Sie haben einige Gemälde von der Darstellung des Heilandes im Tempel geliefert, aber keines von der Reinigung der Maria.

Wir wollen die letztere Ceremonie untersuchen, und sehen, ob sie keinen Stoff zu einem Gemälde giebt. Moses hat in seinem Gesetz überhaupt sehr für die Reinlichkeit, insonderheit aber für die von den Wöchnerinnen, gesorgt. Diese waren nach der Geburt auf einige Zeit gleichsam

von der menschlichen Gesellschaft und von den Religionsgebräuchen ausgeschlossen. Hatten sie einen Sohn zur Welt gebracht, so durften sie in vierzig Tagen nicht in den Tempel und auch nicht von dem Opferfleisch essen, bey einer Tochter dauerte es gar achtzig Tage. Nach deren Verfließung mußten sie das im Gesetz bestimmte Opfer im Tempel darbringen, der Priester reichte solche dem Herrn dar, verrichtete für die Frau ein Gebet, und sie war gereinigt.

Sie mußten zweyerley darbringen, zum Brandopfer ein jähriges Lamm, welches der Priester vor der Nordseite des Altars schlachtete, und das Blut auf den Altar und allenthalben umher sprützte. Er hackte es alsdann in Stücken, schnitte den Kopf und alles was zur Leber gehört ab, und legte es auf das Holz, um es zu verbrennen. Das Eingeweide und die Füße wurden gewaschen; wenn alles bereit war, wurde das Opfer angezündet und zu Asche verbrannt.

Zum Sündopfer mußten sie eine Turteltaube, oder eine junge Taube bringen. Der Priester drehte solcher den Hals gegen den Flügel um, doch so, daß er nicht völlig abriß. Das erste Blut diente die Seiten des Altars zu besprengen. Das übrige Blut ließ man zum Fuße des Altars tröpfeln, weil es ein Sündopfer war. Die ar-

men

men Weiber, die kein Schaaf geben konnten, brachten zwey Turteltauben oder junge Tauben, die erste zum Brandopfer und die andre zum Sündopfer. Der Opferpriester brachte dem Herrn die zum Brandopfer bestimmte Turteltaube, er machte eine Oeffnung in ihren Hals, und ließ das Blut auf den Rand des Altars triefen. Wenn dieses heraus war, warf er die Federn an den Ort wo die Asche lag, brach die Flügel ab, ohne sie jedoch mit einem Messer zu berühren, und ließ sie alsdann auf dem Altar verbrennen.

Das, was man zum Sündopfer im Tempel brachte, wurde nicht verbrannt; wenn der Altar nach dem Gesetz mit dem Blute des Thieres besprengt war, so gehörte das Fleisch den Priestern, und diente zu ihrem Unterhalte.

Dieß waren die Gebräuche bey der Reinigung der Weiber, ich habe schon oben bey der Reinigung der Elisabeth angemerkt, daß man nicht weiß, ob diese Gesetze nachgehends noch so genau beobachtet wurden, nachdem die Kinder Israel sich im gelobten Lande häuslich niedergelassen hatten. Man glaubt, daß die frommen Weiber solche beständig in Acht genommen; allein seit der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem sind solche gänzlich abgeschafft.

Wenn man sich diese Gebräuche bey der Reinigung vorstellt, so würde man daraus ohngefähr folgendes Bild entwerfen. Ein Priester hebet die Hände nach dem Himmel, indessen daß eine Turteltaube auf dem Altar verbrannt wird, und eine andre erwürgt zu seinen Füßen liegt. Eine junge Frauensperson mit einem Kinde auf dem Arme richtet ihre ganze Aufmerksamkeit auf dieses Opfer, und bey ihr steht ein Mann, in dessen Miene Andacht und Zärtlichkeit herrscht. Allein dieses Bild verschwindet, sobald man sich die Einrichtung des Tempels zu Jerusalem vorstellt, und sich unsrer obigen Anmerkung erinnert, daß Männer und Weiber nicht an einem Orte im Tempel seyn durften. Die Weiber hatten ihren besonders angewiesenen Platz zum Beten, und die Männer stunden während den Feyerlichkeiten im Tempel vor dem Geländer, welches sie von dem Platze der Priester absonderte.

Mitten auf dem Platze der Priester vor der Halle des Tempels stund der Brandopferaltar, welcher funfzehn Ellen hoch, und von der Mittagsseite nicht gut zu ersteigen war. Hier mußten die Priester ein beständiges Feuer unterhalten, und die Brandopfer darauf verbrennen. Hieraus erhellet, wie weit obiger Entwurf von der Wahrheit entfernt ist.

Um die Reinigung einer Jüdinn im Tempel richtig vorzustellen, müßte man den Opferpriester stehend vor einem langen hohen Altar und den Vater vor gedachtem Geländer, welches die Priester von dem Volke absonderte, abbilden. Die Mutter wäre hingegen ganz abgesondert, an dem für die Weiber zum Beten bestimmten Platze zu suchen. Man sieht leicht ein, daß so getrennte Figuren in kein Gemälde zu bringen sind. Das interessante der Handlung, und folglich auch die Aufmerksamkeit würde dadurch zu sehr getheilt, und dem Ganzen würde die Würkung fehlen.

Die Künstler müssen also einen leichtern Umstand wählen, wenn sie die Reinigung der Maria ja in ein Gemälde bringen wollen. Man könnte zum Exempel den Augenblick wählen, da Joseph das, was er nach dem Gesetze zum Opfer bringen mußte, dem Opferpriester darreicht, und da dieser solches in die Höhe hebt, und Gott gleichsam darbietet. Auf diese Weise würde man einen Umstand aus dem Leben der Maria vorstellen, der bisher noch gar nicht der Beschaffenheit der Sache gemäß ausgeführt worden.

Lukas bestimmt nicht, was Maria zum Opfer in den Tempel gebracht, er führt die Worte des Gesetzes an, zwey Turteltauben oder zwey junge Tauben. Es scheint, daß man jederzeit ange-

nommen, daß es ein paar Turteltauben gewesen, die Maler thun also wohl, bey der alten Sage zu bleiben.

Da Maria sich erst nach der Abreise der drey Weisen zur Reinigung nach Jerusalem begab, und gleichwohl nur Turteltauben, die den Armen vorgeschrieben waren, brachte, so kann man auch daraus schließen, daß das Geschenk der Weisen nicht so ansehnlich und prächtig gewesen, als die Maler sie insgemein auf den Gemälden von der Anbetung der Weisen vorstellen, oder daß Maria solche ausgeschlagen. Warum malen sie also dort das Kind Jesu wie es die Hand nach den Geschenken ausstreckt, um sie in Empfang zu nehmen. Sie setzen einen Umstand voraus, der gleichwohl nicht gewiß ist, und widersprechen sich selbst durch ihre Vorstellungen.

Man könnte diese Anmerkung noch weiter, nämlich, auf die Geschenke, welche die Maler den Hirten bringen lassen, ausdehnen. Hätten diese wirklich ein Lamm gebracht, warum wandte Maria solches nicht zum Brandopfer bey ihrer Reinigung an. Dieß scheint ein geringer Umstand zu seyn; allein die Maler mögen daraus abnehmen, daß in geistlichen Gemälden nichts gleichgültig ist, und daß Erdichtungen, welche sie für unschädlich halten, gleichwohl Anlaß geben kön-

nen,

nen, um wichtige und unschickliche Folgen daraus zu ziehen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

Der Tod des Zacharias.

Christus wirft den Juden vor, daß sie einen gewissen Zacharias, des Barrachias Sohn, zwischen dem Tempel und Altar umgebracht *). Vermuthlich ist die Gleichheit des Namens schuld daran, daß man geglaubt, dieß Unglück habe den Vater des Johannes betroffen. Die Verfasser, welche dieses Mordes erwähnen, sind über die Zeit und Umstände nicht einig.

Einige verwechseln den Vater des Johannes, mit dem Zacharias, des Baruchs Sohn, der zu Vespasians Zeiten vor dem Altar getödtet wurde, und glauben, die Faktion der Eifrigen habe diese boshafte Handlung begangen, weil dieser sich als ein frommer und tugendhafter Mann, ihren aufrührischen Absichten widersetzte. Andere erzählen, die Juden hätten den Zacharias ermordet, weil er die Zukunft Christi verkündiget, ja sie geben so gar den Herodes, als den Urheber an. Er soll nämlich, wie er das Wunder bey der Namengebung des Johannes erfahren, diesen für den

*) Matth. 23. Luk. 11.

Meßias gehalten haben, und den Zacharias, als er ihm seinen Sohn nicht ausliefern wollen, vor dem Altare haben ermorden lassen.

Noch andere erzählen, Zacharias habe bey Gelegenheit der Reinigung der Maria, sein Leben verloren. Er habe ihr nämlich, weil er gewußt, daß sie noch eine Jungfrau war, zugestanden, ihr Gebet an dem Orte des Tempels, wo bloß diese beten durften, zu verrichten, als die Juden ihm solches vorgeworfen, habe Zacharias, dem das göttliche Wunder bekannt war, Maria heftig vertheidigt, dadurch aber die Juden dergestalt aufgebracht, daß sie ihn vor dem Altare erstachen. So findet man diese Sache bey dem Origenes und einigen andern vorgetragen, allein Origenes giebt es bloß für eine gemeine Erzählung aus, von der ein jeder glauben kann, so viel er will.

Da dieses also lauter Muthmaßungen sind, so werden die Künstler von selbst einsehen, daß sie solche nicht als eine wahre biblische Geschichte ausführen dürfen. Die Schrift redet nur von einem Zufalle, der sich bey der Darstellung des Heilandes im Tempel zutrug. Maria war überdieses zu bescheiden, als daß sie sich durch einen Schritt, der nothwendig viel Aufsehen machen mußte, so viel besondres herausgenommen hätte.

Alle

Alle Ausleger stimmen darinn überein, daß Christus den Juden eben so wenig vorwirft, sie hätten den Vater des Johannes getödtet, als den Zacharias, Baruchs Sohn, von dem Josephus redet, sondern daß darunter Zacharias, ein Sohn des Jojada, welcher im 2ten Buche der Chronike vorkommt, gemeinet sey.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

Die Darstellung des Heilandes im Tempel.

Gott schlug alle Erstgeburt in Egypten, um zu zeigen, daß er sein Volk schütze, und diejenigen, welche es drückten, bestrafe. Zur Dankbarkeit mußten ihm die Israeliten alle Erstgeburt, von Menschen und Vieh heiligen. Das Vieh mußte selbst gebracht werden, ausgenommen die Erstgeburt der Esel, und aller unreinen Thiere, welche man tödten mußte, wenn man an deren Stelle kein reines Vieh bringen konnte.

Die erstgebornen Knaben waren zu den heiligsten Verrichtungen bestimmt, sie waren gleichsam geborne Priester, und zum Dienste des Herrn ausersehen. Nachgehends wurde der Stamm Levi statt der Erstgeburt, zum Gottesdienste genommen. Die Anzahl der Erstgebornen war aber

größer,

größer, als aller Leviten, deswegen befahl Gott, daß der Ueberschuß gelöset, und für jede Erstgeburt fünf Sekel gegeben werden sollte, welches 1360 Sekel betrug, und dem Aaron und seinen Söhnen gegeben wurde. Dieses Lösegeld wurde zwar nur für die damals lebenden entrichtet, man blieb aber bey der Gewohnheit, für jeden erstgebornen Sohn fünf Sekel, welche ohngefähr zwey Thaler betragen, zu entrichten, und dieß geschahe, wenn das Kind vier Wochen alt war.

Es scheint daß die Israeliten sich in der Folge nicht so genau an die Zeit gebunden haben, denn Maria brachte ihren Sohn erst nach sechs Wochen, oder zugleich bey ihrer Reinigung, in den Tempel. Den Grund davon, muß man in der Entfernung vieler Städte von Jerusalem suchen, nachdem die Juden das Gelobte Land einmal in Besitz genommen hatten. Nichts desto weniger wurde die Lösung der Erstgeburt beybehalten, und wird noch bis auf den heutigen Tag beobachtet.

Aus dem Lukas, welcher uns diesen wichtigen Umstand aus dem Leben des Heilandes aufbehalten, ersehen wir zugleich, daß die Auslösung damals im Tempel geschahe, wo die Eltern ihre Söhne dem Herrn darbrachten. Man legt den Gemälden, die nach dieser Erzählung entworfen sind, den Namen der Darstellung Christi im Tem-

pel bey; ich behaupte aber, daß in ganz Paris keines anzutreffen ist, wo man die historische Wahrheit genau beobachtet hat. Ein Maler kopirt den andern, und in unsern aufgeklärten Zeiten herrschen noch Unwissenheit und Fabeln.

Um dieß zu beweisen, will ich ein kleines Gemälde des Rigaud im Luxenburgischen Pallaste durchgehen, ein jeder wird meine Anmerkungen leicht auf andere Gemälde, welche insgemein einige oder alle dieselben Fehler haben, anwenden können. Man sieht einen ehrwürdigen Alten im langen Priesterrocke und Chorhemde unter einem prächtigen Baldachin, auf einem Throne sitzen. Zur Rechten befindet sich eine Art von Schreiber mit einer Rolle von Pergament in der Hand, im Hintergrunde sitzen verschiedene ehrbare Männer auf niedrigern Stühlen als der Thron. Zur linken des Alten sitzt einer, und liest in einem aufgeschlagenem Buche nach heutiger Art. Zu den Füßen des Throns lehnt sich ein Unterbedienter an ein Geländer, und wartet auf das, was die Eltern geben sollen. Auf dem Vorgrunde steht, außerhalb des Geländers, eine junge, schöne, kostbar gekleidete Frau, welche den Alten auf dem Throne ein nackendes Kind darreicht. Bey ihr hält eine andre Frau, oder vielmehr eine Sklavinn, ein paar Tauben, welche sie dem Alten dar-

bietet.

bietet. Hinter ihnen kniet in einiger Entfernung ein Mann, mit entblößtem Haupte, und gefalte-nen Händen, als bäte er den Alten, das Geschenk anzunehmen.

Aus dem, was ich zu Anfang dieses Kapitels von der Auslösung der Erstgeburt gesagt habe, sollte man sich wohl nicht einbilden, daß Rigaud diese Ceremonie nach dem alten Gesetze vorstellen wollen, ob er gleich alles angewendet hat, um seine Zusammensetzung angenehm zu machen. Ein prächtiger Ort der Handlung, Abwechselung in den Gruppen, Reichthum in den Gewändern, nichts ist gespart: Was nutzen aber alle Neben-sachen, wenn die Hauptsache, die Wahrheit der Geschichte, nicht beobachtet worden?

Wer hat dem Rigaud gesagt, daß der Hohe-priester die Auslösung der Erstgeburt annehmen mußte? Hat dieß wohl die geringste Wahrschein-lichkeit? Der Hohepriester war zu Jerusalem ohn-gefähr das, was der Pabst zu Rom ist. Er hat-te lange Zeit die geistliche und weltliche Gewalt in Händen; aber zu der Zeit, von der wir reden, war solche getheilt, und die geistliche Gewalt war der Weltlichen unterworfen, nichts desto weniger behielte der Hohepriester einen ansehnlichen Rang, und hatte weit wichtigere Beschäfftigungen, als

daß

daß er sich mit der Reinigung der Weiber, und Auslösung der Erstgeburt, abgegeben hätte.

Ich merke bey dieser Gelegenheit an, daß die Maler oft nicht behutsam genug, in Ansehung der Eigenschaften sind, die sie ihren Personen beylegen. Sie bringen z. E. den Hohenpriester in manchen Vorfällen an, wo er wegbleiben sollte. Bald nimmt er die Maria im dritten Jahre im Tempel auf, bald vollzieht er die Heurath der Maria mit dem Joseph, bald beschneidet er das Kind Jesu. Hier verrichtet er auch die Reinigungs- und Auslösungsgebräuche bey der Maria mit ihrem Sohne. Bald werden wir ihn unter der Person des Simeon wieder sehen. Der Hohepriester war eine geheiligte Person, der nur die heiligsten Geschäfte verrichtete, und sich nur an gewissen Tagen in den Tempel begab.

Verdienen die Maler einen Vorwurf, daß sie den Hohenpriester zu oft in den Gemälden, die zur Lebensgeschichte des Heilandes gehören, anbringen, so machen sie sich dessen auch, in Ansehung seiner Kleidung theilhaftig. Jeder gedenkt sich eine Kleidung nach seinem Einfall, mancher giebt ihm sogar ein Chorhemde und eine Pabstmütze. Dieß läßt sich um so weniger entschuldigen, da die Kleidung des Hohenpriesters nicht unbekant ist. Josephus berichtet, daß der Hohe-

priester zur damaligen Zeit, wenn er auf dem Brandopferaltar stieg, um für das ganze Volk zu opfern, mit einer Leinewand umgürtet war, die einen Theil der Lenden bedeckte, darunter war noch eine andre, und darüber ein langes blaues Kleid, das bis auf die Fersen herunter hieng, und dessen Saum unten rings umher mit Glocken und goldnen Granaten wechselsweise besetzt war.

Das Unterkleid war mit Bändern von Gold, Purpur, Scharlach, gelber und blauer Farbe befestigt. Der Leibrock hatte dieselben Farben, und glich einem Harnisch; er war mit zwey Schnallen auf der Schulter befestigt, und in diesem waren zwey große Onyxe gefaßt, darinn man die Namen der zwölf Stämme gegraben hatte. Eben diese Namen waren auch auf zwölf verschiedenen Arten von Edelgesteinen gegraben, und diese waren in vier Reihen in dem Brustschilde gefaßt. Die Mütze war von Leinewand mit einer blauen Schnur, und darüber eine goldne, darauf die vier Vokalen gegraben waren.

Diese Anmerkungen über die Person des Hohenpriesters und seiner Kleidung geben einen Beweis, wie wenig gegründet die meisten Vorstellungen der Maler sind, und wie wenig Mühe sie sich geben, Nachrichten vom Kostum einzuziehen.

Doch

Doch ich wende mich wieder zum Gemälde des Rigaud.

Die reichgekleidete Maria mit ihrer Sklavinn, ist ein wahrer Widerspruch. Da sie nur das Opfer der Armen, und nicht einmal ein Lamm bringt, wie konnte sie kostbare Kleider, und eine Sklavinn haben? Das nackende Kind, welches sie hinhält, ist wider den Wohlstand, und die Gebräuche der Juden. Die Darstellung bestund darinn, daß man den erstgebornen Sohn in den Tempel brachte, und ihn nicht dem Hohenpriester, sondern einem gemeinen Priester übergab, der ihn nachgehends Gott gleichsam darstellte. Der knieende Joseph mit entblößtem Haupte und gefaltenen Händen, ist zwar eine ganz erbauliche Stellung, aber wenn dieß auch ein Zeichen der Andacht bey den Juden gewesen wäre, so ist sie doch hier verkehrt angebracht. Der Vater war bey der Darstellung des Sohnes zugegen, und es war sein Geschäffte, ihn auszulösen.

Daß Maria das Kind darstellt, und zugleich ein paar Tauben übergiebt, ist vollends ein grober Fehler. Die Tauben haben mit der Darstellung nichts zu thun. Sie wurden für die Reinigung der Mutter gegeben, und diese Ceremonie hat, wie im vorigen Kapitel gezeigt worden, gar keine Verbindung mit dem Lösen der Erstgeburt.

Man glaubt, daß letzteres in einem der Nebengebäude des Tempels vorgenommen wurde, überdieses geschahe das Lösen angezeigter maßen nicht mit Tauben, sondern durch Geld.

Die Erzählung dessen, was bey dieser alten Ceremonie ehemals üblich war, und noch heutiges Tages beobachtet wird, mag den Künstlern zur Anleitung dienen, wie sie die Gemälde von der Darstellung Christi der Wahrheit gemäß ausführen können. Seit der Zerstörung des Tempels geschieht es in dem Hause des Vaters, und das ist vielleicht der einzige Umstand, darinn man von der ehemaligen Vorschrift abweicht.

Wenn das zu lösende Kind dreyßig Tage alt ist, so ladet der Vater einige seiner Verwandten und Freunde zu sich, und giebt einem der Nachkommen Aarons, dem er will, Nachricht davon. So bald sich alle Personen versammlet haben, so bringt der Vater eine Schüssel mit einigen Gold- oder Silberstücken, der Priester nimmt das Kind auf seine Arme, und fragt die Mutter, ob das ihr Kind ist? Sie antwortet ja. Er fragt ferner: ob sie nie zuvor einen Knaben, oder Mädchen, oder unzeitige Geburt zur Welt gebracht? Und wenn sie dieses mit nein beantwortet, so setzt er hinzu: Dieß Kind gehört also mir; dreht sich darauf zum Vater, und sagt: Wenn ihr dieß Kind

behal-

behalten wollet, so wisset ihr, was das Gesetz befiehlt. Dieß Geld, erwiedert der Vater, soll dazu dienen. „Ihr wollet es also lösen?“ Ja, das ist mein Wille. In dem Falle, versetzt der Priester mit lauter Stimme, und indem er sich gegen die Anwesenden wendet, bin ich mit dieser Auslösung zufrieden, da das Kind sonst mein wäre. Mit diesen Worten nimmt er ohngefähr ein paar Thaler von dem Gelde, und giebt das Kind den Eltern wieder zurück, welche, nebst der Versammlung, Gott danken, daß er diese Verordnung gemacht hat, und hiermit endiget sich die ganze Ceremonie.

Man kann sich hieraus leicht einen Begriff machen, worinn die Ceremonie zu Christi Zeiten bestund. Joseph und Maria brachten das Kind Jesu in den zur Auslösung der Erstgeburt bestimmten Saal des Tempels; sie baten einige Juden zu Zeugen. Der Priester nahm das Kind, that die oben angezeigten Fragen, Joseph gab die fünf Sekel nach dem Gesetze Mosis, der Priester war damit zufrieden, und lieferte ihnen das Kind wieder aus.

Dieß giebt ein ganz anderes Gemälde, als das vom Rigaud. Der Thron, der Hoheprieſter, die Turteltaube, die Sklavinn, der knieende Joseph, alles verschwindet, und an dessen Stelle sieht man

eine junge Frauensperson mit einer sanften bescheidenen Miene, die ein in Windeln gewickeltes Kind dem Priester überreicht. Dieser hat eine weiße Mütze auf dem Haupte, und einen langen Rock von eben der Farbe an, der mit einem blauen Gürtel zugebunden ist. Ueber seine Schultern hängt ein bunter Mantel, welches ein Zeichen seiner Würde ist, und daß er im Tempel den Dienst verrichtet. Ein Jude, der ein ehrwürdiges und andächtiges Ansehen hat, scheint ihm auf seine Fragen zu antworten. In einer Hand hält er die Schaale mit dem Gelde, und mit der andern zeigt er, daß dieß für die Auslösung bestimmt ist. Verschiedene Personen sind Zeugen der Handlung, keiner hat sein Haupt entblößet, die mit Pergamen bedeckte Stirne deutet an, daß der Ort, wo die Handlung vorgeht, zum Tempel gehört, und zum Gebete bestimmt ist.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Herr nun läßt du deinem Diener in Frieden fahren, oder Simeon im Tempel.

Man giebt den Gemälden, welche dasjenige vorstellen, was sich mit dem Heilande und Simeon im Tempel bey seiner Darstellung und

Aus-

Auslösung zutrug, zuweilen den Namen: Nunc dimittis. Man nennt sie auch irrig, die Darstellung im Tempel, oder die Reinigung. An diesem Irrthume, sind die Maler schuld, weil sie die Begebenheit des Simeon und der Prophetinn Hanna, mit der Reinigung und Darstellung verwechseln. Die Gemälde, welche man davon hat, sind voll von Unrichtigkeiten wider das Kostum, und die Geschichte.

Um dieses zu beweisen, will ich die Gemälde, welche wir davon haben, zergliedern, die Fehler der Maler anzeigen, und ihnen den Weg bahnen, welchen sie wählen sollen. Vor allen Dingen muß man das, was der Evangelist Lukas im 2ten Kapitel vom 25sten bis 38sten Verse so wohl von dem Simeon als der Hanna sagt, mit Aufmerksamkeit durchlesen, um sich alles genau in das Gedächtniß einzuprägen; wir wollen nunmehr die Gemälde selbst untersuchen.

Der Ort der Handlung ist ein Tempel, oder ein dem Herrn geheiligter Ort. Die brennenden Fackeln und dampfenden Rauchgefäße, zeigen einen Religionsgebrauch an. Ein alter Mann in hoherpriesterlicher Kleidung, fällt in der Mitte des Gemäldes vorzüglich in die Augen, und hält ein nackendes Kind auf den Armen, welches er dem Herrn gleichsam darbringt. Eine alte sonderbar gekklei-

dete Frau, sieht das Kind mit Bewunderung an, und eine junge erwartet auf den Knieen mit gefaltenen Händen, und mit einer andächtigen Miene, das Ende der Ceremonie. Ein Mann steht darneben, und beschäfftigt sich mit ein paar Tauben, die in einem Keficht sitzen. Die übrigen Personen scheinen an der ganzen Handlung keinen großen Antheil zu nehmen.

Dieß ist das Hauptsächlichste, was man in den Gemälden von der Darstellung des Heilandes vor dem Simeon antrifft. Zuweilen bringen die Maler, um ihr Bild noch voller zu machen, Gruppen von Engeln in den Wolken an, ja auf manchen werden sie gar zu Chorjungen gemacht, welche die Fackeln und Rauchgefäße tragen. Kann man sich etwas groteskeres und unschicklicheres gedenken? Ueberhaupt ist es ein Fehler der Maler, wenn sie gar zu oft ihre Gemälde mit Engeln auszieren. Sie gehören nirgends hin, als in solche Geschichte, bey welchen sie in der heiligen Schrift vorkommen. Läßt man diese Diener Gottes bey allen Handlungen des Heilandes erscheinen, so vermehrt man die Wunder ohne Noth, und benimmt gleichsam denen, die Christus wirklich verrichtete, das Große, und vermindert ihre Wahrscheinlichkeit *). Wenn

*) Manche Künstler haben sie so gar in weltlichen Vorstellungen, und in den lächerlichsten Stellungen angebracht,

Wenn die Maler die Engel nicht nach Belieben, als Zuschauer einer Handlung, einführen dürfen, so müssen sie sich noch weit mehr in Acht nehmen, ihnen eine Rolle bey der Haupthandlung zu geben. Doch wir haben uns schon zu lange bey den Fehlern einer erhitzten Einbildungskraft, die zu sehr in das Wunderbare fällt, aufgehalten; wir eilen zur Hauptsache.

Weil der Evangelist sagt, daß die Handlung im Tempel vorgefallen, so haben die meisten sich durch dieses Wort verleiten lassen, ein Gebäude vorzustellen, das mit unsern Kirchen viele Aehnlichkeit hat, da solche doch nicht im geringsten statt findet. Man würde Mühe haben, heutiges Tages ein Gebäude ausfündig zu machen, das sich nur einigermaßen mit dem Tempel zu Jerusalem vergleichen ließe. Es war eine bey den Juden von jeher angenommene Meynung, daß die Verehrung dem Höchsten Wesen am angenehmsten wäre, wenn sie an erhabnen Orten geschehe.

gebracht, welche wider alle Achtung laufen, die wir diesen himmlischen Wesen schuldig sind. In der Kirche der heil. Genevieve zu Paris, hat Buyster einen Engel gemalt, welcher dem Kardinal Rochefoucault die Schleppe nachträgt. An dem Grabe des le Camus hat Mazieres einen Engel angebracht, welcher vor dieser Magistratsperson kniet, und ihr ein aufgeschlagenes Buch vorhält. Dergleichen Unsinn sollte man gar nicht dulden.

Daher wurden die Altäre gemeiniglich auf den Bergen errichtet, und der Tempel selbst stand auf dem Berge Zion.

Dieser Berg hatte eine dreyfache Mauer, zu welchem man nach und nach gelangte. In dem ersten Umfange hatte jedermann, Männer und Weiber, Herren und Knechte, Juden und Heiden, freyen Zutritt: Die Aussätzigen allein waren ausgeschlossen. Von hier stieg man in die zweyte Einfassung, wo die gereinigten Juden ihr Gebet verrichteten, und dem Opfer beywohnten, wo gegen Morgen der durch eine Mauer abgesonderte Platz lag, auf welchem die Weiber beteten. Der dritte Umfang entstund durch eine Mauer, die nur von der Höhe einer Brustlehne war. Stieg man diese hinan, so kam man in den Hof der Priester, in dessen Mitte der Brandopfer-Altar stund. Hinter diesem entdeckte man den rechten Tempel. (Man sehe oben das 21ste Kap.)

Innerhalb dieser Einfassungsmauern, und in der Dicke der Mauer selbst, waren viele Säle und Kammern angelegt, deren jede eine besondre Bestimmung hatte. Alle diese Höfe, Altäre, und der innere Tempel selbst, wurden mit dem allgemeinen Namen Tempel belegt. Hätten sich die Maler um diese allgemeine Bedeutung des Wortes Tempel bekümmert, so würden sie, wenn der Evangelist

list vom Simeon redet, alle Begriffe, die wir heutiges Tages damit verbinden, fahren lassen.

Lukas sagt, Simeon habe die Maria und den Joseph im Tempel angetroffen, und zugleich sey auch die Prophetinn Hanna gekommen; aus meiner eben gegebnen Beschreibung kann dieß nirgends anders, als in der ersten Einfassung gewesen seyn, wo alles, und also auch beyderley Geschlechter unter einander waren. Die erste Einfassung des Tempels bestund aus einer prächtigen Kolonnade von vierfach hinter einander stehenden Säulen, welche drey Gallerien ausmachten. Josephus giebt im 14ten Kapitel des 15ten Buchs seiner jüdischen Alterthümer, folgende Beschreibung davon.

„Diese Gallerien bestunden aus vier Reihen, „gleich weit von einander stehender Säulen. Die „Säulenweiten der vierten Reihe, waren zugemauert. Drey Männer konnten kaum eine von „diesen Säulen umklaftern, denn sie hatten sie„benzehn Fuß im Umfange. Sie waren in ko„rinthischer Ordnung, und an der Zahl hundert „und siebenzig. Jede von den drey Gallerien, „welche diese Säulen formirten, waren dreyßig „Fuß breit, funfzig hoch, und ein Stadium lang.“

An einem andern Orte setzt er hinzu: „daß das „Brustgeländer in diesen Gallerien von Cedern

„Holz und so schön und glatt war, daß es die „Augen reizte, wenn man gleich weder Malerey „noch Bildhauerey daran erblickte. Der Fußbo„den war mit allerley Steinen gepflastert. Der „Weg zum zweyten Tempel, (das heißt zur zwey„ten Einfassung,) war zu beyden Seiten mit ei„nem steinernen Geländer eingefaßt. In gewis„sen Weiten waren Säulen, daran auf Griechisch „und Lateinisch allerley Lehren von der Enthalt„samkeit und Reinigkeit eingegraben waren, um „den Fremden zu verstehen zu geben, daß ihnen „der Zutritt zu einem so heiligen Orte nicht ver„gönnt wäre.„

Diese Beschreibung des Orts, wo Simeon den Heiland erkannte, wird den Malern nicht nur alle falsche Begriffe von der Einrichtung des Tempels zu Jerusalem, sondern auch von den Religionsgebräuchen, benehmen, mit welchen sie diese Art von Gemälden überhäufen. Aus einigen Anmerkungen über die Person des Simeons werden sie bald einsehen lernen, wie sehr sie sich bisher von der Wahrheit entfernt haben.

Wir übergehen die Fabeln vom Simeon, daß er nämlich ein Rabbine gewesen, der fleißig im Jesaia gelesen, und weil er die Prophezeyung von der Geburt einer Jungfrau für einen Fehler im Manuscript gehalten, solches Wort ausgekratzt,

daß

daß aber allemal daſſelbe Wort wieder erſchienen, und was dergleichen mehr iſt. Die Kirche hat ſolches nie angenommen, man glaubt aber, vermöge ſehr alter Ueberlieferungen, daß Simeon, als er den Heiland auf die Arme nahm, bereits ein alter Mann geweſen. In dieſem Stücke haben die Maler ſich nach der einmal angenommenen Meynung gerichtet.

Hingegen finden wir deſto mehr Abweichungen in der übrigen Art ihn abzubilden. Einige ſtellen ihn als einen gemeinen Juden, andere als einen Prieſter vor, ja einige machen ihn ſogar zum Hohenprieſter. Dieſe verſchiedenen Vorſtellungen ſind allerdings zu verwerfen, weil dadurch ein gewiſſer Zweifel über die ganze Geſchichte verbreitet wird. Daß er Hoherprieſter geweſen, ſtimmt weder mit der Wahrheit der Sache noch mit der Wahrſcheinlichkeit überein. Die Juden ſahen den Hohenprieſter als einen Mann an, dem Gott zuweilen ſeinen Willen offenbarte. Man kann ſich vorſtellen, was bey ſolchen Begriffen die Erklärung eines Kindes für den Meßias durch den Hohenprieſter bey dem Volke für ein Erſtaunen erregt haben würde.

Dieſe Anmerkung erhält ein noch größeres Gewicht, wenn man bedenkt, daß die Erkundigung der Weiſen nach dem neugebornen König der Juden,

den, und die Versammlung, welche Herodes zusammen berufen hatte, noch im frischen Andenken stund: gleichwohl scheint es, daß die Handlung des Simeons nicht das geringste Aufsehen erregt habe. Der Name des Simeons findet sich auch nicht um diese Zeit in der Liste der sämmtlichen Hohenpriester des Jüdischen Volks, welche uns Josephus hinterlassen. Folglich fällt diese ganze Erdichtung der Maler weg.

Vielleicht verdient der Priesterstand des Simeons eben so sehr in Zweifel gezogen zu werden. Baronius und Allatius führen zwar verschiedene Schriftsteller an, die ihm solchen beylegen, allein dieses sind unzulängliche Muthmaßungen, die sich mit dem Wortverstande der Schrift nicht wohl vereinigen lassen. Um sich davon zu überzeugen, so vergleiche man die Erzählung des Lukas von Simeon mit der Erscheinung des Zacharias. Bey dem letztern heißt es: Es war ein Priester, hingegen bey dem Simeon sagt er blos: es war ein frommer gottesfürchtiger Mensch von Jerusalem. Man findet einen solchen Unterschied in beyden Erzählungen, und die vom Simeon ist so simpel, daß man unmöglich daraus folgern kann, er sey ein Priester gewesen.

Da nunmehr der Ort und der Stand Simeons bestimmt ist, so sehe ich nicht ein, warum

Maria

Maria insgemein in einer so demüthigen und andächtigen Stellung dabey abgebildet wird. Wenn der alte Simeon das Kind bewundert, und darüber in eine Begeisterung geräth, so folgt deswegen nicht, daß die Mutter mit gefaltenen Händen dabey knieen muß. Mich dünkt, ich finde hier den heutigen Gebrauch der Römischen Kirche, wenn eine Mutter Kirchgang hält, und sich, wie man sagt, das Evangelium vorlesen läßt.

Anstatt der Maria eine so ehrfurchtsvolle Stellung zu geben, hätten die Maler lieber für ein anständiges Ansehen des Kindes sorgen sollen. Bey der Lösung der Kinder wurden sie dem Priester niemals nackend übergeben. Ein Alter, der ein nackendes Kind öffentlich umher zeigt, und eine ehrbare Mutter, welche mit Verwunderung zusieht, machen einen solchen Kontrast mit dem Wohlstande und den Begriffen der Ehrerbietung, welche diese Figuren einflößen sollen, daß die Maler sich nicht genug für diesem Fehler hüten können.

Ich kann die komische Episode nicht mit Stillschweigen übergehen, welche Michael Corneille bey einem Gemälde dieser Art angebracht hat. Man bemerkt ein Kind, das seine Zuflucht voll Schrecken zu seiner Mutter nimmt, weil ein Hund den Saum seines Rocks zerreißt. Es kann freylich

lich seyn, daß Hunde in dem ersten Hofe des Tempels gewesen, wo Simeon die Maria antraf: vermuthlich war dieß auch in der Gegend, wo man das Vieh zum Opfer verkaufte; allein aus dem Eifer des Heilandes gegen diesen Misbrauch hätte Corneille schon schließen können, daß die Thiere etwas unanständiges im Tempel sind.

Eben diesem Maler kann man auch, so wie vielen andern vorwerfen, daß sie die Prophetinn Hanna zu jung, nämlich, als eine Frau von funfzig Jahren, abbilden, da sie doch nach dem Evangelisten vier und achtzig Jahre alt war. Manche geben ihr sogar einen Nonnenhabit. Nun giebt zwar Baronius vor, daß man damals schon eine Art von Nonnenorden gehabt; allein wenn dieß auch wahr wäre, so berechtigt es doch die Maler keineswegs, sie fast wie eine heutige Nonne zu kleiden, deren Tracht erst einige hundert Jahre alt ist. Vielleicht hatten die Wittwen bey den Juden eine besondere Kleidung, welche uns unbekannt ist.

Lukas nennt Hanna eine Prophetinn. Einige glauben, daß darunter überhaupt die tugendhaften Wittwen und Jungfrauen verstanden werden, welche sich mit dem Unterricht junger Mädchen beschäftigen; in etlichen apokryphischen Büchern wird sogar behauptet, daß diese Hanna die

Mutter

Mutter Christi im Tempel unterrichtet habe. Andre verstehen solche Weiber darunter, welche Gott besonders erleuchtete, daß sie entweder die Schrift besser als andre erklären, oder künftige Dinge vorher sagen konnten.

Wir merken bey dieser Gelegenheit an, daß Paulus im 1. Brief an die Korinther schreibt, jede Frau müsse sich beym Gebet, oder wenn sie prophezeyet, das Haupt mit einem Schleyer bedecken. Es scheint, daß die Ursache, welche er angiebt, den Heiden selbst nicht unbekannt gewesen, wenigstens schreibt Plutarch (Quaest. Roman.) die Gewohnheit, sich das Haupt beym Opfer zu bedecken, der Ehrfurcht zu, die man für die in der Luft schwebenden Genien hegt. Vermutlich waren die Regeln, welche Paulus den Weibern in Korinth vorschreibt, bey den Jüdinnen üblich: und Hanna richtete sich darnach. Man könnte sie also mit einem Schleyer verhüllt vorstellen.

Wir wollen noch untersuchen, wie die Gemälde von der Reinigung der Maria, von der Darstellung des Heilandes, und von der Begebenheit mit dem Simeon nach der chronologischen Ordnung aufzustellen sind. Nach dem mosaischen Gesetz und dem heutigen Gebrauch gehört der Darstellung und Auslösung des Heilandes der erste Platz. Denn diese mußte nach vier Wo-

chen,

chen, und die Reinigung der Weiber nach sechs Wochen geschehen. Allein die Kirche hat von jeher angenommen, daß beydes an einem Tage vollzogen worden, und zum Andenken dieser doppelten merkwürdigen Begebenheit, ist das Fest der Reinigung eingeführt. Welche Handlung Maria aber an diesem Tage zuerst vorgenommen, ist ungewiß: da das Gesetz vorschrieb, daß die Lösung vor der Reinigung hergehen sollte, so richtete Maria sich vermuthlich wenigstens in diesem Punkte darnach, wenn beydes gleich an einem Tage geschahe.

Simeon traf Maria und den Joseph an, als sie im Begriff waren die gedoppelte Ceremonie vorzunehmen, man thut also am besten, diese Handlung vor jenen beyden vorhergehen zu lassen. Aus dem, was in diesem Kapitel bisher gesagt worden, erhellet, daß die Handlung des Simeons gar nicht zur Reinigung der Maria und Lösung des Kindes Jesu gehört, daß die Maler weder beym Simeon noch bey der Lösung Turteltauben anbringen dürfen. In dem ersten Hofe des Tempels waren vier Reihen Säulen, welche drey Gallerien formirten, wovon die mittelste die beyden zur Seite an Höhe übertraf, und der Weg zum zweyten Hofe war durch ein künstlich gearbeitetes Geländer abgesondert, vermuthlich

traf

traf Simeon in dieser Gegend die Maria mit ihrem Kinde an.

Wir haben ferner gesehen, daß Simeon weder Priester noch Hoherpriester, sondern ein bloßer ehrwürdiger Privatmann war, daß Maria nicht vor ihm kniete, daß ihr Kind nicht nackend war, und daß Hanna keinen Nonnenhabit trug.

Eine junge Person, deren bescheidnes Ansehen, simple aber reinliche Kleidung, Maria verräth, stehet und freuet sich, ihren Sohn vom Simeon geliebkoset zu sehen; sie scheint zu fürchten, dieser möchte ihn fallen lassen, und hält seine vom Alter schwachen Arme. Ihre Bewegung verräth ihre Furcht. Der Charakter Josephs, welcher die Tauben hält, und aufmerksam auf den Simeon sieht, ist Freude und Verwunderung. Das in Windeln gewickelte Kind lächelt den Joseph an, und streckt seine kleinen Arme gegen ihn aus. Die Prophetinn Hanna zeigt allen Umstehenden das Kind, und zieht deren Aufmerksamkeit durch ihre heftigen begeisterten Reden auf sich. Unter den Zuschauern kann man Männer und Weiber, Juden und andre Nationen anbringen. Einige scheinen ganz voll von Erstaunen, andre lächeln spöttisch über die Prophezeihungen Simeons und der Hanna. Das wäre ohngefähr eine nach der Wahrscheinlichkeit, und dem biblischen Texte ent-

worfene Skizze eines Gemäldes, darinn Simeon den Heiland erkennt.

Die Maler stellen den Simeon gemeiniglich vor, wie er nach dem Himmel sieht, und Gott dankt, daß er diesen Zeitpunkt erlebet. Einige Schriftsteller wollen, daß er die Worte: Herr nun läßt du deinen Diener in Frieden fahren, vielmehr an den Heiland gerichtet habe. Dieß ist zwar nicht ganz unwahrscheinlich, doch scheint das erste der heiligen Schrift gemäßer zu seyn; und die Maler thun also am besten, bey ihrer einmal angenommenen Gewohnheit zu bleiben.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Der zweyte Traum Josephs.

Die Schrift redet von vier verschiedenen Träumen des Josephs. Durch den ersten bereits beschriebenen wurde dem Joseph der Verdacht, wegen der Maria, benommen. In dem andern wurde ihm befohlen, nach Egypten zu fliehen, im dritten, wieder in sein Vaterland zurück zu kehren, und der vierte zeigte ihm den Ort an, wo er seinen Aufenthalt wählen sollte.

Matthäus erzählt den zweyten Traum des Josephs gleich nach der Abreise der drey Weisen, und damals war Joseph zu Bethlehem. Es ist

aber

aber ein schlimmer Umstand dabey, daß Matthäus weder der Reinigung der Maria, noch der Darstellung des Heilandes gedenkt, welche man insgemein zwischen der Abreise der Weisen, und dem zweyten Traume Josephs einschiebt. Lukas hingegen, dem wir die Nachricht von der Reinigung und Darstellung zu danken haben, sagt, daß beyde Aeltern nach diesen Ceremonien von Jerusalem nach Nazareth giengen, erwähnt aber nichts von der Flucht nach Egypten.

Einige glauben daher, daß Joseph schon wieder in Nazareth gewesen, als ihm der Engel des Herrn zum andern mal erschienen; andere, daß es in oder bey Jerusalem, und noch andere, daß es in der Grotte zu Bethlehem geschehen. Die letzte Meynung ist die gewöhnlichste, und bey dieser, dünkt mich, sollten die Maler bleiben. Der göttliche Befehl war dringend; Joseph sollte gleich aufstehen und fliehen. Dieß geschahe auch. Die Rache des Herodes erstreckte sich nur auf Bethlehem, in Nazareth wäre Maria mit ihrem Kinde sicher gewesen.

Es läßt sich auch noch ein andrer Grund angeben, warum Joseph sich noch in Bethlehem aufhielt, und dieß ist die Schätzung. Eine Jüdinn konnte vor ihrer Reinigung zwar ihre häuslichen Geschäffte besorgen, enthielte sich aber vermuth-

lich aller öffentlichen oder gerichtlichen Verrichtungen. Maria ließ sich also nicht eher einschreiben, bis sie sich gereinigt hatte, und kam deswegen von Bethlehem wieder zurück. Dieß bestätigt auch eine alte Sage, denn man zeigt heutiges Tages am östlichen Ende von Bethlehem, eine Grotte, darinn Maria sich so lange mit ihrem Kinde aufgehalten haben soll, bis Joseph alles zur Reise veranstaltet hatte. Ich übergehe die übrigen Umstände dieses Traums, die Maler können sich bey dem Matthäus im 2ten Kapitel hinlänglich Raths erholen.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Die Flucht nach Egypten.

Die meisten Gemälde von der Flucht nach Egypten, sind wahre Episoden, wobey die Maler bloß die apokryphischen Bücher und ihre Einbildungskraft zu Rathe gezogen haben. Wir übergehen die in solchen Büchern enthaltenen Mährgen, daß zum Exempel alle Götzenbilder bey der Ankunft des Heilandes in Egypten, von selbst über einen Haufen gefallen, und was dergleichen mehr ist. Man überlege nur, wenn dieses wahr wäre, was für ein Aufsehen die Ankunft des Heilandes in Egypten gemacht haben würde. Seine

Eltern

Eltern flohen mit ihm, um hier sicher zu seyn; auf diese Weise hätten ihn die egyptischen Priester gewiß auf das äußerste verfolgt, dieß Wunder wäre dem Herodes zu Ohren gekommen, und seine Rachbegierde würde nicht unterlassen haben, dem Kinde Jesu auch in Egypten nachzustellen.

Wenn die Götzenbilder nicht einmal umgestürzt, sondern nur erschüttert worden wären, so hätten die Geschichtschreiber des Landes, oder die Römer, welche damals dort herrschten, eines solchen Wunders gewiß erwähnt. Wir wissen, daß das berühmte Bild des Serapis in Alexandrien, welches dem Vorgeben nach, bey der Ankunft des Heilandes umfiel, erst unter dem Theodosius, fast vierhundert Jahre nachher, umgeworfen und zerschlagen worden.

Jedoch man darf sich nicht wundern, daß die Geschichtschreiber davon schweigen, so bald man annimmt, daß die Vorstellung der Maler wahr ist. Die Scene ist ein weites Feld, wo man keine menschliche Seele sieht, und wo diese Statue an einem Baume steht, und zusammen fällt. Joseph und Maria sind die einzigen Zeugen des Wunders, scheinen sich aber nicht darum zu bekümmern; vermuthlich hatten sie wegen der Flucht nicht Zeit. Warum wählen die Maler aber ei-

nen Priap, da doch die Attribute des Serapis bekannt genug sind, wenn ja die Fabel beybehalten werden muß. Ich will sie zwar nicht in der Meynung vom Umsturze der Götzenbilder bestärken, wollen sie aber doch dabey bleiben, so müssen sie wenigstens nach der Wahrscheinlichkeit handeln. Eine Statue unter einem Baume, trifft man in hundert Gärten an: es sollte wenigstens durch einen Tempel oder Altar angezeigt werden, daß dieß ein Götzenbild ist, welches umfällt.

Ein andres damals dem Vorgeben nach geschehenes Wunderwerk mit einem Pfirschenbaume, stellen sie eben so verschieden vor. Vouet und Le Brun malen einen Palmbaum. Sozomenes sagt, es hätte sich der Pfirschenbaum vor dem Heilande geneigt, weil der Teufel, welcher unter dieser Gestalt angebetet wurde, sich für den Heiland fürchtete. Man findet auch, daß die Egypter einen gewissen Baum göttlich verehrt, weil seine Frucht, ihrer Einbildung nach, dem Herzen, und das Blatt, der Zunge des Menschen glich. Des Sozomenes Muthmaßung hat doch noch einigen Schein wegen des alten Glaubens der Egypter, aber die Maler wollen es besser machen, und nehmen statt der Teufel, Engel an.

Eben dieser Schriftsteller erzählt, daß man diesem Pfirschenbaum seit der Zeit eine sonderbare

Kraft

Kraft zugeschrieben, weil man sich mit der Rinde, der Frucht, und den Blättern, allerley Krankheiten vertreiben können. Was thun aber die Künstler? Sie lassen den Palmbaum keine Verbeugung gegen den Heiland machen, sondern die Engel biegen die Aeste nieder, damit das Kind Jesus, dessen Hand Maria leitet, die Früchte abpflücken kann. Dieser Einfall ist so sonderbar, und geht von der Erzählung des Sozomenes so sehr ab, daß man beydes für zwey ganz verschiedene Mirakel halten sollte: Maler, die auf diese Weise Fabeln in geistliche Gemälde bringen, und noch gar durch eigne Zusätze vermehren, verdienen den größten Tadel.

Andere Künstler, welche den Umsturz der Götzenbilder, und die Verbeugung des Palmbaums weglassen, nehmen ein neues, und eben so tadelnswürdiges Wunder an. Sie bilden sich ein, das Kind Jesu sey auf der Reise als Gott erkannt worden; man sieht dieses auf einem Gemälde in der Kirche des heil. Sulpicius zu Paris, wo das Kind Jesu die Hand ausstreckt, und ein paar Personen, die es auf den Knien anbeten, segnet. Wo steht es geschrieben, daß Christus auf dieser Reise erkannt worden? Ueber dieses ist es ein wahrer Widerspruch mit der Haupt-

handlung. Wer flieht, will verborgen, und nicht unterweges von jedermann erkannt seyn.

Einige bringen in den Gemälden von der Flucht nach Egypten, einen Fluß an. Man sieht die Maria gar Wasser daraus schöpfen, und dem Kinde geben, da sie es doch mit ihrer Brust stillte. Andere lassen den Esel, darauf Maria sitzt, ganz ruhig mitten im Flusse trinken. Der Esel wird dadurch gleichsam zur Hauptfigur, oder wenigstens diejenige, welche eine Handlung vornimmt, und die andern scheinen sich gleichsam nach ihm zu bequemen. Zuweilen sieht man auch Maria ganz furchtsam auf einem unsichern Steg über den Fluß gehen. Jordaans setzt sie mit einem Kahne über den Fluß. Der Esel steht schon darinn, Maria und Joseph sind im Begriffe, ihm zu folgen.

Ich muß noch eine allgemeine Anmerkung, in Ansehung der Gemälde von der Flucht nach Egypten, hinzusetzen. Mich dünkt, alle Nebenumstände, wodurch die Maler solche zu bereichern suchen, schicken sich zu wenig für den Hauptgegenstand. Das Kind Jesus, welches Obst pflückt, Maria, welche demselben Wasser darreicht, und der Esel, welcher seinen Durst löscht, charakterisiren die Flucht nicht. In allen herrscht eine gewisse Ru-

he, die nicht mit der Furcht übereinstimmt, in welcher Joseph und Maria schwebten.

Auf allen Bildern zeigt sich ein heiterer Himmel und eine reizende Landschaft, die zum Vergnügen einladet. Gleichwohl hatte Joseph den Traum bey der Nacht. Er stund eilends auf und flohe noch bey der Nacht, wie es ausdrücklich heißt. Warum nutzen die Maler diesen Umstand nicht, da er interessant ist, und die Vorstellung wahrhafter macht. Man weiß nicht, welchen Weg Joseph nahm. Es gieng eine große Heerstraße von Bethlehem über Hebron nach Egypten; weil Flüchtige aber selten die öffentliche Straße wählen, so gieng Joseph vermuthlich durch unbekannte Abwege. Ueberdieses hat Judäa viele Gebürge. Eine bergigte und felsigte Gegend würde also dieser Flucht angemessener seyn, als die weiten reizenden Ebenen, welche man gemeiniglich in solchen Gemälden wahrnimmt.

Die Künstler würden ihnen noch mehr Wahrheit geben, wenn sie den Anfang der Flucht wählten, und in dem Betragen Josephs und der Maria Furcht und Eilfertigkeit sehen ließen. Ich stelle mir den Joseph vor, wie er sein Gepäcke selbst trägt, einen Stock in der Hand hat, das Kleid ist zurückgeschlagen, und er geht mit eilfer-

tigen Schritten. Maria folgt ihm voll Unruhe, und sieht sich um, ob sie auch verfolgt werden. Sie hält ihr Kind auf den Armen, und hat es zugedeckt, um es vor aller Welt zu verbergen. Der Tag bricht an, und man sieht in einer dunklen Ferne nichts als Berge und Felsen.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Der Kindermord des Herodes.

Die Griechische Kirche giebt die Anzahl der erschlagenen Kinder auf vierzehn tausend an. Doch dieß sind ungewisse Ueberlieferungen. Wir wissen überhaupt sehr wenig von dieser grausamen Handlung. Josephus, der das Leben des Herodes sonst so genau beschreibt, übergeht solche ganz mit Stillschweigen, und Matthäus ist der einzige unter den Evangelisten, der solche erzählt. Wir lernen die Hauptsache, aber gar keine Nebenumstände, welche die Maler nutzen könnten.

Macrobius *) erwehnt, des Herodes eigner Sohn sey bey dieser Gelegenheit umgebracht worden, und als August Nachricht von dem Kindermorde erhalten, habe er gesagt, es sey besser des Herodes Schwein als sein Sohn zu seyn.

Allein

*) Saturnal. l. 2. c. 4.

Allein Macrobius lebte vier hundert Jahre spä-
ter, er erzählt, daß der Kindermord in Syrien
geschehen, es scheint auch nicht, daß Herodes da-
mals noch einen zweyjährigen Prinzen gehabt;
dieser König ließ zwar um diese Zeit einen Sohn,
der ihm nach dem Throne trachtete, umbringen,
es geschahe aber auf Befehl Augusts. Der Kaiser
wußte auch, daß Herodes sich nicht nach den
Jüdischen Gesetzen richtete, und also gar wohl
Schweine tödten durfte.

Die Maler haben diese Erdichtung glücklicher
Weise nicht angenommen. Vielleicht sind aber
andere Nebenumstände, die sie einmischen, eben
so sehr zu tadeln, als wenn sie dieses gethan hät-
ten. Wir wollen erst die Gemälde von diesem
Gegenstande selbst untersuchen, und hernach se-
hen, in wie weit solche mit der heiligen Schrift
übereinstimmen, oder wenigstens wahrscheinlich
sind.

Nach dem Matthäus wurden alle Kinder in
Bethlehem und in der Gegend umher ermordet.
Eusebius und andre sagen gar, es sey im gan-
zen Gebiete des Herodes geschehen, und dieß hat
einige Wahrscheinlichkeit, weil Joseph nach Egy-
pten fliehen mußte, da er sich sonst nur aus der
Gegend von Bethlehem begeben durfte. Aber
diese Meynung ist einmal nicht angenommen,

und

und man bleibt bey der Schrift. Die Maler wählen daher auch zum Ort der Handlung eine Stadt und die umliegende Gegend. Rahel starb zu Ephrata oder Bethlehem, und ihr Grab wird noch von den Türken sorgfältig in Ehren gehalten. Bey denselben geschieht der Mord nach dem Maler le Brun. Am Fuße des Monuments sitzt eine von ihren blutigen Kindern umgebene Mutter und weinet, welches eine schöne und rührende Gruppe ausmacht. Dieser Einfall ist um so glücklicher, weil Matthäus bey dieser Gelegenheit die Worte des Jeremias anführt: Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen.

Die Maler irren, wenn sie Bethlehem als eine prächtig gebauete Stadt vorstellen. Man sieht Pyramiden, Palläste, hohe Mauern, die sich nicht für Bethlehem, und überhaupt für keine Jüdische Stadt schicken. Jedes Land hat seine besondre Bauart. Die Jüdische stimmt mit der unsrigen gar nicht überein, und der verschiedene Himmelsstrich erfordert es. In kalten und vielem Regen unterworfenen Gegenden muß man sich natürlicher Weise dafür bewahren, und sorgen, daß das Wasser ablaufen kann. In warmen Ländern hingegen, wo es selten regnet, läßt sich eine ganz verschiedene Bauart anbringen.

Wir gebrauchen dichte Fenster, hohe Dächer und Schorsteine; die Orientaler haben offene Gallerien und platte Dächer. Wir handeln zwar gegen die Natur unsers Himmelsstriches, wenn wir die platten Dächer, und den steinernen Fußboden heißer Länder, bey unsern Gebäuden und Kirchen anbringen; allein dieß berechtigt den Maler nicht, unser Kostum in Gemälde zu versetzen, deren Handlung in Asien vorgeht. Wenn man den Poußin und etliche andre ausnimmt, so kann man selten den Himmelsstrich aus den Gemälden errathen.

Eine prächtige Bauart in Bethlehem, widerspricht dem jüdischen Geschmack und der Schrift, welche Bethlehem eine kleine Stadt nennet; jetzt ist sie ein Dorf, und nimmt die Spitze eines Berges ein. Die meisten Städte der Juden lagen auf Bergen und Felsen, und hatten einen sehr beschwerlichen Zugang, den oft bloß die Einwohner wußten. Dieser vortheilhaften Lage hatten es die Juden zum Theil zu danken, daß sie den Angriffen auswärtiger Feinde so lange Widerstand leisteten.

Jedes Haus hatte eine Terrasse oder plattes Dach, in der Mitte war eine Oeffnung, welche man nach Belieben zumachen konnte, die dem Gebäude inwendig Luft und Licht verschaffte, und

wodurch der Rauch einen Abzug bekam. Das Dach war rings umher, zu Verhütung alles Unglücks, mit einem Geländer umgeben, welches Moses ausdrücklich befohlen hatte. Auf diesen Dächern verrichteten die Juden ihr Gebet, und bewirtheten ihre Gäste. Man schlug hier gemeiniglich ein kleines Zelt auf, darinn solche sich aufhielten. Die Treppe zu demselben war auswendig am Hause angebauet, und man hält dafür, daß der Herr des Hauses den Schlüssel dazu, bey sich im Gürtel führte.

Die Häuser selbst hatten nichts besonders; sie stunden gemeiniglich auf allen Seiten frey. Wenn es angieng, legte man solche vor einer Grotte oder Höhle an, die alsdann einen Theil der Wohnung ausmachte. Manche Familien hatten gar nichts anders, als eine solche Höhle zum Aufenthalte. Mit dergleichen Wilden, die ganz Galiläa durch ihre Räubereyen verheerten, hatte Herodes einen besondern Krieg zu führen, er brachte einige Jahre zu, ehe er sie bändigen konnte.

Bey öffentlichen Gebäuden gebrauchte man so große Steine und Balken, als man nur habhaft werden konnte. Sie wurden mit eisernen Klammern oder bleyernen Platten befestigt. Die Privathäuser bestunden theils aus Holz, theils aus unbearbeiteten Steinen, die mit Thon, oder auch

mit

mit Kalk beworfen, und bald mit dieser, bald mit jener Farbe angestrichen wurden. Dergleichen Gebäude fielen, wie man sich leicht vorstellen kann, nicht prächtig in die Augen. Josephus sagt selbst von dem Theile von Jerusalem, darinn er geboren war, und welcher die Neustadt hieß, daß solcher enge Gassen und unscheinbare Häuser hatte.

Wie leicht und schlecht die Häuser gebauet waren, erhellet aus eben diesem Geschichtschreiber, denn als die Römer in Gamala, einer galiläischen Stadt, eindrangen, und die Einwohner ihnen so zusetzten, daß sie ihre Zuflucht in die Häuser nehmen mußten, stürzten viele ein, weil sie die Last so vieler Menschen nicht tragen konnten, und rissen im Fallen die benachbarten nieder. Die Juden hatten einen Abscheu für die Malerey und Bildhauerey, und dieß hatte auch einen Einfluß auf die Baukunst: sie wußten, so zu sagen, nichts von diesen drey schönen Künsten, welche jederzeit von gesitteten Nationen so hoch geschätzt worden.

Herodes suchte solche empor zu bringen. Er ließ den Tempel wieder prächtig aufführen. Er bauete einen kostbaren Pallast, ein Theater, und vor der Stadt ein Amphitheater, oder eine Rennbahn zu allen damals üblichen Spielen. Zu Jericho legte er prächtige Gärten mit Fontänen,

und bronzenen Statuen an, die Wasser sprützten, wovon die Juden bisher nichts gewußt hatten. Auch andere Städte suchte er durch öffentliche Gebäude zu verschönern: und bey allen zeigte sich ein schöner Geschmack. Allein die Juden giengen nicht von ihren Gesetzen ab, sie murreten über diese Neuerungen, und blieben in ihren Hütten wohnen, die sie von ihren Voreltern geerbt hatten.

Wenn ich hier gleich einen Begriff von der Bauart der Juden zu geben gesucht habe, so ist deswegen meine Absicht nicht, daß die Maler in Bethlehem nichts als solche elende Hütten malen sollen: sondern ich zeige ihnen nur an, daß sie, da die Schrift Bethlehem als einen kleinen Ort beschreibt, keine aus Pallästen und Obelisken bestehende Stadt malen dürfen, die sich nur für eine prächtige Residenz schicken.

Nach Untersuchung des Orts, wo der Kindermord vorgegangen, kommen wir auf die Zeit und übrigen Umstände. Die Maler handeln nach der Wahrscheinlichkeit, wenn sie den Tag dazu wählen, hingegen fehlen sie im Alter der Kinder. Die heilige Schrift redet nur von Kindern unter zwey Jahren, und sie malen welche, die fünf bis sechs Jahre alt sind. In manchen Bildern ist Herodes gegenwärtig, wie Raphael und einige

andere

andere annehmen. Diese Erdichtung streitet wider die historische Wahrheit, denn es heißt ausdrücklich, er schickte hin, folglich war er nicht selbst zugegen. Wird ein Tyrann sich öffentlich und mitten unter dem Haufen derer, die er ermorden läßt, zeigen? Dieß hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit. Und wie konnte Herodes sich selbst nach Bethlehem erheben, da er zu Jericho unter den Händen der Aerzte war, die sich vergebens bemüheten, sein Leben zu verlängern?

Raphael und seine Nachfolger handeln also wider die gesunde Vernunft und die Wahrscheinlichkeit, wenn sie den Herodes auf seinem Thron sitzend und als einen Zuschauer dieses blutigen Auftritts vorstellen. An der Kanzel in der Kirche der unschuldigen Kinder zu Paris ist dieses ebenfalls abgebildet. Ist es nicht überdieses beleidigend, wenn man diesen Tyrann an einem Orte die unmenschlichsten Befehle geben sieht, wo Menschlichkeit und Billigkeit geprediget wird?

Wenn man die Gemälde von dem Kindermorde betrachtet, so sollte man glauben, man sähe eine geplünderte Stadt. Auf den Gassen, auf den Häusern, an allen Ecken sieht man nichts als verzweiflungsvolle Mütter, die sich zu verstecken und zu fliehen suchen, und wütende Soldaten, die Kinder umbringen. Die Stellungen

wehrloser Mütter und der Soldaten oder Henker machen das Gemälde zwar schon interessant genug, es scheint mir aber gar nicht glaublich, wenn das Morden anders auf dieselbe Art vollzogen worden, wie es vorgestellt wird, daß sich kein Mann, kein Vater zur Wehre gesetzt haben sollte. Väter, die ihre Kinder zu vertheidigen suchen, würden in dem Bilde nicht überflüßig seyn, und der Denkungsart der Maler auch keine Unehre machen.

Es ist aber noch allerdings eine Frage, ob der Kindermord wirklich auf diese Art vollzogen worden, und ob die Ausführung der Maler mit der Wahrscheinlichkeit übereinstimmt? Einige Anmerkungen über die Worte des Matthäus werden dieses in ein näheres Licht setzen. Herodes ließ alle Kinder umbringen, damit das Kind Jesu gewiß nicht am Leben bleiben sollte. Es war ihm also daran gelegen, solche Maßregeln zu nehmen, daß keines entkommen konnte. Hätte er geglaubt, dieses durch einige Henker zu verrichten, welche die Mütter aufsuchen mußten, das wäre so unüberlegt gewesen, als man es sich von einem der verschmitztesten Regenten seiner Zeit nicht gedenken kann.

Herodes ließ nicht alle Kinder in Bethlehem, sondern nur diejenigen umbringen, die noch nicht

zwey

zwey Jahre alt waren. Dieß ist die zweyte Anmerkung, welche aus der Erzählung des Evangelisten folgt. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß seine tyrannischen Befehle sich blos auf die Knaben erstreckten, weil die Weisen ihm einen Knaben verkündigten, und er von Mädchen nichts zu befürchten hatte. Weil es heißt, die Kinder von zwey Jahren und darunter, so schließt man auch billig, daß diejenigen Kinder, welche noch nicht sechs Wochen alt waren, oder die nach der Abreise der drey Weisen geboren waren, nicht darunter begriffen sind, wenigstens nehmen die meisten Ausleger diese Erklärung an.

Hieraus folgt, daß Herodes ein Mittel oder eine List anwenden mußte, um zu seinem Endzweck zu gelangen, und daß sich die bisherige Vorstellung der Maler weder mit den bekannten Umständen, noch mit den daraus zu ziehenden Folgen zusammen reimen läßt. Vielleicht ließ Herodes an einem bestimmten Tage und wohl verschlossenen Orte alle Knaben aus Bethlehem und der Gegend umher, die unter zwey Jahren und über sechs Wochen alt waren, zusammen kommen, und darauf ermorden. Diese Muthmaßung wird um desto wahrscheinlicher, weil Josephus einen ähnlichen Vorfall erzählt. Herodes wollte, daß die Juden seinen Tod beweinen

sollten, er ließ deswegen die Vornehmsten in der Rennbahn einschließen, und gab Befehl, sie, sobald er gestorben seyn würde, umzubringen; auf gleiche Weise hat er auch die Kinder in Bethlehem umbringen lassen können.

Wenn man dieses annimmt, so hat eine gewisse Anzahl Männer, und vermuthlich Soldaten, die Kinder erwürgen können. Es ist nicht glaublich, daß Herodes Juden dazu gewählt, weil diese zu viel auf ihre Nation hielten, um sich mit dem Blute jüdischer Kinder zu besudeln. Tacitus merkt auch an, daß sich diese Nation durch ihre Liebe und Achtung für die Kinder vorzüglich auszeichnete. Ich will auch meine Muthmaßungen sagen, was für Soldaten Herodes dazu gewählt.

Er hatte vier hundert Mann, die theils Gallier theils Deutsche waren, diese rohen Menschen kannten keine andre Gesetze als den Willen dessen, der sie bezahlte. Sie hatten erst dem Marcus Antonius, darauf der Cleopatra, und endlich dem August gedient, dieser trat sie dem Herodes ab, welcher sie zu seiner Leibgarde machte. Sie waren ihm sehr ergeben, und vermuthlich bediente er sich ihres Arms zur Vollstreckung dieser unmenschlichen Handlung. Die Maler könnten, dünkt mich, diese Muthmaßungen annehmen,

und

und mit der vorigen verbinden, um eine gewisse Uebereinstimmung in den geistlichen Gemälden einzuführen, die billig durchgängig darinn herrschen sollte.

Ich möchte aber fragen, ob es denn unumgänglich nöthig ist diese Handlung vorzustellen, und den Augenblick zu wählen, da sie ausgeführt worden? Muß man in den Kirchen Beyspiele der schrecklichsten Bosheit der Menschen aufhängen? Da man alles in den Gotteshäusern vermeidet, was Gedanken der Wollust erregt, so sollte man auch das verbannen, was Rachsucht und Unmenschlichkeit verräth.

Ich mache diese Anmerkung, weil es scheint, daß die Künstler sich bemühen, in diesen Gemälden Züge der größten Grausamkeit anzubringen. Bald treten die Soldaten die Kinder mit Füßen, bald zerreißen sie solche in Stücken, bald halten sie solche mit den Zähnen, als wollten sie solche fressen, und was dergleichen mehr ist. Sollte sich der Gegenstand nicht auf eine die menschlichen Empfindungen weniger beleidigende Art ausführen lassen? Könnte man nicht lieber Mitleiden zu erregen suchen? Könnte man nicht die bereits ermordeten Kinder im Blute liegend vorstellen, und solche von ihren Müttern und ältern Geschwister beweinen lassen? Ein geschickter

Pinsel könnte ein Gemälde auf diese Art eben so interessant machen. Man würde sich dabey jener grausamen Handlung lebhaft erinnern, welche die Menschheit eben so sehr beleidiget, als sie solche erniedriget.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der Aufenthalt in Egypten.

Der Verfasser des Apokryphischen Buchs von der Kindheit Christi sucht den Ort zu bestimmen, wo Joseph und Maria sich während ihres Aufenthalts in Egypten befunden. Es heißt, sie hätten anfangs in Alexandrien gewohnt, den Ort aber bald verlassen müssen, weil das Kind Jesu so viele Wunder gethan, nachgehends hätten sie sich bald in dieser bald in jener Höhle aufgehalten, und zuletzt in Matara bey Hermopolis niedergelassen. Andre geben den Ort unweit Alt Cairo an. Man zeigt das Haus daselbst noch heutiges Tages, und die Coptischen Christen besitzen es. Der Pater Eugenius beschreibt es in seiner Nachricht vom heiligen Lande, und giebt den Umfang neun Schritte ins Gevierte an.

Dem sey wie ihm wolle, genug Joseph und Maria flüchteten nach Egypten, um vor den Verfolgungen

folgungen des Herodes sicher zu seyn. Die Maler müssen also dieses Land in ihren Gemälden zu charakterisiren suchen. Es ist bekannt, daß die Pyramiden ein Sinnbild Egyptens sind. Die Einwohner waren sehr abergläubisch; und zierten ihre Wände gemeiniglich mit den Figuren einer Gottheit, oder mit Hieroglyphen, denen sie eine besondere Kraft beylegten; auch hiervon kann der Maler Gebrauch machen.

Wir übergehen die Fabeln von den vielen Wundern des Kindes Jesu in Egypten, zum Exempel, daß es gleich eine Quelle zum Behufe der Eltern entstehen lassen, weil sie längst verworfen sind. Inzwischen haben einige Künstler die Maria in Egypten vorgestellt, wie sie die Windeln ihres Kindes wäscht, wodurch sie, wie es scheint, auf jene Wunderquelle deuten wollen; auf andern Bildern liesst das Kind Jesu Blumen auf, welche an dem Rande dieser Quelle wachsen. Diese Erdichtungen scheinen dem ersten Ansehen nach gleichgültig, sie bleiben es aber nicht mehr, wenn man verschiedene Gruppen von Engeln wahrnimmt, welche Maria und das Kind bedienen, bald schöpfen sie Wasser, bald pflücken sie Blumen, u. s. w. Dergleichen Einfälle verdienen mit allen Fabeln, von den Wundern des Kindes Je-

su, deren die apokryphischen Bücher gedenken, in eine Klasse gesetzt zu werden.

Wenn die Künstler den Aufenthalt der heiligen Familie in Egypten, in ein besonderes Gemälde bringen wollen, müssen sie bedenken, daß dieser Theil von Afrika, der Maria und dem Joseph damals kein ganz fremdes Land war. Viele jüdische Familien hatten damals die dürren und nackten Felsen des gelobten Landes verlassen, und sich nach Gegenden begeben, wo ihr Fleiß besser angewandt war. Wenn der Geschichtschreiber Josephus von diesen Gegenden redet, so nennt er vorzüglich Phönicien, die beyden Syrien, Pamphilien, Cilicien, und verschiedene andere Stücke von Asien, bis nach Bithynien, und tief in Pontus. In Europa nennet er Thessalien, Böotien, Macedonien, und die Inseln des Archipels. „Was soll ich, setzt er hinzu, von den jenseits des „Euphrats belegenen Provinzen sagen? Wenn „man einen Theil der Provinz Babylon und eini„ge andere Statthalterschaften ausnimmt, so „wohnten fast in allen Städten, die in einer „fruchtbaren Gegend lagen, Juden."

Er berichtet uns auch, daß, zumal in Egypten, eine große Menge Juden lebten. Ptolomäus Philometor erlaubte ihnen unweit Heliopolis einen Tempel nach dem Model des zu Jerusalem aufzuführen.

führen. Sie legten in der Folge verschiedene Synagogen an, und wurden durch die schönen Tapeten berühmt, wovon sie eine Fabrik in Alexandrien anlegten.

Dieser Zerstreuung ungeachtet, behielten die Juden alle ihre Gesetze und Gebräuche bey. Sie achten es für eine Pflicht, wenn es möglich war, nach Jerusalem zu gehen, um daselbst die hohen von Moses vorgeschriebenen Feste zu feyern. Sie bezahlten den Priestern daselbst den Zehenden, und schickten abwesend Geschenke und Opfer dahin; mit einem Worte, sie stunden mit den Juden im gelobten Lande beständig in genauer Verbindung.

Diese Verbindung zeigte sich insonderheit auf Reisen. Sie nahmen sich wechselsweise auf, und sparten weder Mühe noch Kosten, um sich einander zu helfen und nützlich zu seyn. Josephus erzählt, daß er sich im sechs und zwanzigsten Jahre mit einigen Opferpriestern, die man zur Rechtfertigung derselben nach Rom schickte, zu Schiffe begeben, und bey der Ankunft zu Pozzuolo mit einem Juden, Alitur, Bekanntschaft gemacht, der sich, ob er gleich ein Israelit war, dem Theater gewidmet hatte, und wegen seiner besondern Talente bey dem Kaiser Nero sehr in Gnaden stund. Er verschaffte dem Josephus mit leichter Mühe

den Zutritt bey der Kaiserinn, und erhielt durch deren Vermittelung Verzeihung für die Opferpriester.

Aus dem bisher gesagten, können die Maler schließen, daß Maria und Joseph bey der Liebe und Hülfe, welche die Juden sich unter einander bewiesen, mit ihren damals in Egypten wohnenden Landsleuten, gar bald Bekanntschaft machten, und von ihnen allen möglichen Beystand erhielten. Die Eltern des Heilandes befanden sich demnach, wenn sie gleich aus ihrem Vaterlande flüchtig geworden waren, gleichsam unter ihren Mitbürgern und Freunden. Wenn sich also solch eine Menge von Wundern zugetragen hätte, so würden sich alle Juden um das Kind versammlet haben, um zu sehen, was für ein jüdisches Kind sie verrichte. Das Gerücht von diesem sonderbaren Kinde würde sich bald überall verbreitet haben, und der Zweck, es heimlich zu halten, nicht erhalten worden seyn.

Aus diesen Betrachtungen erhellet zugleich, wie nöthig es ist, bey Vorstellung geistlicher Gegenstände dabey zu bleiben, was der Wahrheit gemäß, und allgemein angenommen ist; und sich hingegen nicht aus diesem Cirkul zu wagen. Wer davon abweicht, macht es wie ein vorwitziger Reisender, der bey einbrechender Nacht eine gefähr-

fährliche und unbekannte Straße gehen will, und sich immer mehr, je weiter er seinen Weg fortsetzt, verirret.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Der Tod des Herodes.

Nichts ist schrecklicher, als die Nachrichten, welche uns Josephus von den letzten Lebensstunden des Herodes giebt. „Gott wollte, „sagt er, diesen Prinzen für seine Bosheiten büs„sen lassen, daher nahm seine Krankheit täglich „zu. Eine langsame brennende Hitze, die man „nicht sahe, verzehrte ihn innerlich; sein Hunger „war gar nicht zu stillen; die Eingeweide waren „voller Geschwüre, welche ihm die entsetzlichsten „Leibesschmerzen verursachten. Die Füße und der „Unterleib schwollen, und sahen ganz blaugelb. „Die Theile, welche die Schamhaftigkeit zu ver„bergen befiehlt, faulten, und es erzeugten sich „Würmer darinn. Er schöpfte schwer Athem, „und dieser gab einen so unleidlichen Geruch, daß „es niemand bey ihm ausstehen konnte. Die „Nerven zogen sich ganz zusammen. Alle From„men und Rechtschaffenen sahen dieß für ein of„fenbares Strafgericht Gottes an.“

Eusebius nimmt den Kindermord in seiner Kirchengeschichte als die ärgste seiner unmenschlichen Thaten an, welche ihm dieß schmerzliche Ende zugezogen haben, und die meisten Verfasser von der Kirchengeschichte, pflichten seiner Meynung bey. Die Künstler folgten ihnen in vorigen Zeiten darinn. Man sieht unter den Basreliefs im Chor der Domkirche zu Paris, den Herodes auf einem Throne sitzend, Befehle zu dem Morde geben, zugleich aber die größten Schmerzen leiden. Die Vorstellung wird durch ein paar kleine Teufel sehr komisch; welche auf seinen Schultern stehen, und ihm die Krone nehmen wollen.

So schrecklich das Ende des Herodes war, so prächtig war hingegen das Leichenbegängnis, welches ihm nach seinem Tode gehalten wurde. Weil der Künstler sich daraus einen Begriff von dem ehemaligen Leichengepränge der jüdischen Könige machen kann, so will ich dieses Kapitel mit der Nachricht, welche Josephus uns davon giebt, schließen.

„Der Körper hatte königliche Kleidung an, die „Krone auf dem Haupte, und den Zepter in der „Hand; er wurde auf einer vergoldeten Bahre „getragen, die mit den kostbarsten Edelgesteinen „besetzt war. Die königlichen Prinzen, und die

„näch-

„nächsten Verwandten, giengen hinter derselben, „darauf folgten die Soldaten nach den verschie„denen Nationen. Die Thracier, Gallier und „Deutschen waren die ersten, darauf kamen die „übrigen; sie wurden alle von ihren Officiers „aufgeführt, und waren gewaffnet, als wenn sie „zum Streite gehen sollten. Den Schluß des „prächtigen Gefolges machten fünfhundert kö„nigliche Bediente, welche allerley wohlriechende „Sachen trugen.“

Dreyßigstes Kapitel.

Die Zurückkunft aus Egypten.

Die fünf letzten Verse des 2ten Kapitels im Matthäus, enthalten die Geschichte der Zurückkunft der heiligen Familie aus Egypten nach Nazareth. Die Maler haben sich nicht viel Mühe genommen, über diesen Gegenstand nachzudenken, da doch fünf besondere Umstände dabey vorkommen, wovon sie Gebrauch machen können; nämlich 1) der dritte Traum Josephs. 2) Die Abreise aus Egypten. 3) Die Bestürzung Josephs und der Maria, als sie hörten, daß Archelaus dem Herodes in der Regierung gefolgt sey. 4) Der vierte Traum Josephs. 5) Die Ankunft der heiligen Familie in Nazareth. Man

könnte

könnte noch den sechsten Umstand hinzusetzen, nämlich die sogenannte Ruhe in Egypten, während ihres dasigen Aufenthalts.

Auf daß die Maler diese fünf verschiedenen Zeitpunkte richtig unterscheiden, und ausführen lernen, will ich von den beyden ersten kürzlich in diesem Kapitel handeln, und die vier letzten im folgenden besonders untersuchen.

Ich habe schon mehrmals von der Art, die Erscheinungen im Traume vorzustellen, gehandelt, will mich also hier nicht weiter dabey aufhalten, sondern gleich zur Abreise nach Egypten schreiten. Sie wird vom Poußin also vorgestellet: Der Esel geht vorauf, und trägt das Gepäcke; Joseph folgt, und scheint auf einen Engel zu hören, der in der Luft schwebt, und ihm mit dem Finger den Weg zeigt, welchen er nehmen soll: Maria mit dem Kinde auf den Armen macht den Beschluß, sie dreht das Gesicht nach einem auf der Erde liegenden schlafenden Menschen um.

Ohne den Verdiensten dieses sonst großen Künstlers zu nahe zu treten, so dünkt mich, man würde die Zeit unnütze anwenden, wenn man sie mit Untersuchung des historischen Theils von diesem Gemälde zubringen wollte. Man darf nur die Worte in der Bibel nachlesen, so sieht man gleich, daß der Maler ganz von der Wahrheit ab-

abweicht. Joseph wachte nicht, als ihm der Engel den Tod des Herodes verkündigte, und nach dem Jüdischen Lande zurückzukehren befahl. Diesem zufolge machte er sich auf den Weg, er war also bey der Erscheinung des Engels nicht schon auf dem Wege. Dadurch wird die Geschichte ohne Ursache verfälscht.

Poußin würde richtiger gewesen seyn, wenn er den Augenblick der Abreise der heil. Familie gewählt hätte. Sie erwarteten vermuthlich den Tag, und dieses könnte zum Unterschiede der Flucht nach Egypten dienen, welche bey der Nacht geschah. Damals war alles stille, Finsterniß umgab sie; alles verkündigte ihnen gleichsam Schrecken und Gefahr. Jetzt hat sich die Scene ganz verändert. Die Gefahr ist vorbey, die Verjagten kehren wieder in ihr Vaterland zurück. Man sieht ihnen das Vergnügen an, und Maria trägt ihren Sohn nunmehr aufgedeckt und ohne Scheu. Die Natur scheint selbst Theil daran zu nehmen, der Tag bricht an, die Sonne steigt über den Horizont herauf, und ist gleichsam das Sinnbild des wieder in seine Heymath zurückkehrenden Kindes.

Es lebten damals viele Juden in Egypten, mit welchen Maria und Joseph zum Theil während ihres Aufenthalts Bekanntschaft machten,

und

und allerley Freundschaftsdienste von ihnen empfiengen, kann man nicht natürlicher Weise glauben, daß sie von diesen Abschied nehmen, und wäre dieß nicht ein guter Umstand, wodurch sich die Abreise aus Egypten charakterisiren ließe? Der Ort der Abreise muß auch durch Egyptische Bilder und Hieroglyphen kenntlich gemacht werden. Maria und Joseph sind reisemäßig gekleidet: Maria könnte mit einem Schleyer bedeckt seyn, weil die Asiaterinnen allemal mit verhülltem Angesicht reisen. In Ansehung des Esels, den man insgemein auf diesen Gemälden sieht, weiß ich nicht, ob ich ihn billigen oder mißbilligen soll. Ich erinnere nur, daß die Maler ihn dem Gegenstande gemäß vorstellen müssen.

Gemeiniglich malen die Künstler den Esel so wie er in unsrer Gegend aussiehet: er macht eine traurige Figur: er hat statt des Zaums nur einen elenden Strick, und statt des Sattels nur ein hölzernes Gestelle auf dem Rücken. Gleichwohl sind die Esel in Asien größer, und wohlgestalteter als die unsrigen, sie haben auch einen besseren Sattel und Zeug. Die Schrift redet von Zäumen, Ringen, Gebissen und halben Monden, womit man diese Thiere, die einen Theil des Reichthums der Juden ausmachten, zierte. Wir finden

den unter den vornehmsten Bedienten des Davids, den Aufseher seiner Esel.

Männer und Weiber bedienten sich der Esel zum Reiten, und dieser Gebrauch hat sich in manchen Gegenden Asiens bis auf den heutigen Tag erhalten. Chardin schreibt, daß es in Persien artige Esel giebt, welche die Stallmeister schulmäßig abrichten, wie die Pferde. Zu Großcairo, welches in der Gegend liegt, wo Maria sich mit ihrem Sohne aufgehalten haben soll, hat man ebenfalls Esel von schönem Wuchse, welche mit kostbaren Zeug und Decken gesattelt werden, und deren sich das vornehme Frauenzimmer bedient, wenn sie Besuche bey einander abstatten.

Doch wir wollen diese Kleinigkeiten bey Seite setzen, und unser Augenmerk auf wichtigere Umstände richten. Es fragt sich, wie alt die Maler das Kind Jesus abmalen können? Baronius und andere legen ihm ohngefähr neun Jahre, andere sieben, sechs, vier und drey Jahre bey, noch andere behaupten, Christus sey nur einige Monate in Egypten gewesen. Meiner Meynung nach, thun die Maler am besten, bey dem letzten zu bleiben, weil es mehr mit der Bibel und weltlichen Geschichte übereinstimmt. Nach der gemeinsten Meynung wurde der Heiland den 25sten December geboren, sechs Wochen darauf, nämlich zu Anfang

des Februars, zogen seine Eltern mit ihm nach Egypten, welches er nicht eher wieder verließ, bis Herodes gestorben, und Archelaus ihm in der Regierung gefolgt war.

Nach der weltlichen Geschichte starb Herodes in demselben Jahre, im Merze vor dem Osterfeste, und sein Sohn bestieg sogleich den Thron. Nimmt man diese beyden Epochen zusammen, so folgt, daß Maria und Joseph ohngefähr sechs Wochen nach ihrer Ankunft in Egypten, oder drey Monate nach der Geburt Christi, wieder in ihr Vaterland zurück kehrten.

Man kann aber auch die andere Meynung, daß Christus drey, sechs bis neun Monate in Egypten geblieben, annehmen, weil Matthäus nicht sagt, daß es gleich nach des Herodes Tode geschehen, sondern nur überhaupt, daß dieser gestorben war, und daß Archelaus regierte. Nun wissen wir aber aus der weltlichen Geschichte, daß Archelaus erst seinem Vater ein Leichenbegängniß hielte, darauf nach Rom gieng, um das väterliche Testament, welches ihn zum Nachfolger ernannte, bekräftigen zu lassen, aber von seinen Verwandten und Freunden vielen Widerstand fand. Dieses alles konnte leicht einen Aufenthalt verursachen, ehe Archelaus seinen Zweck erhielt. Thut man noch obige drey Monate hinzu, so kom-

kommen die sechs oder neun Monate heraus, welche einige dem Aufenthalte des Heilandes in Egypten geben.

Ueberhaupt machen diese wenigen Monate in den Gemälden keinen Unterschied. Ein Kind von neun Monaten muß so gut in Windeln gewickelt und getragen werden, als eines von dreyen. Wollte man aber das Kind Jesus bey der Rückreise aus Egypten schon so groß abbilden, daß es neben der Mutter hergehen könnte, so würde man wider alle Wahrscheinlichkeit, und die einmal angenommene Meynung handeln.

Ein und dreyßigstes Kapitel.

Die Ruhe in Egypten.

Die heilige Familie näherte sich in kleinen Tagereisen dem gelobten Lande, und hatte vermuthlich die große Heerstraße längst der Küste des Meeres dazu gewählt. Josephs Absicht war, sich im eigentlichen jüdischen Lande nieder zu lassen; als er aber vernahm, daß Archelaus, der sich durch seine Bedrückungen noch ehe er den Thron bestieg, schon fürchterlich gemacht hatte, regierte, so befürchtete er, nebst der Maria, er möchte eben so tyrannisch gesinnt seyn, als sein Vater, und

getrauete sich also nicht, nach seinen Staaten zu gehen.

Dieß ist der dritte Umstand, welchen wir bey der Rückkehr aus Egypten zu bemerken haben. Die Maler scheinen solchen ganz vergessen zu haben, da es doch nicht schwer seyn würde, ihn auf eine sehr malerische Art auszudrücken. Man könnte zum Exempel annehmen, daß Archelaus gleich nach der Besitznehmung des Throns, an den Gränzen Merkmale, darauf sein Name eingehauen war, errichten lassen, und daß man, als Joseph ankam, gerade im Begriffe war, ein Monument an der Gränze gegen Egypten aufzurichten. Bey dem Anblicke desselben wird Joseph bestürzt, zeigt der Maria mit einer Hand den Namen des Archelaus, und mit der andern giebt er der Maria gleichsam ein Zeichen, nicht weiter zu gehen. Diese zärtliche Mutter siehet mit furchtsamen Blicken auf die Inschrift, sie bemüht sich schon ihren Sohn zu verstecken, welches die Bewegung ihres Herzens verräth. Die Nacht will einbrechen, und dieß charakterisirt dieses Stück bey der Zurückkunft aus Egypten.

Die Furcht ward dem Joseph bald benommen, denn Gott beruhigte ihn im Traum, und zeigte ihm den Ort seines Aufenthalts an, wo er für den Nachstellungen des neuen Tyrannen sicher

seyn,

seyn würde. Die Maler haben auch diesen Umstand aus der Acht gelassen. Vielleicht hat Poussin ihn in dem Gemälde, welches wir im vorigen Kapitel angezeigt haben, vorstellen wollen, aber es äußert sich eben der Irrthum dabey, der schon damals angemerkt worden. Er hätte annehmen können, daß Joseph die Nachricht bey Tage empfangen, und daß er unter Weges eingeschlafen; aber daß er sich mit dem Engel unterredet, und dieser ihm den Weg weiset, das streitet offenbar wider die heilige Schrift.

Ich muß hier eines Gemäldes von Mola erwehnen, welches man insgemein für eine bloße Ruhe in Egypten ausgiebt; ich glaube aber, man hat das Historische davon nicht richtig erklärt. Aus der hieroglyphischen Figur erkennt man gleich, daß die Scene in Egypten ist. Maria sitzt auf dem Grase, ruhet im Schatten eines dicken Gebüsches aus, und hält ihr Kind auf dem Schoos. Bey ihr bemerkt man den Joseph, den das kühle Gebüsch zum Schlaf einladet, wie man aus dem sinkenden Haupte, und aus den halb geschlossenen Augen schließet. Durch das dicke Gebüsche entdeckt man den Esel, welcher seinen Hunger an den Blättern und zarten Zweigen zu stillen sucht. In der Entfernung zeigt sich ein Engel, der mit schnellen Schritten herbey eilet.

Verschiedene Gruppen von Engeln schweben über dem Gebüsche und geben dem Gemälde viele Annehmlichkeit.

Der Maler hat den Engel nicht ohne Ursache am Ende des Gebüsches angebracht. Er scheint auf einer Heerstraße zu gehen, er nähert sich der heil. Familie, auf die seine Blicke gerichtet sind. Joseph wird indessen einschlafen, damit er ihm den göttlichen Befehl offenbaren kann. Dieß ist vermuthlich der Gedanke des Malers gewesen, er hat den Zeitpunkt vor dem Traum gewählt. Inzwischen kann man nicht wissen, ob Mola den dritten oder vierten Traum Josephs entwerfen wollen. Dieß hätte einigermaßen vermieden werden können, wenn der Maler ihn an einer Ecke, wo zwey große Straßen zusammenstoßen, schlafend vorgestellt hätte; der Engel hätte ihm alsdann den gezeigt, welchen er wählen sollte. Dieß wäre vielleicht das einzige Mittel, auf eine sichtliche Weise den Rath, daß Joseph in sein Vaterland zurückkehren sollte, anzudeuten.

Die Ankunft der heiligen Familie in Nazareth ist der letzte Umstand, den wir bey der Zurückkehr aus Egypten zu erwegen haben. Er ist in folgenden Worten des Matthäus enthalten: Und im Traum empfieng er Befehl von Gott, und zog in die Oerter des Galiläischen Landes; und kam

und

und wohnte in der Stadt Nazareth, auf daß erfüllet würde, das da gesagt ist durch die Propheten, er soll Nazarenus heißen.

Wir haben schon von dieser Stadt geredet bey der Verkündigung und bey der Zurückkunft der Maria von der Elisabeth. Joseph und Maria hatten sich daselbst niedergelassen, und hier wahrscheinlicher Weise Freunde und Verwandte. Ihre Zurückkunft an einen Ort, dahin sie sich längst gewünscht, kann also einen sehr angenehmen Gegenstand liefern. Es wäre überflüßig, den Malern den Entwurf dazu an die Hand zu geben. Man kann sich leicht vorstellen, was vorgeht, wenn jemand nach einer langen Abwesenheit seine Freunde und Familie wiedersiehet. Die Liebkosungen, welche man dem Kinde Jesus erwieß, die Freundschaftsbezeigungen, welche Maria und Joseph von ihren Bekannten empfiengen, sind Züge, die einem Maler, welcher gewohnt ist, die Natur zu studiren, und Empfindungen auszudrüken, nicht entwischen können.

Zwey und dreyßigstes Kapitel.

Das Kind Jesus.

Ein alter Schriftsteller wollte vermuthlich das Stillschweigen der Bibel, in Ansehung der

Kindheit des Heilandes, ersetzen, und sammlete in dieser Absicht alle Fabeln, welche man zu seiner Zeit von diesem Zeitraum ersonnen hatte. Unwissenheit, Leichtgläubigkeit und der Geschmack am Sonderbaren führten ihm die Feder, und daraus entstund das herrliche Werkgen, welches den prächtigen Titel führt: Evangelium von der Kindheit Christi. Das Buch ist von jeher verworfen, und die Kirchenväter haben schon dafür gehalten, daß es besser sey von den ersten Lebensjahren des Heilandes nichts zu wissen, als sich den Kopf mit falschen und der Gottheit zum Theil unwürdigen Erzählungen anzufüllen.

Ich bin der Meynung, daß es die Gewissenhaftigkeit zu weit treiben hieße, wenn man dem Maler verbieten wollte, den Heiland niemals als ein Kind in ein Gemälde zu bringen, und eine seinem zarten Alter angemessene Handlung vorzustellen. Wenn man die ersten Jahre der Kindheit betrachtet, so bieten sich eine Menge Gelegenheiten dazu dar. Diese sind simpel, und so wahrscheinlich, daß die Maler solche ohne Bedenken annehmen können, wenn sie die Kindheit des Heilandes vorstellen wollen.

Manche haben z. E. das Kind Jesus mit seiner Mutter, wie sie es an sich drückt, und die es sie anlächelt, oder wie sie es schlafend auf dem

Schooße

Schooße liegen hat, und zärtlich ansieht, abgebildet. Dergleichen Stellungen sind aus der Natur des Menschen entlehnt, sie sind angenehm und zärtlich, man kann sie also nicht tadeln. Die Maler müssen sich nur dabey auf das sorgfältigste hüten, daß das Gemälde nicht zu sehr ins Profane fällt.

Ich habe ein Bild von einem großen Maler gesehen, welches das schlafende Kind Jesus abbildet; eine Lampe verbreitet ein sanftes und angenehmes Licht. Das Kind ist nackend, und die Mutter, deren Züge von einer sehr schönen Person entlehnt sind, sieht ihn mit unnachahmlicher Anmuth an; sie bückt sich, um es zu küssen, aber die Furcht, es aufzuwecken, hält sie zurück. Man könnte keine Fabel aus der Mythologie sinnlicher ausdrücken, dieß heißt, sich zu viel Freyheit bey einem so ehrwürdigen Gegenstande herausnehmen.

Einige Maler stellen Jesum vor, wie er sich mit allerley Kinderspielen beschäftigt. Ayala verwirft dieses, weil es wider die Klugheit und das Ansehen eines Kindes streitet, das zugleich Gott ist; vor allen will er nicht, daß Christus mit kleinen Vögeln spielen soll, denen er die Freyheit schenkt, weil dieses auf eine Erzählung in dem oben angeführten Buche von der Kindheit und

in dem Alkoran gegründet ist. Es wird nämlich darinn vorgegeben, das Kind Jesus habe einstens mit andern Kindern Vögel von Thon gemacht, und um seinen Vorzug vor den andern zu zeigen, auf seinen Vogel geblasen, da der Thon alsobald ein Leben bekommen, und davon geflogen.

Ayala räumt dafür den Malern ein, das Kind Jesus mit ernsthaftern Beschäftigungen vorzustellen, wie er zum Exempel das Kreuz und die übrigen Instrumente seines Leidens betrachtet, doch dürfen sie es nicht davor knieend abmalen; wenn dieses gleich die Anhänger der Römischen Kirche thun, so hat das Kreuz doch nichts anbetungswürdiges vor Gott. Noch fehlerhafter wäre es, wenn das Kind der Maria oder dem Joseph das Kreuz gleichsam überreicht, oder in ihrer Gegenwart anbetet. Das Kreuzigen war damals die schimpflichste Strafe; es würde der Maria zu empfindlich gewesen seyn, dieß schreckliche Instrument in den Händen ihres Sohnes zu sehen, oder man müßte annehmen, daß die Eltern damals schon von seinem zukünftigen Leiden unterrichtet gewesen, welches sich weder nach der Schrift noch nach alten Ueberlieferungen annehmen läßt.

Ein Kind, das ein Kreuz betrachtet, ist freylich kein wichtiges Bild für den Pinsel. Die Künstler haben die Zusammensetzung deswegen durch viele Engel reicher zu machen gesucht; bald sieht man, wie die Engel ihm das Kreuz in den Wolken zeigen, bald steigt das Kreuz in Begleitung vieler Engel vom Himmel herab, und diese scheinen es anzubeten. Diese Erfindungen sind zu verwerfen. Inzwischen nimmt man an, daß das Kind Jesus schon in der Kindheit auf sein künftiges Leiden gedacht habe. Die Maler mögen dieses dadurch ausdrücken, daß das Kind Jesus das Kreuz und die Leidensinstrumente aufmerksam ansiehet. Wenn das Kreuz aber vom Himmel herabsteigt, so wird das Sinnbild in ein Wunderwerk verwandelt, und es folgt aus dem Anbeten des Kreuzes von den Engeln, daß ihnen das Geheimniß des Erlösungswerks schon damals bekannt gewesen wäre, welches man keinesweges durch hinlängliche Gründe darthun kann.

Am Schlusse dieses Kapitels muß ich noch anmerken, daß mir das Gemälde des le Brun unter allen von der Kindheit Christi einen Vorzug zu haben scheint. Das Kind Jesus steht, und scheint mit nach dem Himmel gerichteten Augen Gott ein Danklied zu bringen. Maria sitzt bey ihm, schlägt die Augen nieder, und thut innerlich das-

dasselbe. Joseph verbindet sein Gebet mit dem ihrigen, und steht in einer ehrfurchtsvollen und andächtigen Stellung da. Mitten im Gemälde bemerkt man einen Tisch mit Speisen, welche eine sehr mäßige Mahlzeit und zugleich die Handlung der ganzen Zusammensetzung andeuten.

Drey und dreyßigstes Kapitel.

Die Erziehung Christi.

Nach den Begriffen der Maler hatte Christus eine doppelte Erziehung, eine für den Leib und eine für den Verstand. Wir wollen ihre Gemälde aus diesem doppelten Gesichtspunkte betrachten. Viele Künstler bilden Christum ab, wie er unter der Aufsicht seines Vaters arbeitet, und das Handwerk lernet. Um dieses desto richtiger zu beurtheilen, will ich erst das Wahrscheinlichste beybringen, was uns von dem Handwerke des Josephs bekannt ist.

Matthäus und Marcus reden von dem Stande Josephs. Nach der lateinischen Uebersetzung der Bibel kann man das Wort Faber für einen, der sowohl in Holz als in Metal arbeitet, nehmen. Aus dem griechischen Grundworte läßt sich nichts bestimmen. Justinus der Märtyrer ist der erste unter den Kirchenvätern, welcher etwas

was näheres von dem Stande Josephs sagt. Nach ihm war solcher ein Wagner, der Pflüge macht. Wir übergehen die Meynungen anderer, vermöge welcher er bald ein Schmid, bald ein Maurer seyn soll, und erinnern nur, daß heutiges Tages fast durchgängig angenommen wird, Joseph sey ein Zimmermann gewesen *).

Die mehresten Maler haben diese Meynung auch in ihren Gemälden beybehalten, weil aber ein Zimmerhof zu viel Platz auf einem Gemälde einnimmt, so stellen ihn viele, zumal die neuern, als einen Tischler vor, der in seiner Werkstätte hobelt. Die Maler hätten, meiner Meynung nach, bey der einmal angenommenen Meynung bleiben, und keine Neuerung anfangen sollen. Man thäte hingegen Unrecht, wenn man sie tadeln wollte, weil sie dem Joseph Werkzeuge nach heutiger Art in die Hand geben, denn die Säge, das Beil, der Hobel, Hammer und dergleichen Instrumente sind schon in den allerältesten Zeiten, da die Noth den Menschen auf deren Erfindung brachte, üblich gewesen, und haben beständig ohngefähr dieselbe Form gehabt. In dem ersten Bande der Gemälde des Herculanum bemerkt man schon ein paar Genien, die ein Bret

mit

*) Auf diese Weise hat D. Luther auch das Grundwort in seiner Uebersetzung erkläret.

mit der Säge trennen, und die Hobelbank hat fast die Form wie die von unsern heutigen Tischlern.

Joseph muß in seiner Werkstätte anders als auf der Reise und im Tempel gekleidet seyn. Die Juden legten gewiß bey der Arbeit den Mantel ab, und banden den Rock in die Höhe, um sich desto leichter bewegen zu können. So natürlich dieser Gedanke ist, so sind die wenigsten Maler gleichwohl darauf gefallen.

Da also der Stand Josephs bestimmt ist, so kommen wir wieder auf die Erziehung des Heilandes. Man kann nicht daran zweifeln, daß Christus in der Jugend nicht ein Handwerk gelernt und ausgeübet habe: dieß war auch eine in Nazareth bekannte Sache, weil die Einwohner sich über seine Einsicht und Klugheit wunderten, und sagten: Ist dieser nicht ein Zimmermann und der Maria Sohn? Obgleich die heilige Schrift nichts davon erwähnt, so sind doch alle Schriftsteller der Meynung, daß er seines Vaters Handwerk getrieben, und ein Zimmermann gewesen.

Man muthmaßet auch, daß er keinen andern Lehrmeister als den Joseph gehabt, er war ihm als seinem Vater gehorsam. Folglich streiten die Gemälde, welche den Joseph vorstellen, wie er mit einem Zirkel und Winkelhaken in der Hand

Chri-

Christo Unterricht giebet, nicht wider die angenommene Meynung. In dem Buche von der Kindheit Jesu heißt es, daß Christus allenthalben mit Joseph auf die Arbeit gieng; wenn das Holz zu groß oder zu kurz war, so bekam es gleich die gehörige Form, so bald Christus es nur berührte.

Diese und mehr dergleichen Fabeln haben die Maler zwar, so viel ich weiß, nicht angenommen, aber sie gehen dafür in einem andern Stücke von der Wahrscheinlichkeit ab. Sie geben dem Heilande Engel als Gehülfen zu, einige schleppen Holz, andre sägen es, noch andre schlagen die Schnure, u. s. w. Dergleichen läppische Gedanken kann man nicht genug verwerfen.

Doch es ist Zeit von der Sorge zu reden, welche die Eltern für den Verstand Christi trugen. Wenn man die Gewohnheiten der Juden untersucht, so findet man, daß sie ihre Kinder mit vieler Sorgfalt erzogen. Es gab zur Zeit, von der wir reden, unter ihnen eine gewisse Sekte eheloser Männer, welche sich die Essener nannten, und sich insonderheit mit der Erklärung der Schrift und des Gesetzes, und dem Unterrichte der Jugend beschäfftigten. Alle ihrem Unterrichte anvertraute junge Leute giengen auf einerley Weise gekleidet, und die Essener suchten das Herz und die Sitten derselben zu bilden.

In dem Buche von der Kindheit Christi heißt es, daß man ihn bey einem Mann von dieser Sekte in die Lehre gegeben, man erzählt allerley Fragen, die Christus seinem Lehrer gethan, die er nicht beantworten können, ja man setzt sogar hinzu, daß der Lehrer darüber dergestalt in Hitze gerathen, daß er Christum schlagen wollen, weswegen ihm die Hand sogleich verdorret und unbeweglich geblieben. Die Muthmaßungen, daß Christus einigen fremden Unterricht genossen, sind auf nichts gegründet.

Die Maler haben daher einen andern Weg gewählet, und stellen Maria als die Lehrerinn ihres Sohnes vor. Sie unterrichtet ihn im Lesen, und Joseph giebt gemeiniglich einen bloßen Zuschauer dabey ab. Ich will jetzt weder die nach unserer Art gegebene Form des Buchs, noch die gemeiniglich gar zu große Jugend des Kindes Jesus tadeln, sondern nur auf die Sache selbst sehen. Einmal findet man keine Spur in der heiligen Schrift, welche dieß glaublich machte. Sie sagt nichts, als das Kind nahm zu an Alter, Weisheit und Verstand. Einige erklären dieß so, daß Christus ein bloßer Mensch, und daß er nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur und durch die Sorgfalt seiner Lehrer an Alter und Verstande zunahm.

Diese Erklärung ist aber verworfen worden, die Kirchenväter erklären dieses ganz anders. Nämlich sein Leib wuchs nach dem Laufe der Natur; aber seine Wissenschaft kam von Gott; die Weisheit war von Anfang an in ihm gegründet, sie äußerte sich nur erst mit den Jahren. Sie glauben, Christus habe keine Lehrer zum Lesen gehabt, Joseph und Maria unterrichteten ihn bey ihrer Armuth selbst darinn, und ließen ihm keine höhern Wissenschaften beybringen. Aeußerlich schien Christus nichts anders zu seyn, als der Sohn eines Handwerkers, oder ein bloßer Handwerker selbst.

Aus einer Stelle des Johannes ergiebt sich, daß es zu Jerusalem etwas bekanntes war, daß Christus niemals Wissenschaften getrieben hatte. Als Christus im Tempel lehrte, sagten die Juden zu einander: wie kann dieser die Schrift, da er sie doch nicht gelernt hat? Die Ursache dieser Verwunderung war, wie der heil. Augustin anmerkt, weil sie wußten, wo er geboren war, und daß er nicht studiert hatte; gleichwohl hörten sie ihn über das Gesetz predigen, und die Schrift erklären.

Der heil. Antonin eifert daher schon zu seiner Zeit sehr, wider die Gemälde, welche vorstellten, wie Jesus unterrichtet wird. Molan ist derselben Meynung, und behauptet so gar, daß solche

wider den Glauben sind. Einige Maler sind gerade auf das Gegentheil gefallen, und malen das Kind Jesus ab, wie es seine Eltern unterrichtet. Christus ist ohngefähr neun bis zehn Jahr alt, sitzt auf einem Stuhle, seine Eltern hören ihm aufmerksam zu, und bewundern, was er sagt. Dieser Einfall ist eben so lächerlich, als unwahr; man muß sich wundern, daß man solche in den Kirchen öffentlich hängen sieht.

Vier und dreyßigstes Kapitel.

Die Kindheit Johannes des Täufers.

Wir haben nunmehr die Kindheit und Erziehung des Heilandes betrachtet; es wird nicht unnützlich seyn, einen Blick auf die Jugend seines Vorläufers zu werfen. Die Schrift meldet uns nichts weiter davon, als daß das Kindlein wuchs, stark ward im Geiste, und in der Wüste war, bis daß er sollte hervortreten vor das Volk Israel.

Origenes und andre sind der Meynung, daß Johannes sich frühzeitig in die Wüsten begeben, und sich daselbst bis zum dreyßigsten Jahre aufgehalten habe. Peter von Alexandrien giebt zur Ursache an, daß Herodes die Wunder, welche sich bey seiner Geburt zugetragen, vernommen,

und

und aus Furcht, Johannes möchte der wahre Meßias seyn, beschlossen, ihn zu tödten; Elisabeth habe die Absichten des Tyrannen erfahren, und sich deswegen mit ihm in eine Wüste begeben, wo sie auch geblieben. Cedrenus setzt hinzu, Elisabeth habe diesen Kummer nicht vierzig Tage überlebet, da sich ein Engel des Johannes angenommen, und ihn so lange ernähret, bis er sich selbst versorgen können.

Andre geben vor, Johannes habe sich in einer Höhle bey Sapses, eine Meile jenseits des Jordans, aufgehalten, und Christus habe ihn in dieser Einsamkeit oft besucht. Im Gelobten Lande zeigt man hingegen noch gegen Westen von Jerusalem, die Wüste und den Ort, wo dieser Vorläufer Christi gelebet. Es ist eine Höhle von Felsen mitten auf einem Berge, die man mit Mühe ersteigen muß. Die Oeffnung liegt gegen Mitternacht, und man muß funfzehn Fuß zu derselben hinan steigen.

Nach dem Peter Naud, in seiner Reise durch das Gelobte Land, ist diese Höhle fünf bis sechs Fuß lang, und nicht viel über zehn Fuß hoch. Am Ende ist ein Absatz oder eine Bank, darauf Johannes gelegen haben soll, die jetzt aber zum Altar dient. Gegen Abend bemerkt man eine Art von Fenster, oder ein Loch, das zu einer Thüre dient, um zu

einem von der Natur gemachten Austritt oder Balcon zu gelangen, von dem man vortreflichæ Aussichten hat.

Alle die bisherigen Erzählungen klingen sehr fabelhaft. Ich rathe den Künstlern nicht, solche in ein Gemälde zu bringen. Es war aber doch nöthig, etwas von der ersten Jugend des Johannes zu sagen; der Nutzen davon wird sich erst im folgenden Kapitel zeigen.

Fünf und dreyßigstes Kapitel.

Die heilige Familie.

Man belegt gewisse Gemälde, darauf man das Kind Jesu, nebst seiner Mutter und dem Joseph sieht, gemeiniglich mit dem Namen der heiligen Familie. Zu diesen drey Personen setzen einige noch den heiligen Geist in Gestalt einer Taube hinzu, den das Kind Jesu ansieht, und seiner Mutter zeigt. Auf manchen Gemälden kommt noch Elisabeth mit ihrem Sohne dazu. Gegen das letztere scheint die Ungewißheit, wo Johannes die ersten Jahre der Kindheit zugebracht, zu streiten.

Man könnte den Malern auch entgegen setzen, daß viele annehmen, Johannes habe Christum vor der Taufe niemals gesehen. Dieß ist aber

nur

nur eine Muthmaßung, es scheint gar wohl möglich, daß Elisabeth und Maria sich mit ihren Kindern oft bey einander befunden, daher man dieses in den Gemälden nicht tadeln kann; doch verdienet der Ort, wo es geschehen, das Alter der beyden Kinder, und die Handlung, welche man dazu wählt, eine nähere Betrachtung.

Einige Maler wählen zum Orte der Zusammenkunft Egypten, wie man aus den Pyramiden und Hieroglyphen urtheilt: sie machen aber dadurch eine an sich glaubliche Sache nur unwahrscheinlich. Denn daraus würde folgen, daß Elisabeth Nachricht von der Flucht und dem Aufenthalte des Heilandes in Egypten gehabt, und sich auch dahin begeben, welches alles gar nicht wahrscheinlich ist.

Auf vielen Gemälden geschieht die Zusammenkunft der heiligen Familie, im Innern eines Hauses, auf andern aber mitten im Felde, im Schatten eines angenehmen Gebüsches. Beydes ist gleich wahrscheinlich, und das letzte sehr malerisch. Es kommt auch mit den Nachrichten aus den Reisebeschreibungen, in Ansehung der Wüste, wo Johannes seine Jugendjahre zugebracht haben soll, und die noch seinen Namen führt, überein. „Man muß sich unter dem Worte Wüs„ste, sagt der Pater Raud, keine verlassene, un-

„fruchtbare Gegend, oder einen unzugänglichen „Wald vorstellen. Dieser Ort ist einer der ange„nehmsten im jüdischen Lande — Man kann ihn „einigermaßen mit den Einsiedeleyen in Europa „vergleichen, die etwas von den Hauptstraßen „entfernt, und in einer nicht sehr bewohnten Ge„gend liegen.“

Der Künstler muß aber allemal dabey gedenken, daß das jüdische Land mit vielen Bergen und Felsen versehen war, und daß daher weite Ebnen, die sich mit dem Horizonte endigen, und die sie gemeiniglich wählen, unschicklich sind. Ich wünschte auch, daß sie mehr auf die Bäume des Landes, als Palmbäume, Rosmarin u. s. w. Acht gäben. Gemeiniglich sieht man auf den Gemälden der heiligen Familie, einen Mann, der liest, oder Linien mit einem Zirkel zieht, ein paar Knaben spielen mit einander, bald pflücken sie Blumen, bald liebkosen sie eine Taube, bald beschäfftigen sie sich am Rande einer Quelle mit einem Lamme. Die beyden Mütter geben Acht auf sie, und nehmen an ihrer unschuldigen Freude Theil.

Man könnte hier vielleicht die Regel des Ayala, daß die Majestät sich nie von dem Kinde Jesu entfernen muß, anwenden, und sagen, daß die Spiele zwar dem Alter, aber nicht der Göttlichkeit des Heilandes, gemäß sind. Es ist auf ei-

ner

ner Seite zu weit zu gehen, eben so gefährlich, als auf der andern. Man muß das Kind Jesu nicht als einen Gott vorstellen, wie viele Maler gethan. Johannes nahet sich dem Heilande mit der größten Unterthänigkeit, küßt ihm den Fuß, fällt auf die Knie; oft thut Elisabeth eben dasselbe. Ich habe so gar Gemälde gesehen, da das Kind Jesus die Hand ausstreckt, und ihnen beyden den Seegen giebt. Maria selbst scheint ihn auch empfangen zu wollen, und den Heiland anzubeten.

Diese Vorstellungen sind zwar ganz erbaulich, doch aber nicht zu dulden; einmal findet man nirgends als in den Apokryphischen Büchern, daß Christus in seiner Kindheit ein Merkmal gegeben, daß er Gottessohn war. Ferner gieng Johannes ohngefähr ins dreyßigste Jahr, als er anfieng, am Jordan zu predigen, und es scheint, daß er damals den Heiland zwar für einen gerechtern und heiligern Mann, als sich selbst, gehalten, aber nicht gewußt habe, daß solcher der Meßias, und Gottes Sohn sey, Joh. 1, 29. 31.

Gedachte Vorstellungen sind vielmehr Erdichtungen unserer leichtgläubigen Vorfahren, welche die Maler ausgeführt haben. Im Luxenburgischen Pallaste zu Paris hängt eine heilige Familie vom Leonhard von Vinci, darinn das Kind

Jesus mit einer Wagschaale spielt, welche, wie man damals glaubte, bestimmt war, die Handlung der Menschen nach dem Tode abzuwegen. Der Erzengel Michael hält solche, und der kleine Johannes bezeigt auch eine Begierde, daran Theil zu nehmen. Er streckt die Hand darnach aus, aber Elisabeth hält ihn zurück, und der Heiland sieht aus, als wenn er sagen wollte, daß ihm dieß Spielwerk nur gebühre.

Diese wunderlichen Episoden verwerfen die neuern Künstler mit Recht. Sie wählen statt deren zwar ernsthaftere und wahrscheinlichere, diese bleiben aber ebenfalls unter dem Scheine der Wahrheit, fehlerhaft. Zum Glücke haben sich nicht alle Künstler von dem Strome hinreißen lassen. Einige bleiben bey dem ersten Augenblicke der Zusammenkunft, und machen solche zur Haupthandlung. Die beyden Kinder umarmen sich, und ihre Mütter scheinen sehr vergnügt, daß sie sich wieder sehen. Diese Art, die heilige Familie zusammen zu bringen, ist rührend, und bisher von den Malern zu selten gebraucht worden.

Manche bilden das Kind Jesus auf dem Schosse seiner Mutter schlafend ab, und diese giebt dem sich nähernden Johannes ein Zeichen, stille zu seyn. Ich halte diesen Gedanken für den besten unter allen, weil es wahrscheinlich, und das Kind

Jesus

Jesus der Hauptgegenstand ist, zugleich aber auch dem Zuschauer eine Art von Hochachtung für dasselbe eingeflößt wird.

In Ansehung des Alters ist noch zu bemerken, daß die Künstler gemeiniglich einen gar zu grossen Unterschied zwischen dem Heiland und seinem Vorgänger annehmen. Der erste hat oft das Alter eines dreyjährigen Knaben, der andre ist hingegen weit ausgebildeter, wie einer von acht bis zehn Jahren, da doch Johannes nach der heiligen Schrift nur um sechs Monate älter war. Bey den Müttern fallen sie in den gegenseitigen Fehler, und deuten den Unterschied nicht merklich genug an. Elisabeth sollte die Züge einer Frau, die sich dem sechzigsten Jahre nähert, haben, und Maria beynahe um zwey drittel jünger seyn.

Sechs und dreyßigstes Kapitel.

Das erste Osterfest des Heilandes.

Unter den Festen der Israeliten wurden drey für die größten und feyerlichsten gehalten. Sie mußten an solchen im Tempel erscheinen und ihre Opfer darbringen. Das erste, das Fest der ungesäuerten Brodte oder Ostern wurde zu Anfang des Jahres, das ist, im Frühlingsmonate, gefeyert. Es war theils eingesetzt, um dem Herrn,

zum Zeichen seiner obersten Macht die Erstlinge der Erde und der Thiere zu bringen, theils um sich dabey des Ausgangs aus Egypten zu erinnern.

Das zweyte Fest ward funfzig Tage später gefeyert, und hieß das Fest der Wochen, um dem Herrn für die Erndte zu danken, und ihm zugleich das erste Brod von neuem Getraide zu weihen. Das dritte oder das Laubhüttenfest feyerte man nach der Weinlese, wenn alle übrigen Früchte eingeerndtet waren. Es war ein Dankfest, wegen alles in dem Jahre empfangnen Guten, und auch zum Andenken aller Wohlthaten, welche die Kinder vom Herrn in den vierzig Jahren ihrer Reise in der Wüste, da sie unter den Zelten wohnten, genossen hatten.

Diese drey Feste waren zu Freudenbezeugungen für die ganze Nation bestimmt. Alles gieng an den Ort, wo die Bundeslade stand, und wenn dem Herrn das, was gegeben werden mußte, dargebracht war, so versammlete sich jedwede Familie, hielte eine Mahlzeit, und vergnügte sich dabey. Bey dem Osterfeste wurde, außer dem ungesäuerten Brodte das Osterlamm gegessen. Bey dem Wochenfest as man zuerst Brod von neuem Korn, welches man vorher nicht essen durfte. Bey dem dritten Feste ward vermuthlich der

neue

neue Wein getrunken. Wenn man sich zu Tische setzte, verrichtete der Hausvater das Dankgebet, welches auch geschahe, ehe man auseinander gieng. Bey diesen unschuldigen Festen herrschte Einigkeit, Anstand, und Freyheit; das Vertrauen und das Band der Freundschaft wurde dadurch unterhalten.

So lange das Volk Gottes noch nicht so zahlreich war, und ein kleines Land besaß, konnte es sich leicht nach diesen Gesetzen richten, wie es seine Eroberungen aber weiter ausbreitete, war es nicht mehr möglich, solche genau zu beobachten. Nach und nach fiengen die Israeliten an, diese Feste an dem Orte, wo sie wohnten, zu feyern, und begnügten sich jährlich nur einmal im Tempel des Herrn zu begehen. Man glaubt jedoch, daß die eifrigen Juden, der Entfernung ungeachtet, dieser Neuerung nicht nachahmten, und daß Joseph zu dieser Zahl gehörte. Er begab sich jährlich dreymal zu den drey hohen Festen nach Jerusalem, und brachte dem Herrn sein Opfer, wobey ihn Maria mit ihrem Sohne begleitete.

Wenigstens ist gewiß, daß Joseph und Maria mit dem Heilande in seinem zwölften Jahre zum Osterfeste nach Jerusalem giengen, daß dieses Fest damals für das größte von allen gehalten

wurde,

wurde, und daß die Juden aus den entlegensten Orten sich nach der Hauptstadt begaben, um den Herrn ihr Opfer zu bringen.

Aus einem Umstande, den Josephus erzählt, kann man sich einen Begriff von der erstaunlichen Menge Volks machen, die sich um diese Zeit in Jerusalem versammlete. Der Statthalter Cestius wollte dem Nero einen Begriff von der Macht der Juden beybringen, und bat also die Priester, auf ein Mittel zu sinnen, eine Art von Zehlung des Volks vorzunehmen. Sie hielten das Osterfest für das beste Mittel, weil von neun bis eilf Uhr unaufhörlich Opfervieh für jede Familie geschlachtet wurde, welche wenigstens aus zehn und oft aus zwanzig Personen bestund. Es wurden 250600. Opfer geschlachtet, welches jede Familie nur zu zehn Personen gerechnet, schon zwey Millionen und 506000. gereinigte Personen ausmacht. Darunter waren diejenigen, setzt er hinzu, nicht begriffen, die aussätzig waren, oder Zeichen ihrer Ausschweifungen am Leibe trugen, und die Weiber, welche ihre monatliche Zeit hatten.

Diese Stelle giebt nicht nur zu erkennen, wie zahlreich der Haufe der Juden war, welcher sich zum Osterfeste bey dem Tempel des Herrn einfand, sondern wir lernen auch einige Gebräuche

bey

bey diesem Feste daraus, welche Maria und Joseph, der Wahrscheinlichkeit nach, nicht aus der Acht ließen. Sie brachten nämlich erst das Osterlamm dem Herrn dar, und verzehrten es nachgehends in Gesellschaft des Heilandes und einiger ihrer Verwandten.

Mich dünkt, daß dieses Osterfest das erste, dessen das Evangelium gedenkt, ein interessantes Gemälde von der Kindheit Christi geben könnte: Alle Personen werden stehend und reisefertig abgebildet; sie haben einen Stab in der Hand, und die Kleider zurückgeschlagen. Ihre ernsthaften und andächtigen Stellungen zeigen ihr Gebet an, und das Osterlamm und die ungesäuerten Brodte auf dem Tische die Ursache desselben. Das Kind Jesus steht zwischen seinen Eltern, und hebt allein Hände und Augen nach dem Himmel. Eine edle Miene ist der Ausdruck seines Herzens, und verräth, daß er der Sohn des Gottes ist, an den er sein Gebet richtet.

Sieben und dreyßigstes Kapitel.

Christus unter den Lehrern im Tempel.

Lukas berichtet, daß Joseph und Maria nach Begehung des Osterfestes bereits einen ganzen Tag gereiset waren, ehe sie merkten, daß Chri-

stus

stus zurückgeblieben war. Sie fanden ihn erst nach drey Tagen im Tempel wieder, wo er den Schriftgelehrten zuhörte, und an sie allerley Fragen that.

Nach dem Berichte der Reisebeschreiber findet man in der Stadt Beer noch Ruinen einer von der Kaiserinn Helena gebaueten Kirche an dem Orte, wo Maria sich niedergesetzt haben soll, als sie von dem Suchen des Heilandes ganz ermüdet war. Ich halte mich bey dieser Reise nicht länger auf, da solche kein interessantes Bild für den Maler liefert, und erinnere nur, daß aus der Erzählung des Evangelisten folgt, daß die Juden, wie wir schon an einem andern Orte erinnert haben, in Karavanen reisten, weil die Eltern ihr Kind sonst gleich vermißt haben müßten.

Christus unter den Lehrern im Tempel ist eines der Gegenstände, welche die Künstler ganz verunstaltet haben. Sie kopiren immer die Fehler ihrer Vorgänger, und diese haben sich vermuthlich durch die alten Mysteres dazu verleiten lassen. Das Theater öffnet sich in einem dieser dramatischen Stücke mit einer Versammlung der Schriftgelehrten. Die beyden geschicktesten unter ihnen fangen den Streit an. Gamaliel behauptet, der Meßias sey noch nicht geboren,

boren, Zorobabel widerlegt ihn. Ersterer beruft sich darauf, daß man von seiner Geburt nichts gehört, letzterer beweißt aus dem sonderbaren Beyspiel des Romulus und Remus, daß Könige oft sehr niedrig und unbekannt geboren werden. Darauf erscheint das Kind Jesus, fällt ihm bey, und erzählt verschiedene Wunder bey der Geburt des Meßias, wobey die Juden Zeugen gewesen. Jedermann erstaunt über die Wissenschaft des Kindes, und man räumt ihm den obersten Platz ein.

Man sieht leicht, daß diese wunderlichen Vorstellungen den ersten Künstlern Anlaß zu ihren eben so sonderbaren Gemälden gegeben. Das Kind Jesus nimmt den obersten Platz unter den Lehrern im Tempel ein; es zeigt mit der Hand nach dem Himmel, anzudeuten, daß er von dem höchsten Wesen rede. Die Zuhörer sind voll Verwunderung, einige sehen Christum begierig an, und scheinen über seine Wissenschaften neidisch, andere schreiben seine Reden auf, noch andere machen ihre Bücher zu, als wenn sie solche nun nicht mehr gebrauchten, mit einem Worte, alles scheint einem Wunder ähnlich.

Es wäre auch in der That ein Wunder, wenn man sich ein zwölfjähriges Kind an dem obersten Platze vieler alten sich klug dünkenden Lehrer gedenkt,

gedenkt, und diese begierig und aufmerksam auf seine Lehren hören sieht. Lukas sagt hingegen bloß, daß Christus den Lehrern zuhörte, und sie fragte, welches ein sehr natürlicher Umstand ist. Die Lehrer sehen in ihm weiter nichts als ein Kind von besondern Gaben, daraus folgt aber nicht, daß sie ihm den obersten Platz eingeräumt haben. Seine Handlung war seinem Alter angemessen, er fragte und trug den Lehrern als ein lebhafter wißbegieriger Knabe seine Zweifel vor. Anders können die Worte des Evangelisten nicht erklärt werden.

Wir wollen aber zuvor noch einige Anmerkungen über diese Worte machen, ehe wir die Gemälde davon weiter untersuchen. Der Ort, wo Maria ihren Sohn fand, war vermuthlich in dem Vorhofe des Tempels, wo Männer und Weiber einen Zutritt hatten, und wo sich die Lehrer versammleten, um das Gesetz zu lesen und zu erklären. Ob solches bloß für ihre Schüler oder für das ganze Volk geschahe, davon wollen wir zwey verschiedene Meinungen anführen.

Einige sind der Meynung, daß der Ort, wo Maria den Heiland antraf, keine Schule war, wo die Schüler hingiengen, um sich unterrichten zu lassen, sondern ein zum Tempel gehöriger Saal, wo die Schriftgelehrten sich versammleten,

um allen Juden, die sie um Rath fragten, oder zuhören wollten, die schwersten Stellen des Gesetzes zu erklären. Sie gründen ihre Meynung auf folgende drey Punkte: 1) weil Eltern, die ein Kind verloren, solches nicht in den Schulen suchen werden. 2) Weil Lukas nicht von einem Lehrmeister und Schüler redet, sondern von verschiedenen Schriftgelehrten, welchen Christus zuhörte. 3) Weil es bekannt ist, daß diese sich im Tempel versammleten, und dem Volke das Gesetz öffentlich erklärten.

Diese Gründe haben zwar einige Wahrscheinlichkeit, doch nehmen die wenigsten solche an; man glaubt vielmehr, daß es eine ordentliche Schule gewesen, darinn die Lehrer ihre Untergebenen unterrichteten, von der Lukas redet. Man könnte aber annehmen, daß dieß öffentlich geschahe; dadurch entstünde ein Kontrast zwischen den Lehrern, den Schülern, und übrigen Zuhörern, zugleich aber wurden beyde obige Meynungen dadurch einigermaßen vereinigt.

Die Lehrer saßen während ihres Unterrichts auf hohen Stühlen, und das war ihr Vorrecht. Man kann aber weder die Form dieser Stühle, noch ihre Materie angeben. Wir wissen bloß, daß zu den Stühlen, deren sich die Priester im Tempel bedienten, Bley gebraucht wurde; we-

nigstens scheint dieses aus einer Stelle des Josephus zu folgen: „Einige Priester bedienten sich in Ermangelung der Pfeile wider die Römer, der Bratspieße, die im Tempel waren, und anstatt der Steine, nahmen sie das von ihren Stühlen gerissene Bley.

Die Ueberlieferungen sagen, daß die Schüler von Moses Zeiten bis auf den Gamaliel, unter dem der Apostel Paulus studierte, bey dem Unterrichte stehen mußten, daß sie aber nach dessen Tode mit einer Krankheit befallen wurden, welche sie zum sitzen nöthigte, und daß durch diese so wenig ehrfurchtsvolle Stellung, die Ehre des Gesetzes verloren gieng. Ohne auf dieses Mährgen zu achten, ist Richard Simon der Meynung, daß die Schüler viel niedriger als die Lehrer, und in einem halben Cirkul, theils auf Bänken, theils an der Erde auf Decken saßen. Paulus sagt, daß er zu den Füßen des Gamaliel erzogen worden, daraus will man beweisen, daß die Schüler wirklich zu den Füßen des Lehrers, und oft auf dem Fußboden saßen.

Jeder Lehrer wurde von seinen Schülern in den Lehrsaal begleitet, sie umgaben ihn, und waren gleichsam seine Beschützer und Vertheidiger. Daraus entstunden oft böse Folgen, allerley Intrigen, Neid und gefährliche Ausschweifungen.

Einige

Einige Künstler haben die jüdischen Lehrer zu unterscheiden gesucht, und ihnen zu dem Ende eine Priesterkleidung gegeben. Dieß ist ein Fehler, denn die Lehrer waren keine Priester. Die Priester bestunden aus drey Klassen, und beschäfftigten sich mehrentheils mit den Ceremonien des Gottesdienstes, mit dem Opfer, mit dem Singen und der Musik, und mit Bewachung des Tempels. Die meisten schränkten sich auf dieses weichliche müßige Leben ein, da indessen die gelehrten Layen die Lehrmeister des Volks wurden.

Die Schriftgelehrten mögen nun aber etwas bey dem Tempeldienste zu thun gehabt haben, oder bloße Privatpersonen gewesen seyn; so kleideten sie sich wie die übrigen Juden, nur mit dem Unterschiede, daß sie breitere Tephilim an der Stirne, und an ihren Mänteln längere blaue Franzen, als gewöhnlich, trugen, um sich dadurch von dem übrigen Volke zu unterscheiden, und für genaue Beobachter des Gesetzes gehalten zu werden.

Nach einigen neuern Gelehrten könnte man diesen Schriftgelehrten noch ein anderes unterscheidendes Kennzeichen geben. Sie behaupten nämlich, daß solche einen Schlüssel, zum Zeichen des sich allein angemaßten Rechts, das Gesetz zu erklären, getragen haben. Sie führen den 52sten Vers des

11ten Kapitels des Lukas an: Wehe euch Schriftgelehrten, die ihr den Schlüssel des Erkenntnisses habt, ihr kommt nicht hinein, und wehret denen, die hinein wollen.

Es ist wahr, daß die Gewohnheit, einen Schlüssel, als ein Kennzeichen der Wissenschaft zu tragen, im Alterthume nicht ganz unbekannt gewesen; man findet bey verschiedenen Nationen Spuren davon. Die Denkmaale und Zeugnisse, welche wir davon haben, beweisen, daß man dieses Kennzeichen insgemein auf der Schulter getragen. Jesaias zielt vielleicht auf diesen Gebrauch, wenn er im Namen des Herrn sagt: Ich will die Schlüssel zum Hause Davids auf seine Schultern legen, daß er aufthue, und niemand zuschließe.

Es läßt sich unmöglich darthun, ob dieser Gebrauch zu Christi Zeiten üblich gewesen, inzwischen glaube ich, daß die angeführten Stellen den Maler berechtigen, den Schriftgelehrten dieses Unterscheidungszeichen zu geben.

Wir kommen nunmehr auf den Heiland selbst. Er war zwey Nächte, und fast drey Tage, von seinen Eltern abwesend. Lukas sagt nicht, wo er sich während der Zeit aufgehalten. Einige glauben, Gott habe ein Wunder gethan, und seinen Sohn unsichtbar gemacht. Andere, daß ihn ein

Bür-

Bürger in Jerusalem, und vielleicht gar einer der Schriftgelehrten, in sein Haus aufgenommen, mit in den Tempel gebracht, und ihn dem Unterrichte beywohnen lassen. Dem sey wie ihm wolle, Christus war zwölf Jahre alt, und nicht beynahe zwanzig, wie ihn viele Maler abbilden. Maria gieng damals ohngefähr in das acht und zwanzigste Jahr, welches die Künstler auch nicht allemal beobachten.

Die Künstler setzen alle voraus, daß Maria Christum am Tage im Tempel gefunden, und dieß ist auch wahrscheinlich, weil der Tempel des Abends zugeschlossen wurde. Wir haben schon angemerkt, daß sie fehlen, indem sie ein Wunder annehmen. Christus saß unter den Lehrern, das heißt auf dem Platze der Schüler, nicht aber an der obersten Stelle der Lehrer: Er hörte ihnen zu, und that allerley Fragen, welches weit vom Vorsitze führen entfernt ist. Christus maßte sich gewiß kein solches Recht an, da er den Pharisäern Vorwürfe macht, daß sie sich allemal den vornehmsten Platz in den Synagogen zueignen.

Andere Künstler stellen den Heiland stehend unter den Lehrern vor, welches dem ersten Anscheine nach, der heiligen Schrift zuwider ist, die da sagt, daß er saß. Doch kann man es vertheidigen, weil Christus aufstehen mußte, um seinen

Eltern zu folgen: und diese Stellung ist vielleicht die einzige, welche zu wählen ist. Es scheint auch, daß viele Maler den Zeitpunkt vor Augen gehabt, da Maria in dem Tempel anlangt. Das Kind Jesus kommt ihr entgegen, und scheint ihr von seinem himmlischen Vater vorzureden, wenigstens zeigt er mit der Hand nach dem Himmel.

Inzwischen könnte man diese Bewegung der Hand tadeln. Er redet zwar von seinem himmlischen Vater, wenn er sagt: wisset ihr nicht, daß ich seyn muß, in dem das meines Vaters ist? Allein der Evangelist merkt an, daß seine Eltern ihn nicht verstanden. Hätte Christus dabey nach dem Himmel gewiesen, so würden sie den Sinn dieser Worte eher gefaßt haben.

Wir könnten hier die schon mehr gemachte Erinnerung wiederholen, nämlich, daß viele Maler zu sehr den göttlichen Charakter des Kindes Jesus vorzustellen suchen. Es steht nirgends in der heiligen Schrift, daß der Heiland in den ersten zwölf Jahren seines Lebens, seinen göttlichen Stand durch irgend eine Handlung geäußert, oder einige Wunder gethan habe. Maria und Joseph hatten darüber nur dunkle Begriffe: alles was sie sahen und hörten, waren ihnen Räthsel, der Evangelist setzt deswegen hinzu, daß Maria alle diese Sachen in ihrem Herzen behielte, und darüber nachdachte.

Hät-

Hätten Maria und Joseph das Kind Jesu gleich nach der Geburt angebetet, hätten die Hirten ihn für einen wahren Gott gehalten, wären bey seiner Ankunft in Egypten die Götzenbilder über den Haufen gefallen, und sonst so viele Wunder geschehen, hätte er sich gegen den Johannes so betragen, wie wir oben bemerkt haben, so müßten seine Eltern ihn nothwendig verstanden haben, wenn er von seinem himmlischen Vater redete. Daraus folgt, daß die Maler in geistlichen Gemälden nicht zu sorgfältig seyn können, und weder ihre Kleider noch Gedanken, den darinn vorkommenden Personen beylegen dürfen.

Zuletzt will ich noch eine Anmerkung machen. Dadurch, daß die Maler die Verwunderung der Schriftgelehrten über die Fragen des Heilandes, und die Rückkehr desselben zu seinen Eltern, in ein Gemälde bringen wollen, haben sie uns bisher sehr unvollkommene Stücke geliefert. Sie sollten eines oder das andre wählen, beyde zugleich schicken sich nicht zusammen.

Als die Schriftgelehrten die klugen Fragen des Kindes hörten, verwunderten sie sich. Sie sahen bald einander, bald Jesum an, fragten, wem er zugehörete, und gewannen ihn lieb. Wählt man dieses, so muß im ganzen Gemälde Erstau-

nen und Bewunderung herrschen. Ein Kind redet, und jedermann ist aufmerksam darauf.

Wählt man aber den Augenblick, da Joseph und Maria ankommen, so ändert sich die Scene. Bey den Lehrern äußerte sich Neubegierde und Vergnügen. Derjenige Israelite, welcher ihn zu sich genommen hatte, überlieferte ihn der Mutter, und sagte, sie dürfe nichts befürchten. Die Begebenheit, daß eine Mutter ihren Sohn wieder fand, mußte eine Unruhe, eine gewisse allgemeine Bewegung erregen, welche sich gar nicht mit der ernsthaften Miene zusammen reimen läßt, welche die Maler den Schriftgelehrten beylegen, indem sie die Reden des Heilandes aufschreiben. Wenn man sich nicht gleichsam völlig in die Handlung des Gegenstandes versetzt, welchen man vorstellen will, so wird man selten Gemälde liefern, die ganz mit der Wahrheit überein stimmen, und dieses ist gleichwohl das einzige Mittel, um den Beyfall der Nachwelt zu erhalten.

E N D E.

Inhalt.

Inhalt.

Erste Abtheilung.

Einleitung Seite 3

Kap. 1. Die Genealogie des Heilandes 15

2. Die heilige Anna und Joachim, die Eltern der Maria 21

3. Die Empfängniß der Maria 25

4. Die Geburt der Maria 34

5. Der Name der Maria 40

6. Ihre Darstellung im Tempel 45

7. Ihre Erziehung 50

8. Das Gelübde der Maria 57

9. Das Bildniß Josephs 62

10. Das Bildniß der Maria 68

11. Von der Kleidung der Juden 104

12. Die Erscheinung des Zacharias 125

13. Die Empfängniß des Johannes 140

14. Die Verlobung der Maria 143

15. Die

Inhalt.

Kap. 15. Die Heyrath der Maria Seite 145
16. Ihr Gelübde der Keuschheit 260
17. Die Verkündigung 162
18. Die Heimsuchung 183
19. Die Trennung von der Elisabeth 190
20. Der erste Traum Josephs 191
21. Die Hochzeit der Maria 195
22. Die Geburt des Johannes 200
23. Die Beschneidung des Johannes 206
24. Die Namengebung des Johannes 207
25. Die Reinigung der Elisabeth 217
26. Die Schwangerschaft der Maria 220
27. Die Probe des bittern Wassers 221

Zweyte Abtheilung.

Kap. 1. Von den Druiden S. 225
2. Von den Sibyllen 228
3. Die Reise nach Bethlehem 230
4. Die Geburt Christi 233
5. Die Anbetung der Engel 253
6. Die Erscheinung der Engel bey den Hirten 256
7. Die

Inhalt.

Kap. 7. Die Anbetung der Hirten Seite 267
8. Die Abreise der Hirten 275
9. Die Beschneidung 278
10. Der Name Jesus 291
11. Die Zählung des Volks 266
12. Erste Erscheinung des Sterns bey den drey Königen oder den Weisen 299
13. Die drey Weisen in Jerusalem 301
14. Herodes beruft die Juden zusammen 303
15. Herodes läßt die Weisen heimlich zu sich kommen 307
16. Die zweyte Erscheinung des Sterns 308
17. Die Anbetung der drey Weisen 311
18. Anmerkungen über die Weisen 322
19. Traum der drey Weisen 334
20. Abreise der drey Weisen 336
21. Die Reinigung der Maria 337
22. Der Tod des Zacharias 345
23. Die Darstellung des Heilandes im Tempel 347
24. Herr nun läßt du deinen Diener in Friede fahren, oder das Nunc dimittis 356
25. Zwey-

Inhalt.

Kap. 25. Zweyter Traum Josephs S. 370
26. Die Flucht nach Egypten 372
27. Der Kindermord 387
28. Der Aufenthalt in Egypten 390
29. Der Tod des Herodes 395
30. Die Zurückkunft aus Egypten 397
31. Die Ruhe in Egypten 403
32. Das Kind Jesus 407
33. Die Erziehung Christi 412
34. Die Kindheit des Johannes 418
35. Die heilige Familie 420
36. Erstes Osterfest des Heilandes 425
37. Christus lehrt unter den Schriftgelehrten im Tempel 429

Verzeichnis einiger Kupferstiche, so in der Dyckischen Buchhandlung zu haben sind.

	gemalt.	gestochen.
Bildnisse: Friedrich August, Churfürst zu Sachsen = =	Graff.	Bause.
--- C. F. Gellert =	Oeser.	ebenders.
--- Dasselbe. = =	Dinglinger inn.	Geyser.
--- Gottlieb Wilhelm Rabener = =	Graff.	Bause.
--- Salomon Geßner	ebenders.	Bause.
--- Christian Felix Weiße = =	ebend.	ebenders.
--- Gotth. Ephr. Leßing	Graff.	Bause.
--- Moses Mendelssohn = =	Graff.	Bause.
--- Kaspar Richter,	Graff.	Bause.
--- Rathsherr Schubarth = =	Oeser.	Bause.
--- Ferdinand, Herzog von Braunschweig	Hänisch.	Bause.
--- Christiane Henriette Kochinn, als Pelopia im Atreus und Thyest des Herrn Weiße. = =	Graff.	ebenders.
--- Raphael Mengs	R. Mengs.	Boetius.
--- Karl Hütin, = =	Hütin.	Boetius.
--- Josephs II. Röm. Kaiser = =	Reclam.	D. Berger.
--- Christian Friedrich Blume = =	Falbe.	Schmidt.
--- Maria Antonia, Churfürstinn von Sachsen = =		Canale.

	gemalt.	gestochen.
Bildnisse: Prinz Xaver = =	Casanova.	ebenderf.
— Josephe, Königinn von Pohlen = =	Rotari.	Canale.
— Chevalier von Sachsen = = =	D. Müller.	Zucchi.
— Christ. Ehrgott Raschig, Mag. = =	Casanova.	Sahler.
— Stalbent, Maler in Flandern = =	van Dyck.	ebenderf.
Die Vertraute = =	Kupelzky.	Bause.
Artemisia = = =	Guido Reni.	ebend.
Die drey Apostel = =	Caravagio.	gemalt.
	Oeser.	gezeichnet.
	Bause.	gestochen.
Der Persianer = =	Mieris.	Bause.
Sara, die dem Abraham die Hagar zuführt = =	D. Bray.	Geyser.
Das Gepäcke, eine Landschaft	Wouwermans.	ebend.
Das Johannisfest = =	Nic. Knupfer.	ebend.
Der Brunnen am Wege, eine Landschaft = =	Ferg.	ebend.
Die Ruhe am Brunnen, eine Landschaft = =	Ferg.	ebenderf.
Action près de Choczim -	Chodowiecki.	Chodowiecki.
Vues des environs de Seaux	Reclam.	Reclam.
Historische Sammlung von B. Rode, 2. Sammlung 18 Blatt = =	Rode.	Rode.
Abraham will seinen Sohn opfern. = =	Rode.	Rode.
Larven, nach den Modellen des Herrn Schlüters. =		Rode.
Mehrere einzelne Blätter von Rode nach eigenen Gemälden.		
Cabinet d'un Peintre - -	Chodowiecki.	
18 Blatt Landschaften, und andere Gegenstände. =	Klengel.	Klengel.
la Veille prevajande - -	Dietrich Stölzel.	
la Souris attrapée - -	=	=
Der Herbst. = =	=	=
Zwey Blatt nach le Sueur von Berger dem Sohne. = =	Le Sueur.	D. Berger.

	gemalt.	gestochen.
Die Bacchanten. = =	Carpioni.	Mechan.
Recueil de differens sujets, 36 Blatt. = =	C. Hutin.	C. Hutin.
La menagerie Saxonne - -	ebenderf.	Camerata.
Les careſſes reciproques, La belle reveuſe, 2 Blatt.	Jaurat.	Tiſchler.
Der Gelehrte in der Studierſtube. = =	T. Wyck.	Leichſenring.
Ein Kopf auf Zeichnungsart.	Blanchet.	Felber.
Der barmherzige Samariter.	Feti.	Camerata.
Eine ſchlafende Schäferinn.	Creſpi.	Camerata.
Apollo, der den Marſyas ſchindet. = =	Longetti.	Zucchi.
Il Sette Sacramenti, 9 Blatt.	Creſpi.	ebenderf.
Joſeph bey den Heerden Labans = = =	Chr. Brand der junge.	Fr. Brand der jüngſte.
Neun Landſchaften. = =	Thiele.	Thiele.
La fuite en Egypte - -	Feti.	Tiſchler.
Ein Viehſtück. = =	du Jardin,	Boetius.
Sieben Kupferſtiche nach verſchiedenen Handzeichnungen berühmter Meiſter. =		J. C. Krüger.
Zwey Landſchaften, wie mit der Feder gezeichnet = =	Brinkmann.	Boetius.
Etude de Raphael de la Tete d'Apollon peint au Vatican - - -	Caſanova.	Sahler.
Ein Viehſtück = =	F. Roos.	ebend.
Ein Bruſtbild = =	Rembrandt.	Canale.
Il Trionfo della Fedelta, 9 Blatt = =	B. Müller.	Zucchi.
Taleſtri Regina delle Amazoni, 9 Blatt. = =	ebenderf.	ebend.
Die Chymie und Magie, 2 Blatt. = = =	Liſſandrino.	Liebe.
Eine Landſchaft = =	Dieterich.	Stölzel.
Der Morgen = =	Wagner.	Holzmann.
Vier Landſchaften = =	ebend.	ebenderf.
Vier Köpfe = = =	Rotari.	Camerara.
Ein Krucifix = = =	Piazette.	ebend.
Vier Landſchaften = =	Boucher.	Ernſt.

	gemalt.	gestochen.
St. Gregoire se retire dans une Caverne - -	E. Vanloo.	Moles.
Predication de St. Jean -	Maratte.	Dupuis.
Galathée - - -	ebenderf.	Audran.
Flores mei fructus honoris et honestatis - - -	ebend.	J. Frey.
Die Mutter Gottes = =	ebenderf.	Zucchi.
Der keusche Joseph = =	Cignani.	ebend.
Die Abnehmung Christi vom Kreuze = = =	Dan. Riccia-relli Volatter-ranus.	Nic. Dorigny.
Le Gout gemit sous les loix de la folie - -	Cochin.	Massard.
Le Gout commence à s'affranchir des liens de la sotise - - -	ebenderf.	ebend.
Le Triomphe du Gout -	ebenderf.	Launay.
Vorstellung der Baalbelischen Alterthümer, 6 Blatt =	Baalbeck.	Kilian.
Gartenprospekte, 2 Blatt. =		ebend.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Molé, Guillaume François Roger,

Kritische Anmerkungen über die Fehler der Maler wider die geistliche Geschichte und das Kostum

Leipzig 1772

Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.L.art.o.41
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11711603-4
VD18 10366180-005